

Runde der Einfache mit Arbeit - 20 Jahre vor dem Krieg

Barbara Bonhage



Gnadenlos geirrt

DIE GESCHICHTE MEINER
GROSSMUTTER 1907 - 1945

18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100

Am Anfang stand ein aussergewöhnlicher Quellenfund: Briefe einer bekennenden Nationalsozialistin, hunderte davon, aus der Feder der eigenen Grossmutter. 75 Jahre nachdem Hilde ihren Namen unter die letzte Zeile setzte, nimmt ihre jüngste Enkelin den Faden wieder auf. Sie schlüpft in die Schuhe ihrer Ahnin und führt uns ab 1921 über zweieinhalb Jahrzehnte hinweg durch deren Alltag. So entsteht ein ungewöhnlicher Einblick in die damalige Nazi-Diktatur. Wir fühlen mit, obwohl wir doch Abscheu für Hildes Denken und Handeln empfinden. «Hätte auch ich mich damals so gnadenlos geirrt?», wird zur drängenden Leitfrage der Lektüre.



Barbara Bonhage (48) wohnt am Zürichsee, ist Historikerin und arbeitet als Beraterin sowie als Hochschuldozentin.

Verlag: tredition € 16,99 [D]

ISBN 978-3-347-25876-1



9783347258761

Gnadenlos geirrt

Die Geschichte meiner Grossmutter
1907-1945

Barbara Bonhage

Gnadenlos geirrt

Die Geschichte meiner Grossmutter
1907-1945



Charkow ●
 →
 1500 km
 von Posen

- Hildes Aufenthaltsorte zwischen 1907 und 1945.
- Weitere wichtige Orte.

Verwaltungskarte der NSDAP aus dem Jahr 1944 mit allen Gauen, Kreisen und Städten in deutscher Bezeichnung. In dieser Darstellung sind Gebiete im Westen, Osten und Süden so ins «Grossdeutsche Reich» integriert, wie das die Nationalsozialisten gerne gesehen hätten.

0 50 100 150 200 km

ZWOLLE

Amsterdam

BOCKSWIESE

BERLIN

Crosser

DORTMUND

BEYERN

LONDON



400 km von Dortmund

Wassenberg

Hattingen

Karlsbad

Nürnberg

Strassburg

ST. BLASIEN

Hirschegg

Gra



© 2021 Barbara Bonhage, barbarabonhage.ch

Gestaltung: Anita Lussmann Aragão, luar.ch

Lektorat: Barbara Tänzler, textamwasser.ch

Korrektorat: Corinne Hügli

Verlag & Druck: tredition GmbH,

Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg



ISBN Paperback 978-3-347-25876-1

ISBN Hardcover 978-3-347-25877-8

ISBN e-Book 978-3-347-25878-5

Das Werk, einschliesslich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Dieses Buch erzählt von realen Personen und basiert auf reichhaltiger Dokumentation. Es gibt nach sorgfältiger Recherche die Interpretation der Autorin wieder. Alle verwendeten Materialien, die weiterführende Literatur, Übersichtstafeln und Verzeichnisse sind im Anhang aufgeführt. Alle Namen von lebenden Personen wurden geändert.

Titelbild: Hilde, etwa 31 Jahre alt. Das Bild entstand vermutlich 1938 anlässlich der Verleihung des Mutterehrenkreuzes. Hilde hat die «Ehrennadel für die kinderreiche Mutter» angesteckt.

Inhalt

Das Erbe ausschlagen	8
Den Anschluss finden (1921–1932)	11
«Heil Hitler! Dein Schwesterlein» (1932–1939)	39
Den Osten besiedeln (1939–1942)	77
«Gelernt ist gelernt» (1942–1943)	109
Krank und bitter enttäuscht (1943–1944)	133
Abschied nehmen (1945)	165
Nach 1945	191
Gestapeltes Schweigen	194
Dank	197
Personenübersicht	198
Zeittafel	199
Abkürzungen	202
Quellen	204
Literatur	208
Bildnachweis	212

Das Erbe ausschlagen

Auf den folgenden Seiten erzähle ich die Geschichte meiner Grossmutter. Sie war eine Nazi. Das wusste ich schon lange – aber nichts Genaues. Niemand sprach davon. «Ich habe eigentlich kaum Erinnerungen an sie», sagte mein Vater immer.

Vor wenigen Jahren sind unerwartet Briefe aufgetaucht, die aus ihrer Feder stammen. Ich lernte die Sütterlinschrift lesen und entzifferte, was Hilde, so hiess sie, über zwei Jahrzehnte hinweg in mehreren hundert Briefen schrieb. Dann entschied ich mich, nachzuforschen. Ich folgte Hildes Lebensweg, fühlte mich ein in ihren Schmerz und die Freuden ihres kurzen Lebens. Aus der Distanz der Jahrzehnte und mit dem Wissen um das Verbrechen wollte ich herausfinden, wie sie das, was sie tat, für richtig halten konnte. Und ich begann zu verstehen, warum alle immer geschwiegen haben.

Schliesslich beschloss ich, Hildes Geschichte aufzuschreiben. Ich liebte mir ihre Stimme und wagte es, mich ihrer Denkweise anzunähern. Vieles, was sie nicht wahrnehmen wollte oder konnte oder schlicht leugnete, ergänzte ich. Oft bin ich an ihr schier verzweifelt. Ich konnte kaum fassen, wie verblendet sie war, wie rassistisch sie dachte und wie überheblich sie handelte.

Nicht selten war ich aber überrascht, wie sehr Hildes Leben meinem, unserem heute ähnelt. Wie fast jede und jeder, versuchte auch sie, voller Hoffnung für sich und ihre Kinder die Zukunft zu gestalten. Wie wir wohl alle, wollte auch sie zu einer besseren Welt beitragen. Sie wollte lieben, ehrlich ihren Anteil leisten und kam um bittere Enttäuschungen nicht herum. Das alles wird aus ihren vielen Berichten gut erkennbar. Sie schrieb hastig, oft unterbrochen von dem, was von ihr verlangt war in einem Alltag zwischen Arbeit, Windeln und Wehrmacht.

Hilde glaubte immer, auf gutem Weg zu sein. Heute ist klar, dass dem nicht so war.

Hildes Geschichte zeigt auch, dass das Schweigen über das Verbrechen nicht erst nach Kriegsende begann. Das Verschweigen gehörte von Anfang an dazu, zum infamen Auftrag, den sich die Nazis selbst gegeben hatten. Danach haben Kinder und Kindeskindern weitergeschwiegen, den Auftrag weitergeführt – bewusst oder unbewusst.

So kann es sein, dass das lange Schweigen nach drei Generationen in Vergessen übergeht. Das sollte nicht sein. Wenn wir die Geschichten schon kennen, sollten wir von solchen, wie Hilde eine war, erzählen – auch dann, wenn es unsere eigenen Grosseltern sind. Es ist wichtig, dieses Erbe endlich auszuschlagen.

Barbara Bonhage, im April 2021



Hilde (2. v.l.) im Alter von elf Jahren
zusammen mit ihrem Vater Paul, ihrer
Mutter Hedwig und ihrer Schwester
Elle in Holland 1918.

Den Anschluss finden 1921-1932

Noch einmal zählte Hilde nach, ob genügend Stühle da waren. Auch an diesem Nachmittag, es war im Sommer 1921, würden alle wieder in ihrem Garten zusammenkommen. Der Tisch war gedeckt, das Dortmunder Wetter dem hübschen, 14-jährigen Mädchen gewogen. Erstmals, seit sie in Deutschland lebte, fühlte sich Hilde richtig dazugehörig. Dank der Treffen ihrer Jugendgruppe war sie endlich angekommen.

Erst vor Kurzem hatte Hilde das freistehende Haus in der Gartenstadt mit ihren Eltern und der jüngeren Schwester bezogen. Umgeben von einem parkartigen Garten, stand es von der Strasse etwas zurückversetzt. Wenige Stufen führten hinauf zum Eingang. Sein überdachter Vorplatz war von vier weissen Säulen eingefasst. Das Portal verlieh dem Haus etwas Herrschaftliches. Es war stattlich und mit seinen beiden Stockwerken geräumig ausgefallen. Der Estrich könnte später ausgebaut werden. Hilde und ihre Schwester, Elsbeth, genannt Elle, hatten beide nun wieder ein eigenes Zimmer.

Hilde kam aus einer gebildeten und wohlhabenden Familie, die international positioniert und gleichzeitig deutschnational eingestellt war. Ihre Eltern hatten sich kurz vor der Jahrhundertwende in London niedergelassen, wo Hilde 1907 geboren wurde. Dort kam sie früh mit Kunst, Musik und Büchern in Berührung. Gelehrte, Diplomaten und Geschäftsleute gingen bei ihnen im Haus «Glückauf» ein und aus. Hildes Vater, Paul Danneel, führte mit seinem englischen Geschäftspartner, einem Mr. Dumbleday, den Ableger des Hamburger Stammsitzes der Familie. Er handelte «mit Tuchen und Seiden». Das Geschäft lief gut und erlaubte dem Londoner Familienzweig ein mondänes Leben.

Ganz so gross und vornehm, wie Hildes Geburtshaus war ihr neues Zuhause im Ruhrgebiet nicht mehr ausgefallen. Auch fehlte der Blick in die

weite Landschaft. Dafür war der Garten grosszügiger angelegt. Hildes Vater würde nun hier Blumen und Sträucher, Obst und Gemüse gedeihen lassen. Das hatte er ihr versprochen. Sie erinnerte sich gut daran, wie sie ihm schon als kleines Mädchen im Garten hatte helfen dürfen. Als dann in London überraschend alles zu Ende ging, war sie erst sieben. Mitten im Krieg musste nicht nur der Vater, sondern 1916 – getrennt von ihm – auch Hilde mit ihrer Mutter und Schwester England für immer verlassen.

Nach einer Odyssee und dutzendfachen Umzügen kamen sie 1919 nach Dortmund. Zuerst kamen sie nur provisorisch unter, in einer möblierten Wohnung des «schaurigen» und «dreckigen Bürgerhauses», einer städtischen Einrichtung. Einige Monate wohnten sie dort, bis es Hildes Eltern gelang, ein kleines Haus in der ruhigen Gartenstadt zu erstehen. Nun, zwei Jahre später, waren sie eine Strasse weiter an die Freiligrathstrasse gezogen, wo Hilde ihren Freundinnen ein repräsentatives Haus vorzeigen konnte.

Hilde war ein grossgewachsenes, manchmal vorlautes Mädchen. Ihre dunkelblonden Haare waren zu zwei langen Zöpfen geflochten. Aus der Schule brachte sie gute Noten nach Hause. Oft war sie auf dem Nachhauseweg schon von Weitem zu hören, wenn sie mit ihrer Schwester lachend und voller Energie Pläne für den Nachmittag schmiedete. Seit 1921 gehörte Hilde dem Jungnationalen Bund an, den alle «Junabu» nannten. Die Jugendgruppe war Teil der politisch engagierten Bündischen Jugend, die zur Zeit der Weimarer Republik die Tradition der vormaligen Wandervogel- und Pfadfinderbewegung weiterführte. Möglichst weit weg von zu Hause suchten sie die Freiheit.

Hildes Eltern hatten ihre beiden Töchter zum Beitritt ermutigt. Der neu gegründete Bund hatte sich vom rechtskonservativen und monarchistisch geprägten «Deutschnationalen Bund» abgespalten. Er schloss Juden von einer Mitgliedschaft aus. Der Junabu wollte die Erneuerung.

Er lehnte die Prinzipien der parlamentarischen Demokratien, wie sie etwa in England, Frankreich und den USA im Entstehen begriffen waren, strikt ab. Hilde war « Junabuerin» von ganzem Herzen.

Mit den Mädchen ihrer Gruppe verbrachten Hilde und ihre Schwester etliche lange Nachmittage. Manchmal versuchten sie Bruchstücke dessen zu wiederholen, was sie aus den Gesprächen ihrer Eltern über die politische Lage herausgehört hatten. Gemeinsam lasen sie die Artikel der Verbandszeitschrift *Jungnationale Stimmen*. Nickend stimmten sie zu, wenn die Demokratie der Weimarer Republik destruktiv und volksfeindlich genannt wurde. Sie verhandelten das Weltgeschehen wie Erwachsene und glaubten fest daran, dass die Führer des Jugendbundes zusammen mit Politikern einen neuen Weg für Deutschland finden würden. Hilde und ihre Freundinnen hatten gelernt, die Bedingungen des Versailler Vertrags als unerträglich zu empfinden. Die Siegermächte hatten Deutschland gedemütigt.

Nach ernsthaften Gesprächen bei Kaffee und Kuchen schlugen sie Rad auf der Wiese oder spielten Fangen. Sie tuschelten miteinander, kicherten oder sangen deutsche Lieder. Einige Jahre später gingen sie zusammen mit den Junabu-Jungs aus der Nachbarschaft «auf Fahrt». Sie zogen wandernd über die Hügel der Umgebung und streiften durch weiter entfernte Wälder. Hilde in ihrem über die Knie reichenden Rock, den ihre Mutter unzählige Male waschen musste. Er passte perfekt zum blaugrauen Fahrtenhemd mit der blauen und silbernen Kordel. Nicht nur die Jungs, auch die Mädchen trugen die Uniform. Ausgangspunkt für ihre Streifzüge war oft ihr «offenes Haus» in der Dortmunder Gartenstadt.

Im Juni 1925, Hilde war 18 Jahre alt, durfte sie zusammen mit Elle und drei Junabu-Jungs für vier Wochen verreisen. Sie zogen gen Süden in den Schwarzwald, bereisten Schaffhausen, sahen zum ersten Mal den tosenden Rheinfall und verweilten einige Tage am Bodensee. Als Junabuer und Juna-

buerinnen waren sie gut vernetzt. Oft kamen sie bei Bundesbrüdern und -Schwestern unter, sie schliefen in Jugendherbergen, auf Heuhaufen, in Waldhütten wie auch völlig abenteuerlich unter freiem Himmel. Sie reisten streckenweise ohne Ziel und in zuweilen strömendem Regen. Als sie eines Abends in einem Stall untergekommen waren, rätselten die fünf, ob nun erst Freitag oder schon Samstag sei. Als der Bauer am nächsten Morgen den Stall in «feinem Sonntagszeug» betrat, nickten sie sich zu und erlaubten sich, ebenfalls die frischen Kleider anzuziehen. Die Jungs legten ein neues Hemd und «den ‚guten‘ Schillerkragen» an, während Hilde und Elle «voller Wonne» in reine Wäsche stiegen. Der Tradition der Wandervogel-Bewegung folgend, zogen sie ihre weissen, «sauberen Inselkleider» an. Ein festliches Gefühl, das Hilde mit der «Sauberkeit des Sonntags» ihrer Kindheit verband.

Einer der mitreisenden jungen Männer war Heinz Rustmeier. Hilde war über Jahre in ihn verliebt und entsprechend am Boden zerstört, als er ihr ein Jahr später schrieb, sie solle bitte davon absehen, ihm weitere Briefe zukommen zu lassen. Sein Vater wünsche keine Damenbekanntschaft, begründete er kühl. Hilde war verletzt. Heinz' Abfuhr war schroff und sein Ton so ganz anders als sonst. «Ein so feiner Mensch!», seufzte Hilde in der Umarmung ihrer kleinen Schwester, die sie tröstete. Im gleichen Brief hatte Heinz Hilde wissen lassen, dass er seine Gruppe auflösen würde. Es wurde auch das Ende von Hildes eigener glücklichen Junabu-Zeit. Der enge Kontakt zu Heinz blieb aber bestehen.

1926 bestand Hilde im Dortmunder Goethe-Gymnasium ihr Abitur. Ihre Klassenkameradinnen nannten sie in der Zeit «Elefantenkücken», da sie nicht nur gross gewachsen, sondern auch kräftig gebaut war. Ausserdem war sie oft zu schnell unterwegs oder bewegte sich ungeschickt. Dann stolperte sie über eine Stufe oder Kante und stürzte. Zu Hause fiel sie wiederholt die Treppe hinunter. Einmal zerbrach dabei ihre Füllfeder, mit der sie so gerne ihre viele Seiten langen Briefe schrieb.

Im Sommer vor ihrem Abitur trat Hilde erstmals eine grosse, internationale Reise an. Am 29. Juli 1925 machte sie sich auf den Weg nach London, in ihre Geburtsstadt. In der Früh nahm sie in Dortmund den Zug bis Duisburg, wo sie in den «noblen Luxuszug, „fürnehm‘ II. Klasse, grün gepolstert» umstieg, um an die Küste zu gelangen. Um 11 Uhr schiffte sie sich in Hoek van Holland zur Überfahrt über den Kanal ein.

Hilde blieb lange an der Reling stehen und verbrachte auch «die halbe Nacht» auf Deck. Es war Vollmond bei stürmischer See. Salz lag in der Luft. Vor neun Jahren hatte sie diese Reise in umgekehrter Richtung getan. Unfreiwillig damals, verzweifelt. Dieses Mal strotzte sie vor Selbstbewusstsein. In einem Brief an ihre Schwester liess sie die Stunden ihrer Reise Revue passieren. «Stolz wie Oskar» sei sie schon an der holländischen Grenze gewesen. Ihren Koffer musste sie zwar öffnen, ihr Pass wurde aber nur durchgeblättert und sie durchgewinkt. Am Hafen angekommen, nannte sie am Schalter ihren Namen und bekam sogleich eine bereits beschriftete «Kajütkarte» ausgehändigt. Auch gab sie hier «vertrauensvoll» ihr Gepäck ab, das sie dann später tatsächlich in der Kajüte wieder vorfand: «Ich schmiss die Sache.» Sie fühlte sich als geborenes Organisationstalent ganz in ihrem Element.

Nach wenigen Stunden Schlaf in der Kajüte schlich sich Hilde in der Früh um 4.30 Uhr wieder auf Deck. Sie wollte, in ihren Mantel gehüllt, den Sonnenaufgang miterleben und beobachten, wie sich die Küste von Dover langsam näherte. Um 6 Uhr hatte sie wieder festen Boden unter den Füßen und ging «kühl lächelnd» durch die Passkontrolle. «Ich bin eben ein Glückskind», schrieb sie ihrer Schwester.

«Liverpool Station» in London beeindruckte die junge Frau schwer. Der ganze Bahnhof schien in Bewegung, Menschen strömten in alle Richtungen. Ein brummender Lärm herrschte, Bremsen quietschten und Händler schrien, dazwischen wimmelte das Personal in verschiedenen Berufsuniformen herum. Einen so grossen Bahnhof gab es in Deutschland nicht. Hilde war gespannt auf die Metropole, ihren Onkel und die englische Tante, die sie beide seit Jahren nicht

mehr gesehen hatte. Sie sah der Begegnung mit ihrem Cousin Roland aufgeregt entgegen und war dann erstaunt, wie vertraut er ihr nach den vielen Jahren noch war.

Im Haus wurde Hilde mit «bacon and egg» empfangen und begann sofort damit, ihr Englisch auszuprobieren. Im Radio wurde gerade darüber berichtet, dass die Stadt Essen im Ruhrgebiet nach zweijähriger Besetzung durch französische Truppen wieder frei und deutsch sei. Das galt es doch zu feiern!

Hilde war «happy» in ihrem London, sie las englische Zeitungen und versuchte Kreuzworträtsel zu lösen. Sie besuchte Verwandte und alte Freunde der Familie. Die Londoner hatten ein eigenes Auto, mit dem sie gemeinsam Ausflüge in die nahe Umgebung, nach Oxford oder an einen See unternahmen. Abends im Bett, wenn alle zur Ruhe gekommen waren, wurde Hilde bewusst, dass es dem Londoner Familienteil besser ging als ihnen in Dortmund. Ein Auto konnten sich Hildes Eltern nicht leisten. Hilde hatte ihren Eltern nicht einmal erzählt, dass sie ihren neuen Mantel im Zug hatte hängen lassen. Erst nachdem sie ihn im Fundbüro von Liverpool Station wiederbekommen hatte, berichtete sie vom Malheur.

Hilde war als Sechsjährige 1913 in die «Craydon High School for Girls» eingeschult worden. Mit dem Kriegsausbruch erfuhr ihr glückliches Leben aber ein jähes Ende. Ihr Vater, Paul Danneel, wurde als Angehöriger einer Feindesmacht interniert. Er kam auf der Isle of Man in ein Lager. Hilde blieb mit ihrer Mutter und der Schwester im grossen Haus alleine zurück. Die Briten beschlagnahmten das Vermögen, gaben aber monatlich Beträge für den Lebensunterhalt der Familie frei. Als eines Tages ein Pflasterstein durchs Fenster flog und auf dem Wohnzimmerteppich liegen blieb, realisierte Hildes Mutter, Hedwig Danneel, dass sie als Deutsche in England zwar noch geduldet, aber nicht mehr geschätzt waren.

Trotzdem kam der Landesverweis des britischen Geheimdienstes 1916 überraschend. Hildes Mutter hatte von einem bekannten, ebenfalls internierten

Liebe Elle! und lieber Heinz!

9.1.1925.

So glücklich und schön war ich, ich wohl kaum jemals
vor angekommen. Also nun fang von der Reise und allem andern
zu erzählen. In Dinslaken kamen wir in den noblen Lust-
zug „Promenade“ II. Klasse ganz gutgepaßt für überaus flott
begleitet, der fast nur da war, hätte unser Arbeit.
Die holländische Grenze hatten wir bald erreicht, wir blieben
im Zug und unsere Pässe wurden mir in ungeklärter und die
die für und mit wieder zu gemacht. In Holland konnte ich
für die alten thürsche Löffeln. Am 11. waren wir in York
von Holland, wo die Pässe nachgelassen wurden. Am ersten Tag
wurde man auf die Schiff umstellen, wir konnten mir
unser Namen, mit schon gekommen wir unsere fertig ausge-
handelt Reisepässe. Das zog an alle Holz in einem
wahrlich mit, man teilte uns die Sommer hatten auch, auf
den Zug, das ich einen ganz kleinen Übergang hatte, und
das war, aber als wir in einer kleinen Stadt war
es natürlich da. So war es übergeben. Ich „Heinz“
die Tage auf Holzstück gezeigt. Es war Holland sein, und etwas
schon aber wunderbar, und so blieben wir bis 2.1 auf dem
und großen des Dams. Dann fingen wir bis 2.5 in dem
den Sommerausgang und die langen auf nächsten Löffeln

deutschen Offizier auf Urlaub einen Brief erhalten – versteckt in einer Pralinschachtel. Der Offizier wollte fliehen und bat um einen Zugfahrplan. Hildes Mutter ahnte, wie gefährlich die Sache ausgehen könnte und unterliess jede Reaktion. Als der Offizier aber tatsächlich einen Fluchtversuch unternahm und verhaftet wurde, nannte er seine Kontakte. So kam es, dass das «War Office» Hildes Mutter mit den Mädchen ohne jede weitere Anhörung auswies. Die Möbel aus dem Haus mussten eingelagert werden. Die neunjährige Hilde sass im leeren Haus neben ihrer weinenden Mutter auf der Treppe und versuchte hilflos, sie zu trösten. Wenig später fuhren sie alle «im ‚Cab‘ den Hügel hinunter» und nahmen in «Victoria Station» Abschied von ihren Freunden und, wie sie befürchteten, für immer von London. Ein Auto brachte sie zur Küste nach Southampton, wo Hildes Mutter, mit je einem der Mädchen rechts und links an der Hand, den Pier entlang zum bereitstehenden Schiff ging.

Die kleine Elle schluchzte laut. Sie mussten zwischen zwei Reihen von «Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten» hindurchgehen. Das machte der Sechsjährigen Angst. Hilde riss sich zusammen. Erst an Deck des bereitstehenden Schiffs liefen auch ihr die Tränen übers Gesicht. Während der Überfahrt wurde sie furchtbar seekrank. Es stank entsetzlich in der grossen Kabine. Und weil das Schiff im Ärmelkanal von deutschen U-Booten hätte torpediert werden können, bekamen alle Passagiere Schwimmgürtel. Die Rettungsinseln standen bereit. Gegen Abend kam ihnen endlich ein holländisches Lazarettsschiff entgegen, das sie zum Hafen eskortierte und sie in Hoek van Holland in Sicherheit brachte.

Sofort reiste Hildes Mutter, Hedwig, mit den Mädchen weiter nach Hamburg zu ihrem Vater, wo sie vorübergehend bleiben konnten. Dann nahm sich Lisa, eine Cousine Hedwigs, in Berlin der kleinen Familie an und organisierte in Charlottenburg eine winzige möblierte Wohnung. Die Briten gaben ihnen weiterhin «etliche Pfund» aus ihrem Vermögen frei. So hatten Hilde, Elle und ihre Mutter nicht nur ein Dach über dem Kopf, son-

dern konnten sich mit Ida sogar ein «Mädchen» als Haushaltshilfe leisten. Allerdings waren die Nahrungsmittel knapp. Die Deutschen hungerten. Alle sprachen nur vom Essen.

Hildes Mutter versuchte, ihre beiden Mädchen, so gut es ging, zu Hause zu unterrichten. Meistens waren sie allerdings zu hungrig dazu. Einmal durfte Hilde für ein paar Wochen zu einer Freundin auf ein Landgut mitfahren. Dort gab es ausnahmsweise nicht nur viel Platz und eine Freundin zum Spielen, sondern auch genug zu essen. Zum Abschied durfte sie sich eine dicke Wurst einstecken.

Nach Jahren der Ungewissheit in Berlin kam im März 1917 völlig unerwartet eine Nachricht von Hildes Vater. Paul Danneel war im Rahmen eines Gefangenen austauschs nach Hattern bei Zwolle in die neutralen Niederlande gelangt. Er lebte dort in einem offenen Gefangenenlager. Sie durften zu ihm. Hildes Mutter beschaffte die nötigen Reisedokumente. Mit der Bahn gelangten sie durch vom Krieg völlig zerstörtes deutsches Gebiet nach Holland. Die ausgehungerten Deutschen wurden mit einem üppigen Frühstück empfangen. Es gab Milch, Schinken und Eier. Hildes Vater war viel dünner geworden. Er sprach nur noch das Nötigste.

Die Familie blieb zwei Jahre lang in den Niederlanden. Zunächst wohnte Hilde mit ihrer Mutter und Schwester bei Bauern, wo sie sich mit Strohsäcken als Schlafplatz begnügen mussten. Dann bekamen sie ein kleines Arbeiterhaus zugewiesen. Hilde lernte fließend Niederländisch und fand in den holländischen Schwestern Inecke und Mienje Cramer neue Freundinnen.

Im Januar 1919 wurde Paul Danneel freigelassen. Er fand Arbeit in Dortmund, wo er für die Firma Ihörl, die Palm- und Kokosöle verarbeitete, einen Kleinwarenhandel aufbaute.

Ihre Ankunft in Dortmund fiel mit dem Märzaufrastand im Ruhrgebiet zusammen. Direkt vor dem «Bürgerhaus» plünderten Aufständische Geschäfte. Dann marschierte die Reichswehr auf und skandierte: «Alle Fens-

ter schliessen – weg von den Fenstern!» Soldaten begannen in der Strasse zu schiessen. Wieder – und nun auch in Deutschland – erlebte Hilde, wie ihre Eltern vor Angst und Schrecken erstarrten.

Einige Monate später erhielt die Familie ihr in London eingestelltes Mobiliar zurück. Und ausserdem das von den Briten beschlagnahmte Vermögen. Damit kaufte Hildes Vater ein kleines Haus in der Dortmunder Gartenstadt am Kettelerweg. 1921 bezogen sie das selbst gebaute stattliche Haus an der Freiligrathstrasse. Grosse Teile des restlichen Familienvermögens gingen Anfang der 1920er-Jahre durch die Inflation vollständig verloren. Hilde erlebte die Wut ihrer Eltern auf die Politiker der Weimarer Zeit, die sie dafür verantwortlich machten, hautnah. Gleichzeitig waren ihre Eltern dankbar, dass sie es geschafft hatten, in Dortmund Fuss zu fassen. Sie schöpften wieder Hoffnung. Am Haus prangte der Schriftzug «Sonneck». Über den Kamin hängten sie als Grundwerte der Familie die Wörter: «Friede, Freude, Freundschaft!»

Hildes frühe Erwachsenenjahre waren von etlichen weiteren Reisen geprägt. Im Juli 1926, ein Jahr nach ihrem Londoner Besuch, reiste sie mit der ganzen Abitur-Klasse nach Estland und Lettland. Osteuropa war als Ziel kein Zufall. Vielmehr galt es, den Schülerinnen am Beispiel der hier lebenden deutschen Minderheiten verständlich zu machen, was den Kern einer wahren «deutschen Rasse» ausmache. Hilde war hingerissen von der Reise und allem, was sie im Baltikum antraf. Was andere Klassenkameradinnen dachten oder zu Hause erzählten, ist nicht dokumentiert.

Die Reise führte über Estland nach Reval (Tallinn), Dorpat (Tartu) und weiter ins lettische Riga. Dr. Brenner, Hildes Lehrerin, hatte «deutschstämmige» Verwandte in der Nähe von Laisholm (Jõgeva). Der Gutshof war derart gross, dass die Klasse zunächst zwei Stunden lang durch eine «wunderbare, weite Landschaft» wanderte. Einige Schülerinnen sangen lautstark deutschnationale Lieder wie *Nach Ostland geht unser Ritt* und *In den Ost-*

wind hebt die Fahnen. In aller Deutlichkeit proklamierten sie so ihren Anspruch, dass diese Gebiete – genauso wie Polen – einst wieder ganz deutsch werden sollten.

Hilde zeigte sich in den Briefen nach Hause begeistert darüber, dass es in Estland gelungen war, eine nach «völkischen» Prinzipien gestaltete «Volksgemeinschaft ohne Klassenkonflikte» und ohne «Fremde» zu schaffen. Sie erzählte, Armut zu Urtümlichkeit und Naturverbundenheit verklärend, dass es gleich nach ihrer Ankunft zum Abendbrot «Hirten- Grütze mit dicker Milch» und «ganz wundervolles Schwarzbrot» gegeben habe. Am nächsten Morgen hätten sie alle vor dem Frühstück im nahen Fluss gebadet. Milch gab es danach so viel sie wollten, auch Eier, Brot und Früchte. «Was für prächtige Menschen die Deutschen hier alle sind!» Besonders beeindruckt war sie vom «Stammesgefüge der Deutschen» untereinander. Sie hätten sich dadurch «ganz rein in ihrer Rasse» gehalten und wären alle «rein nordisch» geblieben, schrieb Hilde weiter. Trotz Mangels und ausgeprägter Schlichtheit verstünden es die Deutschen, sich vornehm einzurichten; «nicht mehr, als was gerade nötig» sei. «Es ist ihnen wirklich gelungen, ihr Deutschtum zu verteidigen, obwohl sie doch unter so schwierigen Bedingungen leben.» Der Klasse wurde vermittelt, dass die Deutschen als Minderheit von den Esten und früher von den Russen stark dominiert worden seien. Eine programmatische Bildungsreise, die keine Ambivalenzen zuließ.

In Estland fand Hilde das bestätigt, was sie und ihre Freundinnen in ihrer Junabu-Gruppe in Dortmund bereits diskutiert hatten: Wie sehr unterdrückt lebten doch so viele Deutsche ausserhalb der Reichsgrenzen, die ihnen der Versailler Vertrag aufgezwungen hatte. Nun sah sie es «mit eigenen Augen».

Hilde war von der Idee eines deutschen Neubeginns im ländlichen Raum des Ostens fest überzeugt. Mithilfe der Arbeitslosen aus den Städten, durch Umsiedlung der in ihren Augen unterdrückten «Volksdeutschen» aus den europäischen Ländern und durch den Einsatz eines noch zu entwickelnden Reichsarbeitsdienstes sollte der Osten wieder deutsch werden.

Nach ihrer Junabu-Zeit abonnierten Hilde und ihre Schwester weiterhin die Verbandszeitschrift Jungnationale *Stimmen*. Mehrere Reiseberichte dokumentierten darin die Erfahrungen der deutschen Minderheiten im Baltikum, aus Siebenbürgen oder dem Banat, einer Region in Südosteuropa, namentlich im heutigen Rumänien, Serbien und Ungarn. Besonders interessiert war Hilde an den Ausführungen zur «rassischen Grenzlehre». Die parlamentarischen Demokratien mit ihrer materialistischen und individualistischen Denkungsart seien schädlich für die sittliche Gemeinschaft des «deutschen Volkstums», fand sie wiederholt.

Im Herbst 1927, Hilde war 20 Jahre alt, verbrachte sie noch einmal einen Abend mit ihrer Jugendliebe Heinz. Er nahm sie zum Nikolausfest der studentischen Burschenschaft Alemannia nach Bonn ins Verbindungshaus «Auf die Schanze» mit. Hilde hatte sich fein gemacht, sie trug ein kurzes, schlichtes, hellgelbes Seidenkleid mit einem weissen, leichten Schal um die Schultern. Sie tanzte viel an diesem Abend und war voller Hoffnung, Heinz doch noch für sich gewinnen zu können. Doch es kam anders: Statt mit Heinz festigte sich an dem Abend die noch flüchtige Bekanntschaft mit Andreas, der in Bonn Jurisprudenz studierte. Heinz und Andreas gehörten beide der Alemannia an. Jahre später erzählte Andreas ihr vom Arrangement mit Heinz, wonach Hilde an diesem Abend ausschliesslich Andreas' «Tischdame» sein sollte. Sie hatten über sie bestimmt, ohne dass sie davon wusste. Das verletzte Hilde auch nachträglich zutiefst. Als Heinz Jahre später, 1935, Inge heiratete, ging ihr dies noch immer sehr «an den Kragen». Auch hatte sie danach das Gefühl, nur noch «durch einen harten Panzer» zu Heinz vordringen zu können.

Zur eigenen Studienvorbereitung absolvierte Hilde nach dem Abitur ein Praktikum. Sie arbeitete in der Dortmunder Kinderklinik. Dort sah sie sehr schnell so vieles, was man in ihren Augen besser machen konnte. Als sie aber Veränderungen einbrachte oder gleich umsetzen wollte, wurde ihr klargemacht, sie solle sich strikt an die Vorgaben halten. Vor lauter Ärger über die Zurechtweisung hätte sich Hilde fast mit der Leiterin angelegt. Sie

fügte sich, fand sich aber in ihrem Entschluss bestärkt, selbst Medizin zu studieren. Sie wollte die Dinge verändern.

Zu Semesterbeginn 1927 zog Hilde nach Bonn, wo auch Heinz und Andreas studierten. Jeden Tag lernte sie lateinische Vokabeln. Nur freitags erlaubte sie sich, freizunehmen. Sie hatte ihr eigenes Zimmer gemietet, fühlte sich zum ersten Mal erwachsen und stellte sich vor, wie es wäre, dereinst als Ärztin zu arbeiten.

Neben ihrem Studium wollte Hilde in Bonn einen Mann zum Heiraten kennenlernen. Zunächst legte sie es so an, dass sie sich von neuen Bekanntschaften in Latein unterstützen liess. Darunter war ein Herr, den Hilde in ihren Briefen an ihre Schwester als «Doktor W. aus Düsseldorf» bezeichnete. «Eigentlich Dr. rer. pol. ziemlich schick, Knickerbockers usw.» Neben solchen Bekanntschaften wollte sich Hilde bei der Burschenschaft der Alemannen umsehen. Die waren doch «etwas Besseres», schrieb sie. Dass die Alemannen auch jüdische Mitglieder zuliessen, schien Hilde nicht zu stören.

Hilde genoss ihre als Studentin neu gewonnene Freiheit in vollen Zügen. Zu den Vorlesungen kam sie oft absichtlich zu spät und setzte auf Kommilitonen, die ihr einen Platz freihielten. Wöchentlich ging sie ins Hallenbad zur «Reinigung und als Ertüchtigung». Montags von 7 bis 8 Uhr belegte sie Schwimmen als Semesterkurs. Bei jedem Wetter sauste sie mit ihrem Rad durch die Stadt, abends «mit Laterne». Mittags und abends ass sie in der Mensa für 80 Pfennige oder ausnahmsweise «feudal im Löwenbräu», wenn sie mit Kommilitoninnen und Kommilitonen unterwegs war.

Bereits vor dem schicksalhaften Tanzabend «Auf der Schanze» spazierte sie mit Bundesbruder Andreas, der kein Jude war und zudem auch noch blond und blauäugig, gerne dem Rhein entlang. Sie gingen zusammen mal in eine Weinstube, zum Essen oder zu einem Konzert. Mehr war da nicht.

Ins erste Studiensemester gehörte ein «Präparierkurs». So kam es, dass Hilde in den Kellerräumen der Universität ihre ersten Leichen sah, 14 Stück. «Man konnte leicht das Grausen kriegen!» Es stank «wie die Pest».



Hilde als Studentin mit ihrem
späteren Ehemann Andreas
1927 unterwegs in Bonn.

Hilde war drauf und dran, davonzulaufen. Sie ekelte sich davor, am Bauch oder Hals einer Leiche «vorsichtig herumzuschneiden».

Nach nur einem Semester brach Hilde ihr Studium ab. Es gab, erklärte sie enttäuscht, ohnehin nur wenige Frauen, welche, wie sie, bereit waren, die damit verbundenen Kosten und Mühen auf sich zu nehmen. Ihre weiblichen Kommilitonen wollten zudem fast alle ledig bleiben und keine Kinder haben. Das galt für Hilde nicht. Verheiratete hatten aber kaum berufliche Entwicklungsaussichten. Dass Hilde als Mutter eine Stelle bekäme, schätzte sie als unwahrscheinlich ein.

Ihr Studienabbruch führte Hilde zurück ins Elternhaus. Sie war verbittert über ihre berufliche Pattsituation, und noch viel mehr darüber, dass alle ihre Freundinnen die geltenden gesellschaftlichen Vorgaben kritiklos schluckten. Auch von ihrer Mutter und der Schwester fühlte sie sich für einmal so gar nicht verstanden.

Im Sommer 1928 hielt Andreas bei Hildes Vater um ihre Hand an. Alle waren einverstanden. Hilde zeigte sich vor der Hochzeit bereit, noch auf ein Gut in Pommern zu reisen, um dort «Haushalten» zu lernen. Vom Rittergut Baudach bei Crossen (Krosno) an der Oder schrieb sie dann: «Zunächst, es ist einfach herrlich. Frau Major entzückend, er älter, aber sehr fein. In dem grossen Esssaal hängt in überlebensgross Wilhelm II. in Oel, also allem Anschein nach, und allen Äusserungen nach, deutschnational bis ins Blut. Also Ankunft und mit dem Auto vielleicht 2 min. vom Bahnhof hierher. Im Mittelpunkt das Herrenhaus, drum herum 14 Gebäude. 42 Pferde, 34 Kühe, Schweine, Schafe, Hühner, Tauben. 8'720 Morgen gross, davon 6'000 Wald, alles andere Acker. Das Haus ist riesig, überhaupt ist alles ganz prachtvoll eingerichtet.»

Als Hilde wieder zurück in Dortmund war, kam zwei Mal die Schneiderin zur Anprobe des Hochzeitskleids. Hilde hatte sich einen weissen, schlichten Stoff ausgesucht. Das Kleid glich den Inselekleidern aus ihrer Junabu-Zeit. Es war etwas raffinierter gemacht. Für ein richtig aufwendiges Kleid fehlte aber das Geld. Die Hochzeit sollte ein grosser Tag werden mit 32 Gästen.

Von ihrer Mutter musste Hilde sich nun noch einmal sagen lassen, dass es in der Ehe ihre Aufgabe sei, ihrem Mann einerseits als Hausfrau zu dienen und darüber hinaus ihn auch in seinem Beruf zu unterstützen. Hilde empfand es als Trost, dass sie dadurch wenigstens von intellektuellen Aufgaben nicht ganz abgekoppelt war. Als Verheiratete war Hilde dann an Energie und Fleiss für Andreas und seine Karriere tatsächlich kaum zu überbieten. Andreas promovierte zunächst noch, er war oft nervös und un- ausgeglichen. Die nötige Ruhe, um sich in die vielen Bücher zu vertiefen, fand er kaum. Hilde aber arbeitete sich ausdauernd und nächtelang in seine juristischen Fragen ein und steuerte so zu seiner Arbeit manche entscheidende Idee bei. Ausserdem tippte sie seine schriftlichen Arbeiten oder die politischen Vorträge, die er in den nächsten Jahren hielt.

Am 12. Juli 1930 heiratete Hilde in der Reinoldikirche in Dortmund. Es war ein prächtiger Sommertag. Alles stimmte in der feierlichen Kulisse des blühenden Gartens. Die Gäste tanzten bis tief in die Nacht. Auch Heinz war dabei.

Hilde war sich im Klaren darüber, dass sie mit Andreas in materieller Hinsicht keine gute Partie gemacht hatte. Sein Vater, Johannes Bonhage, führte ein Geschäft für Bürobedarfsartikel im nahen Herne. Das Geschäft lief einigermassen. Weil Andreas noch studierte, wohnte das junge Paar, so hatten sie es ausgemacht, zunächst in Hildes Elternhaus. Sie bekamen die zwei kleinen Zimmer im ausgebauten Dachstock. Auch Elle hatte sich verlobt. Ihr Zukünftiger, Hans Erdmenger, war Angehöriger der Marine und kam aus gutem Hause. Sie würde demnächst mit ihm ein eigenes Heim in Kiel beziehen. Hilde freute sich für ihre kleine Schwester, die finanziell nun besser gebettet war als sie selbst. Ein wenig Neid gestand sie sich schon ein.

Für die Nutzung der beiden Mansardenzimmer zahlten Hilde und Andreas eine kleine Miete. Das Badezimmer lag im ersten Stock. Eine eigene Küche hatte Hilde für ihre neue Aufgabe als Ehefrau nicht. Alle assen gemeinsam unten im Salon. Für Zweisamkeit blieb wenig Raum.



Hilde und Andreas als Hochzeitspaar mit ihren Gästen vor Hildes Elternhaus in Dortmund am 12. Juli 1930.

Andreas lernte viel, oder sie führten abends mit Hildes Mutter Hedwig und Vater Paul intensive politische Gespräche. Sie diskutierten darüber, wie es angesichts der Krise wirtschaftlich weitergehen konnte. Alle vier setzten auf die nationalsozialistische Bewegung, zu einer Zeit, in der auch Freunde und Nachbarn «recht ratlos» waren. Niemand wusste «so recht einen Ausweg» aus der wirtschaftlichen Misere.

Andreas war überzeugter Anhänger der Idee, in Deutschland die Pflicht zu einem gemeinnützigen Arbeitsdienst einzuführen. Das würde viel zur Verbesserung der allgemeinen Situation beitragen, glaubte er. Seit Beginn der Weimarer Zeit wurde dies unter dem Schlagwort «Arbeitsdienstpflicht» diskutiert. Sie war zunächst von der bürgerlichen Frauenbewegung als «Frauendienstpflicht» eingebracht worden. Dann erweiterten die Rechtsparteien die Einführung eines nationalen Pflichtarbeitsdienstes auf beide Geschlechter. Sie orientierten sich dazu an Bulgarien, wo ein solcher Dienst seit 1920 galt. Weit über die Kreise hinaus, in denen sich Hilde und Andreas bewegten, waren viele von dieser gelenkten staatsbürgerlichen Erziehung überzeugt. Auch die damit verbundene körperliche Ertüchtigung, insbesondere der jungen Bevölkerung, wurde begrüßt.

Ein Jahr nach Hildes Hochzeit führte die Regierung unter Heinrich Brüning im Sommer 1931 den «Freiwilligen Arbeitsdienst», kurz FAD, ein. Der Vorgang war ein Zugeständnis an die Rechtsparteien, darunter die nationalsozialistische deutsche Arbeiterpartei, NSDAP, die Hilde und Andreas wie auch ihre Eltern bereits wählten. Sie versprachen sich vom FAD, dass er zum Abbau der hohen, durch die Weltwirtschaftskrise bedingten Arbeitslosigkeit beitragen würde. Als Adolf Hitler Jahre später, im Juni 1935, das Gesetz über den Reichsarbeitsdienst, RAD, erliess, war das Ziel erreicht, für das Andreas über Jahre hinweg plädiert hatte: «Endlich wurden alle jungen Deutsche beiderlei Geschlechts zu einem so genannten Dienst am Volk verpflichtet.»

Am 22. September 1931 nahm Andreas Hilde einmal mit zu einem seiner Vorträge über den Arbeitsdienst. Der «Westfälische Industrieklub» in Dort-

mund organisierte die Veranstaltung. Die Stimmung im Saal war angespannt. Andreas hatte Hilde vorausgesagt, dass es auch ruppig zu- und hergehen könne. Tatsächlich musste die Veranstaltung nach Handgreiflichkeiten zwischen den gegnerischen Seiten von der Polizei abgebrochen werden. Als Andreas und Hilde später zu Hause von den Szenen sprachen, fanden sie das alles «urkomisch». Und doch war Angst bei Hilde hochgekommen. «Wie sich die Kommunisten aufgeführt hatten!» Andreas fand es «einfach lächerlich».

Zur Aufbesserung ihrer Haushaltskasse erteilte Hilde zu dieser Zeit Englischunterricht. Sie sprach akzentfrei und frischte beim Unterrichten ihren eigenen, grossen Wortschatz auf. Aber eigentlich langweilte sie sich. Die Schülerinnen machten ihr «viel Ärger». Auch sonst fühlte sich Hilde tagsüber unausgefüllt. Sie verbrachte viel Zeit mit ihrer Mutter Hedwig. Fast täglich gingen sie ins «Felkebad» in Hörde. Dann und wann in eine Kunstausstellung, wo sich Hilde darüber freute, dass «der scheussliche Expressionismus durch so ganz sorgfältig abgewogene Farben und Formen und keine Sudeleien, sondern ganz sorgfältiges Zeichnen» ersetzt wurde.

Hin und wieder beteiligte sich Hilde an Einsätzen für die Arbeitslosen. Im südlichen Stadtteil Hörde waren die grossen Industrierwerke geschlossen worden. Die Arbeitslosen standen seither auch vor ihrer Tür in der Gartenstadt Schlange und bekamen, so wollte es ihre Mutter, jeder ein Butterbrot. Hilde half vor Ort am Remberg beim Aufbau einer Nähstube und zeigte, wie mit den Stoffen umzugehen war. Die Arbeiten an der Nähmaschine gingen ihr leicht von der Hand. Auch für sich selbst fand sie es sinnvoll, aus alten Sachen neue zu fabrizieren.

Noch immer half Hilde ihrem Vater bei der Gartenarbeit und der Mutter beim Einmachen. Hilde hatte spätestens seit ihren Haushaltswochen in Pommern verstanden, wie sehr es «ein Segen» war, dass der Garten jederzeit «viel Essbares» hergab. In der Küche halfen immer mehrere Hausangestellte tatkräftig mit. Im Frühling wurden Salat und Kartoffeln gepflanzt. Im Sommer kochten sie Johannisbeeren ein, Sauerkirschen, Stachelbeeren, später im Jahr

Pflaumen, Quitten, Äpfel. Als ihre Schwester noch zu Hause wohnte, verarbeiteten die beiden immer die Quitten gemeinsam. Elle zerhackte sie mit einem Beil, sodass die Stücke nur so in der Gegend herumspritzten. Nun fehlte ihr Elle. Das Briefeschreiben war ein kleiner Ersatz.

Die wirtschaftliche Lage blieb schwierig. Nach Hildes erstem Ehejahr war ihre finanzielle Situation im Sommer 1931 so klamm, dass sie Andreas' Schwester Grete bitten mussten, ihnen mit etwas Bargeld auszuhelfen. Es waren nur noch 30 Mark an Barem dagewesen, als die deutsche Regierung zuerst am 14. Juli einige Banken sperrte und am Tag darauf die Öffnung sämtlicher Bankschalter verbot. Andreas bestand darauf, für einmal nicht Hildes Eltern zu bemühen. Er hatte immer wieder ein schlechtes Gewissen, dass er zum Familienleben in diesem stattlichen Haus so wenig beitragen konnte.

Bereits seit dem 11. Mai hatte sich die wirtschaftliche Situation in Deutschland merklich verschlechtert. Die grösste mitteleuropäische Bank, die Österreichische Kreditanstalt, war Konkurs gegangen. Dies hatte einen Ansturm auf die Schalter ausgelöst. Wer konnte, brachte sein Geld in Sicherheit. Die Regierung reagierte mit einer Notverordnung, um die Banken zu schützen. Es dauerte mehrere Wochen, bis der Zahlungsverkehr am 5. August 1931 wieder vollständig freigegeben wurde. Der Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise war erreicht.

Hilde und Andreas hofften auf bessere Zeiten, insbesondere auf die bevorstehenden Reichstagswahlen vom 31. Juli 1932. Andreas stand kurz vor seinem Studienabschluss. Danach wollte er eine Anstellung finden oder eine eigene Kanzlei eröffnen – und endlich Geld verdienen.

Das Kind, das sie sich beide so sehr wünschten, liess auf sich warten. Über ein Jahr war schliesslich seit ihrer Hochzeit vergangen, als Hilde ihrer Schwester – und nur ihr – im September 1931 «von dem Zarten und Feinen» schrieb und wie sehr sie sich darüber freue. Gleichzeitig war Hilde

verunsichert, da sie überhaupt keine Veränderung spürte. Vielmehr fühlte sie sich besonders frisch und gar nicht müde. «Und doch», schrieb sie, «muss ich ja glauben, dass es Wirklichkeit ist, weil das üblich 4 wöchentliche schon zwei Mal ausgeblieben ist.»

Einen Monat später ging «alles ein bisschen traurig zu Ende». «Ich bin gestern hier im Dudenstift bei Professor Engelmann operiert worden und nun bekommen wir diesmal kein Kindchen.» Hildes Mutter, nun eingeweiht, tröstete ihre Tochter. Auch sie hatte mehrere Aborte erlebt. Sie war besorgt um ihre Tochter, um ihre «weiche, liebevolle Seele». Andreas trage angesichts seiner Zukunftsängste so viel «Unverdautes» an Hilde heran. Das tue Hilde nicht gut.

Ins Krankenhaus hatte sich Hilde den Roman *Volk ohne Raum* von Hans Grimm mitbringen lassen. Ein paar Wochen vorher hatte sie den Autor persönlich als Redner erlebt und war begeistert gewesen. Da war es wieder, ihr grosses Thema: Not, Elend, Hunger und Armut waren auf die Überbevölkerung in Deutschland zurückzuführen. Die Deutschen hatten einfach zu wenig Ackerland, die deutsche Wirtschaft brauchte mehr Fläche, fand Hilde. Davon, dass in diesem Zusammenhang die Juden propagandistisch und pauschal als Schuldige der Misere und als unerwünschte Elemente diffamiert wurden, schrieb Hilde in ihren Briefen nichts.

In dieser Zeit las Hilde auch Edgar Jungs Buch *Die Herrschaft der Minderwertigen*. Die Aussagen, die der Autor als Gegner des parlamentarisch-demokratischen Systems gegenüber der Weimarer Republik formulierte, sprachen Hilde ganz aus dem Herzen. Andreas hatte ihr das Buch empfohlen. Es wurde im Lager der intellektuellen Rechten als politisch-philosophische Programmschrift herumgereicht und diskutiert. Da wollte Hilde mitreden können. Allein der Titel, so Hilde, bringe die Sache gut auf den Punkt.

Im Dezember 1931 nahm das junge Ehepaar von Hildes Eltern einen Vorschuss über 1'500 Mark an. Sie wollten den Betrag im nächsten Frühjahr, nachdem Andreas sein Examen abgeschlossen und zu arbeiten begon-

nen haben würde, zurückzahlen. Andreas wollte sich als Anwalt auch politisch positionieren. Daher kam für eine Zusammenarbeit nicht jedermann infrage. Im Januar 1932 hätte Andreas dann, wie Hilde später schrieb, beinahe eine «fatale Fehlentscheidung» getroffen. Ihm war eine Partnerschaft in der Kanzlei von «Luss und Dämmig» angeboten worden. Sie hatten von der Kanzlei immer wieder gehört, sie wirtschaftete offenbar gut. Alles sah zunächst attraktiv und profitabel aus. Dann stellte sich heraus, dass der eine Partner Jude war. Andreas könne sich «natürlich nicht mit einem Juden verbinden!», schrieb Hilde daraufhin aufgebracht an ihre Schwester.

Kein eigenes Tätigkeitsfeld zu haben, machte Hilde zunehmend reizbar. «In allem» musste sie so ganz «nach Andreas' Pfeife tanzen», beklagte sie sich, während er nichts anderes als seine Anwaltspläne im Kopf habe. Für die Eröffnung neuer Kanzleien drohte aber eine Sperre. Es galt daher, keine Zeit zu verlieren. Das verstand Hilde schon. Die Fehlgeburt hatte aber tiefe Traurigkeit in ihr hinterlassen. Sie langweilte sich ausserdem, fühlte sich ohnmächtig angesichts der politischen und wirtschaftlichen Lage und wünschte sich, wenn sie ehrlich war, von Andreas mehr Trost und Zuwendung. Zur Vorbereitung seines Examens verbrachte er zudem mehrere Wochen in Berlin. Als Ärger kam noch hinzu, dass sie für ihren Spitalaufenthalt sagenhafte 300 Mark hinblättern sollte. Die Kosten für die Operation wurden von der «Barmenia», ihrer Krankenkasse, nicht übernommen.

Ihre finanzielle Situation beschäftigte Hilde andauernd. Sie rechnete alles mehrfach durch und kam zum Schluss, dass mit monatlich 600 Mark auszukommen war. Das deckte die Miete der beiden Mansardenzimmer, die Auslagen für Kleidung und die Zinsen für die Darlehen, die sie aufgenommen hatten. Wenn die Kosten für Strassenbahn, Krankenkasse, Zeitschriften, Wäsche, Elektrisch, Gas oder Heizung beglichen waren, blieb zum Essen dann noch das «kümmerliche Sümmchen von 70 M». Für Andreas als Partner in einer Kanzlei ging sie von einem Verdienst von 2'000 Mark im Jahr aus. An Kosten würden 500 Mark monatlich oder 6'000 Mark

pro Jahr anfallen. So müssten sie mit einer Startinvestition von 4'000 Mark auskommen. Aber woher nehmen? Ihre Eltern besaßen und vermieteten immer noch das kleine Haus am Kettelerweg. Vielleicht liesse sich darauf eine Hypothek aufnehmen, erwog sie mit Andreas. Hildes Vater war aber skeptisch. Die Banken schienen im Moment für solche Vorhaben nicht empfänglich zu sein.

Die rettende Lösung zeichnete sich schliesslich ganz unerwartet innerhalb der Verwandtschaft ab. Sie würden von Onkel Christian und Tante Lisa aus Berlin, der Cousine ihrer Mutter, die sie schon in Charlottenburg unterstützt hatte, 2'000 Mark als Startkapital erhalten. Wenn sie das Darlehen, das sie bereits von ihren Eltern bekommen hatten, nicht zurückgeben mussten, würde das reichen, rechnete Hilde. Und endlich, am 21. Januar 1932, telegraphierte Andreas aus Berlin: «Horido! Ich hab's geschafft.» Er hatte sein Assessor-Examen bestanden.

Hilde rechnete damit, dass Andreas nun wieder regelmässig in ihrer Nähe wäre. Sie täuschte sich aber. Andreas war «ununterbrochen» auf der Suche nach geeigneten Büros. Im Haus des grossen Stoffgeschäfts «Schröder und Baum» in Dortmund fand er schliesslich geeignete Räume. Die Kosten wollte er sich mit einem Geschäftspartner teilen. So liess Andreas ein Schild mit der Aufschrift «Dr. Bonhage, Dr. Köttgen, Rechtsanwälte» anfertigen, um Mitte Februar 1932 offiziell zu starten. Tische und Stühle für die Kanzlei hatten Hilde und Andreas über das Bürobedarfsgeschäft von Andreas' Vater bezogen. Hildes Vater stellte seine schwarz gebeizten Bücherborde zur Verfügung, die er noch in seinem Lager stehen hatte. So steuereten alle etwas bei und bemühten sich nach Kräften, Andreas zu unterstützen. Hilde nähte über Wochen hinweg «wie wild» Lampenschirme für die Kanzlei und brachte ihre «Kenntnisse in neuzeitlicher Raumgestaltung» und «modernes Wohnen» zum Einsatz. Seit einiger Zeit beschäftigte sie sich mit Fragen der «Wohnkultur», den «Möglichkeiten und Strömungen der Innenarchitektur», wie sie im Sinne einer «völkisch-konservativen Lebensführung» propagiert wurden. Basierend auf diesen Vorgaben, fertigte

Hilde zunächst Bilder und Skizzen für Andreas' Büro an, die sie dann zur Umsetzung brachte.

Stolz und glücklich standen alle am 21. Februar 1932 in der fertig eingerichteten Kanzlei und feierten. Hilde hatte eine Kugelvase mit blühenden Forsythien vor die mattgrüne Wand im Eingangsbereich gestellt. «Das sah richtig repräsentativ aus», fand sie. Andreas strahlte. Für einmal nahm er Hilde in Anwesenheit aller fest in seine Arme. Leider musste das teure Messingschild der Partner bald wieder ausgetauscht werden. Wenige Wochen nach dem Start zeigte sich nämlich, dass sich «der Köttgen leider nicht besonders gut» machte. Bereits im April wurde das hochwertige Briefpapier wieder vernichtet, ein neues musste gedruckt werden.

Am 2. März 1932, an Hildes 25. Geburtstag, führte Andreas sie mit geschlossenen Augen vor den kleinen Gabentisch in ihrer frisch gestrichenen, kleinen Wohnstube. Als sie die Augen öffnete, leuchtete ihr eine weisse Hyazinthe entgegen. Zuoberst auf einem Bücherstapel lag Hitlers *Mein Kampf* und darunter Alfred Rosenbergs *Mythus des 20. Jahrhunderts*. Hilde blätterte die Bücher begeistert durch. Ausserdem schenkte Andreas ihr zwei Eintrittskarten für den Besuch der kurz bevorstehenden Dortmunder Hitler-Rede in der Westfalenhalle. Auch für einen Auftritt des Autors von *Volk ohne Raum*, Hans Grimm, waren am 16. März zwei Eintrittskarten dabei. Hilde fiel Andreas um den Hals. Ihr allergrösstes Geschenk behielt sie jedoch vorerst für sich. Sie hoffte, wieder schwanger zu sein.

Es war Hildes Idee gewesen, sich gemeinsam der Hitler-Lektüre zu widmen. Andreas stimmte begeistert zu, wobei es fraglich war, ob er die Zeit finden würde, sich in den Text zu vertiefen. Eigentlich besaßen sie den Band im Haus bereits. Aber Hildes Mutter hatte ihn in Beschlag genommen. Sie war «ganz gefesselt von der lebendigen Schreibweise». Der Text stimmte Hedwig zuversichtlich: «Das war keine graue Theorie mehr, sondern

kräftiges Erleben.» Die Lektüre wühlte Hildes Mutter so sehr auf, dass sie, wie sie sagte, «manchmal gar nicht schlafen» könne.

Allabendlich wurde über Politik gesprochen. Hilde las tagsüber viel und wollte von Andreas wissen, wie er zu aufgeworfenen Fragen stand und inwiefern sie seine Arbeit betrafen. Später vertiefte sich Hilde auch mit ihrer Mutter stundenlang in Hitlers Schrift *Mein Kampf*. Beim gemeinsamen Nachmittagskaffee bei Nachbarn ging es ebenfalls oft um die Aussagen des jungen Politikers. Nicht alle schwärmten so vorbehaltlos für die Nationalsozialisten und deren Ideen wie Hilde, der es schwerfiel, ihre Begeisterung im Zaum zu halten.

So geschah Folgendes an einem Samstagabend im Februar 1932: Zusammen mit ihren Eltern waren Hilde und Andreas bei Krügers, den Nachbarn, eingeladen. Nach dem Essen setzten sich alle in den Salon, und die lebhaften Diskussionen begannen. Andreas zeigte laut und offen, wie sehr er «vom Nazi-Geist angesteckt» war, während Hilde beobachtete, wie ihr Vater und der Vater Krüger stille Blicke wechselten. Nach diesem Abend wurden nur noch Hildes Eltern eingeladen. Warum viele so zögerten, warum insbesondere die älteren Menschen den Nazis gegenüber so kritisch eingestellt waren, konnte Hilde nicht verstehen, «jetzt, wo endlich Hoffnung auf bessere Zeiten erlaubt war».

Immerhin, stellte sie erleichtert fest, dachten wohl vor allem die jüngeren Ehepaare in der Gartenstadt wie sie. An eine im Wittekindshof, einer Dortmunder Einrichtung für geistig Behinderte, angekündigte Nazi-Versammlung gingen laut Hilde «eigentlich alle» hin. Der Vorstand des Heims wurde später von den Nationalsozialisten übernommen. Die meisten an der Abendveranstaltung Anwesenden waren bereit, nun «ordentlich für die Partei» zu arbeiten. Der Saal war voll. Hilde fand die Ausführungen «sehr befriedigend»; «gradlinig – ein bisschen derbe, aber fesselnd – mitreissend». Die gegenseitige Verbundenheit, zu der solche Anlässe beitrugen, bestärkten Hilde auf ihrem Weg.

Endlich kam am 10. März 1932 der Tag der Hitler-Rede, den Hilde seit ihrem Geburtstag kaum mehr erwarten konnte. Bereits ab 16 Uhr warteten die Leute vor den Eingängen, und ab 18.30 Uhr wurde niemand mehr ein-

gelassen. Da Hilde und Andreas reservierte Plätze hatten, gelang es ihnen, sich durch die Massen von Menschen «an den Ordnungshütern vorbeizuwinden». Hilde hatte ihr Opernglas eingepackt. Hitler war aber «so weit entfernt, dass man seine Mimik trotzdem nicht richtig sehen konnte». Dennoch fühlte sie sich von Hitlers Worten «so richtig mitgerissen». Sie fand, dass sie im Vergleich dazu «gedruckt eben gar nicht wirken». Was war der junge Hitler für ein Gegensatz zum alten Hindenburg! «So viele glühende, ganz prächtige Gesichter, diese Disziplin der Menschen im Saal», schwärmte sie in ihren Briefen. «Jammervoll» fand Hilde nur, dass die SA und SS an dem Abend nicht in Uniform erschienen waren. «Das hätte wohl noch ganz anders gewirkt.»

Der Auftritt gehörte zu einer der vielen Kundgebungen von Hitlers Wahlkampf. Andreas wie auch Hilde zollten stürmischen Beifall, als er sagte: «Wir nehmen den Kampf auf, unerbittlich und entschlossen, und sind überzeugt davon, dass in diesem Kampf das junge Deutschland Sieger sein wird! Mein Programm lautet: Erst gesundet ein Volk und dann wird in einem gesunden Volk auch eine gesunde Wirtschaft bestehen können. Die nationalsozialistische Bewegung, wie sie in den vergangenen 13 Jahren entstanden ist, ist heute überhaupt der einzige Aktivposten der deutschen Nation. Nicht dieser Wahlkampf bringt die letzte Entscheidung über Deutschlands Zukunft und Schicksal, sondern die letzte Entscheidung liegt ausschliesslich darin, ob es uns gelingt, das Gift der Demokratie, des Internationalismus und Pazifismus in Deutschland wieder auszurotten.»

Hitlers Rede war, wie alle lokalen Parteianlässe, in feste Rituale eingebettet. Das wartende Publikum erlebte, wie Musik, uniformierte Aufmärsche und der Einzug von Fahnenträgern die atmosphärische Spannung steigerten. Nach der Rede wurde auf Debatten verzichtet. Hilde merkte nicht, dass Hitlers Reden wie missionarische Predigten angelegt waren und sich keineswegs an den Verstand richteten.

Inzwischen gehörten Handgreiflichkeiten im öffentlichen Raum zum Alltag. Hilde und Andreas nahmen immer wieder an den grossen Paraden

und Umzügen mit Fackeln teil, an denen es nicht selten zu Unruhen kam. Aus manchen Städten wurden Verwundete und manchmal Tote in der Zeitung vermeldet. So auch nach Hitlers Rede in der Dortmunder Westfalenhalle. Hilde und Andreas wurden Zeugen einer gewaltsamen Verhaftung eines Passanten. Sie waren sich einig darin, dass «etwas Durchgreifendes gegen den Unfug» getan werden müsse. Als Unfug bezeichneten sie nicht nur die Proteste auf den Strassen, sondern auch die Politik der aktuellen Weimarer Regierung. Andreas spielte mit dem Gedanken, der SA oder der SS beizutreten. Noch war er aber zu beschäftigt mit dem Aufbau seiner Kanzlei.

Wenige Wochen später nahm sich Hilde Zeit, eine ihrer früheren Klassenkameradinnen, Marliese, nun wohnhaft in Bünde bei Bielefeld, zu besuchen. Sie war inzwischen Mutter von zwei Kindern und ausserdem als Führerin der nationalsozialistischen Frauenschaft vorgesehen. Auf langen Spaziergängen verständigten sich die beiden Frauen darauf, dass man sich nun «rasch entscheiden» müsse. Erst dann mitzuarbeiten, wenn es die Nazis bereits «geschafft hätten», fanden sie zu einfach.

Marliese war von einem ortsansässigen Nazi und SA-Führer angeworben worden, der eines Abends zu Besuch kam. Mit seiner Firma, erzählte er, habe er Konkurs gemacht. Er sagte, er wisse nun nicht, wovon seine Frau und er leben sollten. So habe er sich entschieden, einen politischen Beitrag zu leisten, er wolle «Tag und Nacht für die Partei da» sein. Die Dinge mussten sich ändern. Er ermutigte die Frauen ausdrücklich, sich auch selber einzusetzen und sich nicht nur durch die Parteimitgliedschaft ihrer Männer vertreten zu lassen. «Jeder musste helfen, jeder soll mitkämpfen fürs Ziel», fasste Hilde ihre Erkenntnisse im anschliessenden Brief an die Schwester zusammen.



Hilde im grossen Garten ihres Dortmunder Elternhauses, das im Hintergrund gut sichtbar ist, etwa 1931.

«Heil Hitler! Dein Schwesterlein» 1932-1939

Die Schwangerschaft verlief gut. Hilde war fest entschlossen, sich selber und ihrem Baby diesmal mehr Sorge zu tragen. Bis das Kind im Herbst 1932 geboren würde, sollte es eine ruhige Zeit werden, auch wenn sich Hilde dazu mühsam disziplinieren musste. Ein gesundes Kind zur Welt zu bringen, war wichtiger als alle Aktivitäten äusser Haus. Sie hörte mit den Englischstunden auf, sagte allen ihren Schülerinnen ab. Auch das Einrichten von Nähstuben für die Arbeitslosen am Remberg konnte längerfristig nicht die Aufgabe sein, mit der sie genug bewirken würde, fand sie. Was ihre Aufgabe in Zukunft sein sollte, war ihr aber noch nicht klar geworden.

So unternahm sie einstweilen Fahrten mit Bus und Bahn ins Grüne, spazierte durch den Dortmunder Rombergpark, ging zur nahen Viermärker Eiche oder zur Hohensyburg. Die meiste freie Zeit verbrachte Hilde jedoch im Garten, «luftbadend» und manchmal für Andreas arbeitend. Sie half ihm nach wie vor, seine öffentlichen Auftritte und Vorträge zu gestalten. Es ging fast immer um Wirtschaftsfragen. Das mochte sie. Wann immer sie Zeit fand, strickte sie an der angefangenen Babydecke oder sass lesend auf der Bank vor dem Haus, vertieft in die Romane von Ina Seidel *Das Wunschkind* oder *Das Menschenkind*.

Ihr Haus war jederzeit mit frischen Blumensträussen aus dem Garten geschmückt. Sie freute sich über den Goldregen, den Flieder und Rotdorn oder über den hoch aufragenden Rittersporn. Als einmal die grossen Dahlienblüten aus ihrem Garten gestohlen wurden, war sie ehrlich entsetzt. Im August 1932 konnten 24 Gläser mit Kirschen eingemacht werden und wie immer Dutzende mit Bohnen.

Hilde fühlte sich in der Nähe von Mutter und Vater wohl. Trotzdem war sie betrübt darüber, noch immer im Elternhaus wohnen zu müssen.

Sie hoffte auf bessere Zeiten, in denen sie mit Andreas freier und unabhängiger wäre. Sie wollte so gerne ein eigenes Heim beziehen und gestalten. Es sah aber in absehbarer Zeit nicht danach aus. Andreas' Praxis hatte im März 1932 mit 52.20 Mark immerhin erstmals einen Gewinn abgeworfen.

Ein paar Monate später konnte Andreas einen ersten grösseren Erfolg verbuchen. Er übernahm die Kanzlei eines verstorbenen Anwalts, eines Steuerrechtsexperten «mitsamt der Kundenkartei». In Steuerfragen konnte er sich aus. Die übernommene Riesenpraxis hatte einen Bürovorsteher und einen Lehrling, die weiterbeschäftigt werden konnten. Der Durchbruch schien zum Greifen nah.

Eines Abends betrat Andreas pfeifend und offenbar gut gelaunt die Diele. Es regnete. Hilde hatte sich kurz zuvor oben in ihrer kleinen Stube zum Lesen hingesetzt: *Amor dei. Ein Spinoza-Roman* von Erwin Guido Kolbenheyer. Der Romanautor war Philosoph, Psychologe und Zoologe zugleich. Der Kerngedanke seines Werks galt der Rassenlehre. Kolbenheyer ging von einem fortwährenden Anpassungskampf zwischen den Völkern aus. Nicht das Individuum stand seiner Ansicht nach im Zentrum. Vielmehr mussten sich die biologisch bestimmten Einheiten je nach Wesensart bewähren. Für Hilde war die Lektüre eine Bestätigung dafür, dass das deutsche Wesen von einem ruhelosen Drang geprägt war, alle Tiefen zu durchforsten und die Gipfel zu erklimmen. Alles suchte rastlos nach einem Ruhepol des deutschen Daseins. Später las Hilde mit gleicher Begeisterung von Kolbenheyer *Das Lächeln der Penaten* und die *Paracelsus-Trilogie*. 1944 wurde der Autor von Adolf Hitler auf die sogenannte Gottbegnadetenliste gesetzt. Die Sonderliste der sechs wichtigsten Schriftsteller teilten sich Kolbenheyer und Ina Seidel mit Gerhart Hauptmann, Hans Carossa, Hanns Johst und Agnes Miegel.

Hilde legte den *Spinoza-Roman* nur unwillig zur Seite. Gedanklich noch ganz versunken, ging sie zu Andreas nach unten. Er lachte laut darüber, dass ihm angeboten worden war, alle Verteidigungen für die Kommunistische Partei zu übernehmen. «Ha! Da müssen sie sich schon einen anderen

suchen», prustete er, ging zum Büfett und schenkte sich einen Cognac ein. Ja, für einmal vor dem Abendbrot. Hilde feixte: «Du müsstest dir wohl eine andere Wohnung suchen, wenn du nur im Traum an so etwas zu denken wagtest.» Nein, nur um das Materielle durfte es nicht gehen. Da waren sie sich einig. Andreas liess sich aufs Sofa fallen, zog sie mit ihrem schon etwas rundlich gewordenen Bauch sanft auf seine Knie. Er stellte den Cognac beiseite und küsste sie. Sie lachten. Mit seinen grossen Händen strich er über ihren Bauch. Auch wenn er sich sehr auf das Kind freute – sein nächster Gedanke gehörte bereits wieder seiner Burschenschaft. Andreas erzählte Hilde manchmal von Bonn und davon, dass er froh war, dort eine Studentenschaft vorzufinden, die «mit Ausnahme der Katholiken zum Glück alle Nazis» waren. Hilde bedauerte dann still, dass sie beide so unterschiedliche «Lebenskreise» hatten. Während Andreas in Bonn war, würde sie einen Sonnabend mehr alleine mit ihren Eltern zu Hause sitzen.

Zu Weihnachten 1932 beschenkte Andreas sie erneut mit einem Stapel Bücher. Hilde sah sich die Titel durch und schwärmte in Lektürevorfreude darüber, «diese Zeit erleben zu dürfen, die alles Grosse der Vorfahren» Wiederaufleben liess. Sie würde genau wie Andreas und natürlich wie ihre Eltern im kommenden Frühling aus tiefster Überzeugung die Liste 1 wählen, die NSDAP. «In seiner letzten Rede am Rundfunk hatte Hitler ganz gemässigt und vernünftig gesprochen, sogar sympathisch», fand Hilde und schrieb es in einem Brief an Elle. Am 30. Oktober war sie bei einer grossen Kundgebung der Partei in der Westfalenhalle gewesen und hatte «stehend aus lotausend Kehlen» das *Deutschlandlied* mitgesungen. Schon um 17 Uhr hatte die vollbesetzte Halle gesperrt werden müssen. «Fein, dass sich jetzt so viele am Aufbruch beteiligen», fand sie. «Die Nazis mussten im neuen Jahr nun einfach ans Ruder kommen.» Endlich wies «ein Weg aufwärts», um Arbeitslosigkeit und Not zu lindern. «Wenn die Nazis erst an der Regierung sind, werden sie sich wohl klug und weise benehmen», sagte sich Hilde. Jemand musste ja zeigen, was für Deutschland möglich war.

Am Remberg bei den Arbeitslosen hatte sie mit eigenen Augen gesehen, wie sehr bei «den niederen Rassen oft Chaos und Dreck» herrschten. Nur «bei der nordischen Rasse war's sauber», lautete ihr Urteil. Ausserdem sah man dort «so nette blonde Flachsköpfe», die sich anständig verhielten und gepflegt wohnten. Die übrigen der insgesamt 115 ehemaligen Arbeiterfamilien hausten auf engstem Raum und «teilten sich zu 2.-4. ein Bett».

Hilde hatte dort im Sommer 1932 eine «schwachsinnige Familie» beobachtet. «Arme Würmer», fand sie in einem Brief an die Schwester zunächst mitfühlend, um sich im nächsten Satz zu beklagen; «und wir müssen für sie sorgen» und bezahlen. Eigentlich «dürften sie ja nie geboren sein». Für Hilde war es fraglos klar, dass das schon länger diskutierte Sterilisationsgesetz eingeführt werden musste. Wo immer möglich, versuchte sie die Frauen in ihrem Umfeld davon zu überzeugen. Am 14. Juli 1933 wurde das «Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses» schliesslich verabschiedet. Die unter den Nazis durchgesetzte Grundlage führte später zu einer Zwangssterilisation von insgesamt 400'000 Menschen. Es war ein Gesetz, das ausgerechnet Hilde selbst und ihre Familie in eine bedrohliche Situation bringen sollte.

Hildes erster Sohn war makellos und erfüllte alle Erwartungen: blond und blauäugig. Karl kam im November 1932 an einem Samstag zur Welt. Die Geburt verlief gut, die Schmerzen waren «erträglich und für all den Reichtum danach ja gar nicht so schlimm», schrieb Hilde an Elle, die bereits ihr erstes Kind geboren hatte. Hilde war dankbar, während der Schwangerschaft von einer «tüchtigen» Krankenschwester «liebvoll begleitet» worden zu sein. Diese hatte getan, «was in menschlicher Macht» liegt.

Am Abend der Geburt kam Andreas «arg abgespannt» von der Arbeit zu Besuch ins Krankenhaus. Er nahm seinen Sohn freudig in die Arme, den «semmelblonden Schopf» mit «heller Haut». Karl würde bald ein «starker

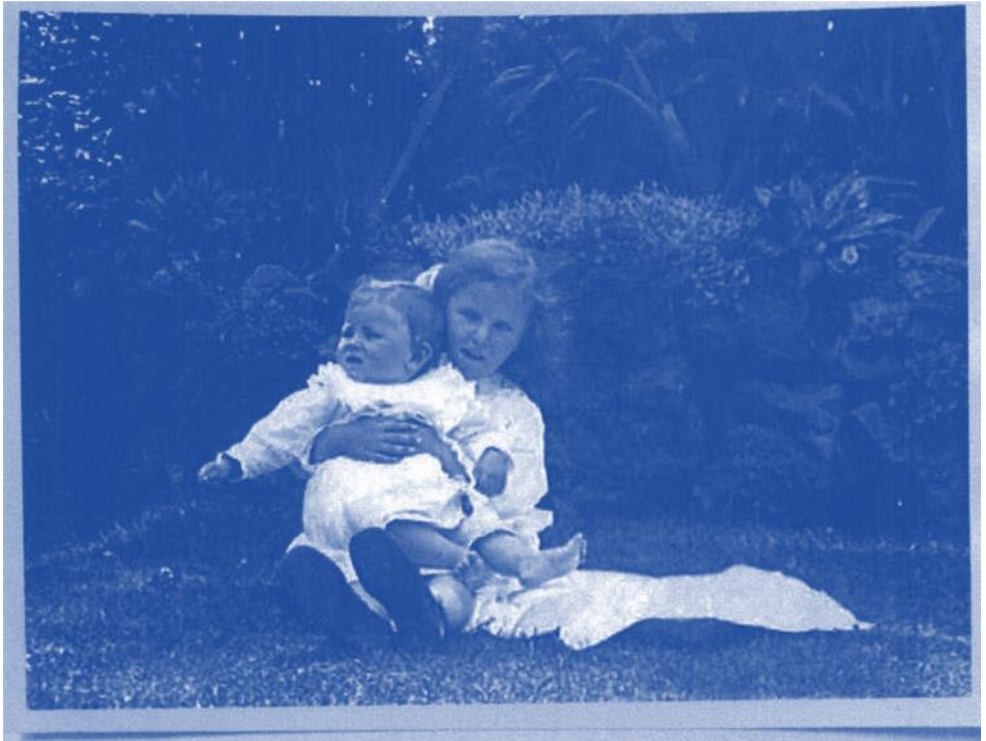
Alemanne» werden, prophezeite Andreas, und für «kaputte Hosen keine Schläge» bekommen, versprach er. Jeden Monat wollte Andreas von nun an 10 Mark als «Studiengeld oder sonst Ausbildung» beiseitelegen.

Während der beiden Wochen im Dudenstift stand Karls Bettchen dicht bei Hilde, sodass sie «immer mal das Händchen oder Köpfchen streicheln» konnte. Nach fünf Tagen trank der Säugling schon 100 Gramm pro Mahlzeit, wenn sie ihn fünf bis sieben Minuten anlegte. Er begann zuzunehmen. So konnte er nach einer Woche auf fünf Mahlzeiten herabgesetzt werden, was den Erwartungen und Empfehlungen der Säuglingspflege entsprach.

Im Krankenhaus erzählte Hedwig ihrer Tochter von ihrer Geburt damals, 1907 in London: Auch Hilde wurde an einem Samstag geboren. Es sei damals «in England eine friedliche Angelegenheit» gewesen, ein Kind zur Welt zu bringen, erinnerte sich Hildes Mutter. Der Hausarzt kam rechtzeitig zu ihnen nach Hause. Eine Schwester, sie hiess «Nurse Lawson», blieb vier Wochen lang und zeigte, «wie man mit solch kleinem, kostbarem Wesen umzugehen» habe.

Hilde erfuhr nun, dass sie sehr früh zu sprechen begonnen hatte. Es sei damals allen aufgefallen, wie fantasievoll sie sich schon als kleines Kind immer ausgedrückt habe. «Mama, ist da die Brotdame durchgegangen?», habe sie einmal angesichts der grossen Löcher im frischen Weissbrot gefragt und damit alle zum Lachen gebracht. Und noch eine Erinnerung fiel Hildes Mutter nun ein: Als ihre Schwester Elle drei Jahre nach Hilde geboren wurde, strich Hilde dem wenige Wochen alten Säugling über das kleine Köpfchen und sagte: «Blüht schon.» Nun durfte Hilde das Mutterwerden selber erleben und würde ihren ersten Sohn heranwachsen sehen.

Als Hilde mit Karl nach Hause kam, hatte ihre Mutter als Ausdruck «ihrer aller Glück» das Zuhause mit Tannenzweigen und weissen und roten Beeren aus dem Garten geschmückt. Andreas schenkte seinem Sohn «zwei wunderschöne Alpenveilchen», die das Bücherbord dekorierten.



Ein Bild aus Kindertagen: Hilde mit ihrer kleinen Schwester Elle im Garten ihres Geburtshauses «Glückauf» in London 1911.

Auch Hildes zweiter Sohn, Peter, war blond und blauäugig. Er kam im Frühling 1934 zur Welt. Alles sprach dafür, dass er in die «erbgesunde Familie» genauso hineinpasste wie der Erstgeborene. Dann kam der Herbst 1935, und das 18 Monate alte Kind erlitt einen epileptischen Anfall. Peter wurde blau und steif. Nur durch ein sogenanntes Schreckbad, das Eintauchen des Körpers in kaltes Wasser, kam er schliesslich wieder zu sich. Hilde stand furchtbare Ängste aus. Eine Epilepsie gehörte damals zu den Erbkrankheiten und war als «erbliche Fallsucht» im Sterilisationsgesetz von 1933 ausdrücklich genannt. Hildes Arzt, Doktor Baukloh, diagnostizierte eine Verdauungsstörung. Der Körper sei «bloss ausgetrocknet». Er verschrieb eine Diät, die allerdings nichts nützte. Peter wurde daraufhin eine Weile lang stationär beobachtet. Es blieb aber ganz offiziell bei der Diagnose Verdauungsstörung.

Es bleibt bis heute ein Rätsel, wie es Hilde gelungen war, die Epilepsie von Peter unter Verschluss zu halten. Die gefälschte Krankenakte dürfte für die Familie entscheidend gewesen sein: Ab 1939 mussten Ärzte und Pflegeanstalten Patienten melden, die an Krankheiten wie Epilepsie, Schizophrenie oder Chorea Huntington litten.

Hilde begriff bereits in den frühen 1930er-Jahren, dass es in Deutschland zunehmend wichtig werden könnte, die eigene «arische Abstammung» auch formell nachweisen zu können. Sie begann daher nach der Geburt ihres ersten Kindes damit, systematisch ein «Familienbuch» anzulegen. Es enthielt eine Ahnentafel und einen Stammbaum. Die 16 Urgrosseltern, die es auf der ersten Seite nachzuweisen galt, waren zunächst recht leicht aufzufinden. Weiter in die Vergangenheit hinein wurde es etwas schwieriger. Bereits Weihnachten 1932 hingte Hilde aber stolz einen ansehnlichen Stammbaum in der Diele auf, sodass alle Gäste und die Familie das Werk bewundern konnten. Hilde listete alle Vorfahren, so weit möglich, mit Namen, Beruf, Religion, Geburts- und Sterbedaten auf.

Das reichte aber noch nicht aus: Falls sich Andreas doch noch bei der

SS würde bewerben wollen, musste ein «grosser Ariernachweis» her. Vor-erst verlangten dies die meisten Berufsverbände zwar formell noch nicht. Bereits ein Jahr später hatten Juristen, Beamte im öffentlichen Dienst, Ärzte sowie Wissenschaftler deutscher Hochschulen einen solchen aber zu erbringen – und die Mitglieder der NSDAP sowieso. Der «grosse» Nachweis musste die «arische» Abstammung bis 1750 dokumentieren. Der «kleine Ariernachweis» verlangte lediglich die Dokumentation von sieben Geburts- oder Taufurkunden sowie die Heiratsurkunden der Eltern und der vier Grosseltern.

Im vorgedruckten Teil des sogenannten «Ahnenpasses» stand einleitend zur Frage «Wer ist arisch?» das Folgende geschrieben: «Zum Nachweis der arischen Abstammung genügt es, die Ahnen bis um die Jahrhundertwende (1800) festzustellen. Entgegen dem Sprachgebrauch ist nach den Bestimmungen der NSDAP, derjenige Deutsche arisch, der nicht fremdrassigen Bluteinschlag, also von Juden, Zigeunern, Asiaten, Afrikanern oder Amerikanern (Ureinwohner) hat. Es ist also das Kind eines Deutschen und einer Engländerin nach diesem Begriff arisch. Die näheren Ausführungen über den Begriff ‚arisch‘ gibt das Reichsbeamten-gesetz vom 30.6.33.»

In den kommenden Jahren machte sich Hilde beharrlich an die Erarbeitung der «Reihe aller Vorfahren». Sie führte eine umfangreiche Korrespondenz. Im Zuge dieser Arbeit erfuhr sie so manche Anekdote über ihre Vorfahren. Einer, mütterlicherseits, kam aus Lübeck, war offenbar Krämer gewesen und «mit einem Wägelchen über Land» gezogen. Er hatte zehn Kinder, wovon eines ihr Grossvater war. Oder da gab es einen Michael Stave in Amerika, auf dessen grosse Erbschaft, wie sie ihrer Schwester be-lustigt schrieb, «noch immer alle warteten». Leider galt er inzwischen als verschollen.

Bis Mai 1935 erstellte Hilde eine Dokumentation, die insgesamt 220 Ahnen umfasste. Zeitgleich wurde in der Nähe eine «Familiengeschichtliche Beratungsstelle» eröffnet. Der zuständige Dr. Haase-F. half den Ratsuchenden dabei, die richtigen Amtsstellen für ihre Nachforschungen ausfin-

dig zu machen und gab Tipps, wie die «Ariernachweise» zu erstellen waren. Hilde ging regelmässig zu den Vorträgen im «historischen Verein», den Dr. Haase-F. gegründet hatte.

Hilde war, als im September 1935 die Nürnberger Rassengesetze erlassen wurden, längst imstande, ihre «arische» Herkunft und die ihrer ganzen Familie zweifelsfrei nachzuweisen. Zu Weihnachten 1939 war sie stolz auf den Überblick über mittlerweile zehn Generationen und rund 300 Jahre Familiengeschichte. Sie hatte überdies zusammen mit ihrer Mutter so manches Ahnenbild einrahmen lassen und aufgehängt. Böse Überraschungen, das heisst «fremdrassigen Bluteinschlag», gab es keinen. Oder sie hat ihn unterschlagen.

Im Februar 1933 gelang es Andreas erstmals, eigenständig ein grosses Mandat zu ergattern. Er übernahm die Abwicklung des Konkurses eines grossen Schraubenproduzenten. Alle hofften, sich nun für die nächsten zwei Jahre keine Sorgen mehr machen zu müssen. «Da hatte sich», sagte Hilde scherzend, «schon ein Teil von Hitlers 4 Jahres-Plan» erfüllt. Andreas stellte zwei weitere Gehilfen ein und war stolz darauf, dass dank ihm auch andere «etwas zu verdienen» bekamen. «Die Mehrzahl der Arbeitslosen brauchen Arbeit und Brot», sagte er schlicht. Gerade waren in Deutschland bei 65 Millionen Einwohnern 6 Millionen Arbeitslose gezählt worden. «Welch Hoffen mit Hitler! Auf endlich bessere Zeiten», schrieb Hilde jetzt an ihre Schwester. Bei Andreas kamen weitere Mandate hinzu, und bald hatte er 80 Aufträge. Er richtete sich eine neue Praxis ein und arbeitete «leider wie ein Pferd, aber mit viel Freude».

Am 30. Januar 1933 geschah, was sich Hilde die ganze Zeit so erhofft hatte: Adolf Hitler wurde vom Reichspräsidenten Paul von Hindenburg zum Reichskanzler ernannt. Hilde und Andreas feierten. Sie nahmen erneut an Fackelzügen teil, hörten ununterbrochen Radio und führten endlose Gespräche mit Freunden und Nachbarn. Sie waren voller freudiger Erwartung

auf das, was jetzt kommen sollte. Als «sinnlos und dumm» werteten sie den Brand des Reichstags in der Nacht auf den 28. Februar 1933. Hitlers Gegner sollten endlich schweigen, fanden sie. Immer wieder nahm Hilde Karl aus der Wiege, herzte ihn und dachte hoffnungsvoll darüber nach, wie sich nun auch seine Zukunft entschieden hatte. Bloss, dass immer wieder so viele zweifelten, auch Leute aus dem näheren Umfeld oder Nachbarn in der Gartenstadt, konnte sie nicht nachvollziehen. Ihnen allen sagte Hilde eindringlich: «Ihr müsst auch glauben.»

Hilde hörte von ihren lieben Freundinnen und Nachbarn nur das, was in ihr Bild passte. Sogar Heinz' Rat konnte sie nicht mehr annehmen. Er hatte sie wissen lassen, dass sie sich durch ihre krassen Meinungsäusserungen unbeliebt mache. Hilde wusste, worauf er anspielte. Sie war gegenüber Heinz' Frau harsch aufgetreten, was ihre Freundschaft sehr belastete. Doch für Hilde ging es nicht mehr um die Befindlichkeit Einzelner, es ging inzwischen um mehr. Um den Fortbestand einer ganzen Nation, die Volksgemeinschaft als Ganzes. Es ging um Deutschlands Zukunft. Auch die von ihr verehrte ehemalige Lehrerin Dr. Brenner irritierte Hilde jetzt, da sich diese so gar nicht vom Nationalsozialismus überzeugen liess. Wie schade nur, «sie wäre eine fähige Mitstreiterin gewesen». Wenigstens im Gespräch mit Andreas gab es nie den leisesten Zweifel. Mit ihm wollte Hilde ihren Weg gehen. Jetzt als Mutter erst recht.

Obwohl es der Grossfamilie an der Freiligrathstrasse, insbesondere Hilde und Andreas, materiell zunehmend besser ging, hatten sie sich bis Anfang 1933 noch kein eigenes Radio angeschafft. Sie lauschten daher den Ergebnissen der Reichstagswahl vom Sonntag, dem 5. März 1933, bei den Nachbarn Hopmeier. «Alle hingen am Empfänger», als endlich klar wurde, dass die NSDAP gewonnen hatte. Einen so haushohen Sieg hatte niemand erwartet. Zusammen mit der Kampffront Schwarz-Weiss- Rot verfügten die Rechtsparteien nun über die absolute Mehrheit im Parlament. Mit roten

Wangen umarmten sich Hilde und Andreas. «Gott geb's, dass jetzt der Aufbau gelingt!», rief Hilde aus. Zusammen mit den Nachbarn Fechner zogen sie zum Hansaplatz und sahen den «schönen Fackelzug». Sie hörten später auch Hitlers Rede aus Königsberg (Kaliningrad). «Alles war so festlich. Die Menschen waren voller Begeisterung.» – «Zum Glück», dachte sich Hilde, «war alles ruhig abgelaufen.» Angesichts der Ereignisse der letzten Zeit war das keineswegs selbstverständlich.

Ein paar Tage später, am 17. März, kam Andreas freudestrahlend mit einem grossen Paket in der Hand nach Hause. Er hatte ein Radiogerät gekauft. Nun konnten sie die politischen Ereignisse von zu Hause aus verfolgen. Hilde erlebte die Feierlichkeiten zur Eröffnung des Reichstags vom 21. März 1933 vor ihrem eigenen Empfänger.

In der Gartenstadt, mutmasste Hilde, hatten wohl etwa die Hälfte die Nazis gewählt. Sie wertete das als gutes Zeichen. Zusammen mit den «200 Stimmen schwarz-weiss-rot» blieb im Parlament nicht mehr viel anderes übrig. Bei fast allen ihren Nachbarn hingen nun Fahnen, mit denen sie den Sieg feierten. Auch Hilde und ihre Mutter legten sich eine Schwarz-Weiss-Rote zu, sodass ab dem 10. März auch bei ihnen «stolz die neue Fahne» aus dem Giebelfenster hing. In der angebrochenen Woche wollte Hilde zusammen mit ein paar Freundinnen noch «eine ganz grosse» Fahne nähen für den Volkstrauertag vom 12. März, der neu zur Erinnerung an die «Helden des Ersten Weltkrieges» ins Leben gerufen worden war. Die Schwarz-Weiss-Rote würde, wie Hermann Göring in seiner Rede bereits gesagt hatte, nun die neue Reichsflagge sein. Gleich vier Fahnen, eine zu jeder Seite des Hauses, hatte die Familie Voss in der Parallelstrasse herausgehängt. Die Neuen waren gerade in die Gartenstadt zugezogen, nachdem «endlich» die Familie Cohn weggegangen war. Als Hilde auf dem Heimweg bei ihrer neuen Nachbarin am Gartentor vorbeikam, stand Frau Voss gerade in der Tür. Sie grüsste freundlich, und Hilde gab lachend zurück: «Nun habt ihr die Judenbrut endgültig ausgeräuchert!» Stolz schilderte Hilde diese Episode in einem Brief an ihre Schwester Elle.

Die «nationale Rettung war wirklich noch im allerletzten Augenblick gekommen», dachte sich Hilde nun täglich. Was jetzt «an Schrecklichem» über die Kommunisten herauskam, sprach doch eine deutliche Sprache und bestätigte ihre schlimmsten Vermutungen. «Jahrelang» hatten sie darauf warten müssen, endlich in Bewegung zu kommen. Endlich ging es nun vorwärts. Es war ein Erleben, das nicht nur für Hilde, Andreas und ihren Karl im Privaten, «sondern für alle Deutschen» von Bedeutung war, schwärmte Hilde in einem ihrer Briefe. Von Hindenburg, «dieser alte Mann, der nun endlich dem jungen Führer die Hand gereicht hat», hatte es letztlich möglich gemacht. Jetzt erst konnten alle «an Deutschlands Zukunft glauben». Hilde hatte am Radio jede Rede zur Eröffnung des Reichstags verfolgt und natürlich auch das von Wilhelm Furtwängler dirigierte Konzert zu Hitlers Ehren. Ihren Karl hatte sie mittlerweile abgestellt. Das würde ihr Freiheiten geben, um jetzt wieder vermehrt an Veranstaltungen teilzunehmen. Sie war begeistert, als sozusagen alle ihr wichtigen Menschen Dortmunds anlässlich eines «Rassenvortrags» versammelt schienen. «Professor Barwink sprach eindrucklich über Eugenik», schrieb sie ihrer Schwester. Zu ihrer Freude wurde nun die Vereinigung von Reichswehr, Schupo, SA und SS für ganz Deutschland Wahrheit. «Zu schön!»

Am 29. März 1933 erlebte Hilde beim Einkaufen in der Stadt mit, dass die Kaufhäuser «Althoff, Kaufmann, Sternberg etc.» geschlossen wurden. Sie beobachtete, wie vor «den Türen immer ein Hitlerjunge» stand, der ein Schild mit der Aufschrift hielt: «Das ist ein Judenladen». Mit Genugtuung nahmen Hilde und Andreas zur Kenntnis, dass «etliche jüdische Rechtsanwälte in Schutzhaft» genommen wurden. Anfang April mussten «33 von ihnen ihre Praxis ganz aufgeben», berichtete Hilde ihrer Schwester. Einige kannte Andreas gut. Zwei von ihnen, sie waren mit einer «Arierin» verheiratet, durften bleiben. Nochmals stellten sich Hilde und Andreas vor, wie schlimm es jetzt gewesen wäre, wenn sich Andreas damals mit dem Juden Luss zusammengetan hätte. Auch in der Kinderklinik wurden alle jüdi-

Gau Westfalen - SüdOrtsgruppe GartenstadtWird nur von der Ortsgruppe ausgefüllt
Eintrittsjahr: 1933**Aufnahme-Erklärung**Dieser Name darf nicht betitelt werden
Nr. 582474

Ich erkläre hiermit meinen Eintritt in die NS-Frauenschaft. Ich bin deutsch-arteriger Abstammung und frei von jüdischem oder farbigen Rasseeinfluss, gehöre keiner Freimaurerloge oder sonst einem Geheimbunde an und werde einem solchen während der Dauer meiner Zugehörigkeit zur NS-Frauenschaft nicht beitreten. Ich verspreche, die NS-Frauenschaft mit allen meinen Kräften zu fördern und verpflichte mich zur Zahlung einer Aufnahmegebühr von RM. und eines monatlichen vorauszahlbaren Beitrages von mindestens RM. Außerdem bin ich zur Zahlung eines einmaligen freiwilligen Werbebeitrages von RM. bereit.

Vor- und Zuname: Hilde Bonhage Stand oder Beruf: HausfrauGeburtszeit: 2.3.07 Geburtsort: London Preuss. St. ledig verheiratet verwitwet Wohnort: Dortmund, Freiligrath Strassen-Nr. 8
xxxxxDatum des Eintritts in die NSF. 1.5.1933Sind Sie Mitglied der NSDAP? Nummer ////////Leserlich schreiben!

Hilde Bonhage
Eigentliche Unterschrift

Wenden!

Oben: Hildes unterzeichnete Aufnahme-Erklärung in die NS-Frauenschaft von 1933. Rechts: Hildes NSDAP-Zentralkarteikarte, die ihren Parteibeitritt von 1937 belegt.

schen Ärzte entlassen. Es waren solche darunter, die Hilde gerade noch im Umgang mit ihrem Säugling beraten hatten.

Zwei Monate später, am 31. Mai 1933, ging Hilde zusammen mit ihrer Mutter zum Hansaplatz, um sich die Verbrennung der «Schundliteratur» anzusehen. Es «sah fein aus», erzählten sie gemeinsam beim Abendbrot ihren Männern.

Am 4. Mai 1933 trat Andreas mit der Nummer 2 929 307 der NSDAP bei. Er gehörte damit zu den rund 10 Prozent Parteimitgliedern in der deutschen Bevölkerung. Zwei Monate später, am 7. Juli, trat er zusätzlich in der Funktion eines «Obertruppführers» in die SA ein. Auch Hilde meldete nun ihre Mitgliedschaft bei der Nationalsozialistischen Frauenschaft, NSF, an. Sie unterzeichnete ihre Aufnahmeerklärung in die Ortsgruppe Dortmund Gartenstadt Anfang Mai 1933 und erhielt die Mitgliedsnummer 582 474. Mit ihrer Unterschrift bekannte sie sich ausdrücklich dazu, dass sie «deutsch-arischer Abstammung» war und «frei von jüdischem oder farbigem Rasseneinschlag».

Die NSF war die Frauenorganisation der NSDAP. Diese kannte, wie das Deutsche Frauenwerk, DFW, jede junge Frau. Für einen Beitritt in den Bund Deutscher Mädel, BDM, war Hilde längst zu alt. Auch aus dem Alter, um im Reichsarbeitsdienst, RAD, mitzuwirken, war sie schon herausgewachsen. Anders als das DFW nahm die NSF aber nicht alle auf. Vielmehr verstand sich die Frauenschaft als Eliteorganisation zur Ausbildung der Führerinnen des Reichs. Das war für Hilde genau das Richtige. In allen Organisationen galt es, «Deutschtum» und praktisch angewandten Nationalsozialismus vorzuleben und in die Familien hineinzutragen. Die eigentliche politische Arbeit würde Andreas für sie beide übernehmen. In der NSDAP betrug der Frauenanteil im Frühjahr 1933 weniger als 5 Prozent.

Als Mitglied der NSF war Hilde dem Kreisleiter der NSDAP unterstellt und automatisch auch Vereinsmitglied des DFW. Beide Organisationen, DFW und NSF,

Name: Bonhage Hilde

Ehefrau

Beruf: Hebamme

Berufsliste:

Geb.-Datum: 2.3.07 Geb.-Ort: London

Nr.: 4682737 Aufn.: 1.5.37

Aufnahme beantragt am: 1.7.37

Wiederaufn. beantragt am: genehm.

Austritt:

Geführt:

Ausfluß:

Aufgehoben:

Geführten wegen:

Zurückgenommen:

Abgang zur Wehrmacht:

Zugang von

Gestorben:

Bemerkungen:

Wohnung: D. Freiligrathstr. 8

Ortsgr.: Dortmund Gau: Ostf. Nied.

Monatsmeld. Gau: Westf. N. 3. 41 Nr. 11

Nr. 11/ vom

Wohnung: P. Nordwell Str.

Ortsgr.: Essen Gau: Westf. N.

Monatsmeld. Gau: Nr. 11

Nr. 11/ vom

Wohnung:

Ortsgr.: Gau:

Monatsmeld. Gau: Nr. 11

Nr. 11/ vom

Wohnung:

Ortsgr.: Gau:

Monatsmeld. Gau: Nr. 11

Nr. 11/ vom

Wohnung:

Ortsgr.: Gau:

Monatsmeld. Gau: Nr. 11

Nr. 11/ vom

Wohnung:

Ortsgr.: Gau:

Monatsmeld. Gau: Nr. 11

Nr. 11/ vom

Wohnung:

Ortsgr.: Gau:

Monatsmeld. Gau: Nr. 11

Nr. 11/ vom

Wohnung:

Ortsgr.: Gau:

Monatsmeld. Gau: Nr. 11

Nr. 11/ vom

Wohnung:

Ortsgr.: Gau:

Monatsmeld. Gau: Nr. 11

Nr. 11/ vom

Wohnung:

Ortsgr.: Gau:

Mitgliedskarte ausgestellt am:

30. DEZ. 1937

1. Mitgl.-Buch abgibt. am: 15. Okt. 1940 Westf. N. 1854

Laufsch. Nr. Gau:

2. Mitgl.-Buch ausgestellt am:

Laufsch. Nr. Gau:

Verwarnung m. Nennaberkennung auf:

Laut:



Registratur-Vorgang:

--	--	--

übernahmen zusammen mit der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt, NSV, Aufgaben im sozialen, pädagogischen oder gesundheitlichen Bereich. In ihren Grundsatzbestimmungen formulierte die NSF: «Wir wollen eine Weckung, Erziehung und Erneuerung der Frau zu ihrer Aufgabe als Hüterinnen des Quellgebietes der Nation: des nationalen Liebeslebens, der Ehe, Mutterschaft und Familie, des Blutes und der Rasse, der Jugend und des Volkstums. Wir beteiligen uns deshalb mit aller Kraft am Kampf der Freiheitsbewegung um die Aufrichtung des 3. Reiches durch stärkste Propaganda im Kleinen.» Hilde wusste bereits, dass die Unterteilung der NSF derjenigen der Partei entsprach. Sie war gegliedert in Gau, Kreis, Ortsgruppe, Zelle, Block und Haushaltungsgruppe. Bis Kriegsbeginn sollten ihr über zwei Millionen, das heisst rund 5 Prozent der deutschen Frauen, beitreten.

Es gab einen einzigen Punkt, der Hilde – bei aller Euphorie – nachhaltig beschäftigte und manchmal verärgerte. Noch immer zeichnete sich nicht ab, welche Aufgabe die Frau bei der Neugestaltung Deutschlands zugewiesen bekam. Auch war unklar, welche Frauen überhaupt bereit waren, beim Aufbruch mitzumachen. Durch «praktischen, weiblichen Einsatz», das war für sie nicht schwer zu erkennen, musste aber «für die gemeinsame Sache» mitgekämpft werden. Es galt doch jetzt, wie Hilde aufgebracht fand, «endlich etwas für das Volk zu tun». Damit das gelänge, mussten aber die richtigen Persönlichkeiten zu Führerinnen ausgebildet werden. Sie war bereit und wollte endlich ihren Platz als «Kameradin» und «Mitstreiterin» bekommen. Sie würde nun hoffentlich eine Rolle einnehmen, die ihr angemessen war.

Praktische Arbeit konnte direkt in den Familien geleistet werden. Besondere Aufmerksamkeit, fand Hilde, musste denjenigen Familien gelten, die noch nicht verstanden hatten, was es bedeutete, ein nationalsozialistisches Leben zu führen. Von einer Veranstaltung in der «Frauenkultur» heimkehrend, berichtete Hilde enttäuscht, dass zu viele Frauen noch zwei-

felten. Eine Kollegin hatte es doch tatsächlich gewagt, offen und vor allen eine «abfällige Bemerkung über den Nationalsozialismus» zu machen. Wenigstens schwiegen dann alle betreten, stellte Hilde erleichtert fest. In einem Punkt immerhin schienen sich die meisten einig gewesen zu sein: Ruth, eine von Hildes ehemaligen Klassenkameradinnen, war geschieden worden. Alle wussten, dass sie Jüdin war und fanden es verständlich, dass ihr Mann die Ehe wieder gelöst hatte.

Die Untätigkeit, die sie bei einigen Freunden und Nachbarn beobachtete, wertete Hilde als «eine Schande». Besonders ärgerte sie sich über die Frauen, die sich hinter den Männern versteckten. Manchmal würden sogar «unbelegbare Lügengeschichten» über Hitler erzählt, empörte sie sich. Hilde zweifelte nicht. Sie hatte an der letzten Horst-Wessel-Feier das *Deutschlandlied* mit erhobenem Arm und laut mitgesungen: «Wir heben hoch die Hand, um zu geloben Treue dem Führer, selbst bis in den Tod.»

Die schweren Jahre der Weltwirtschaftskrise schienen endlich und hoffentlich endgültig vorbei zu sein. Die finanziellen Sorgen hatten sie hinter sich gelassen. 1934 kauften sich Hilde und Andreas ein Auto. Und 1935 unterhielten sie sich intensiv darüber, ob sie nun nicht endlich einen eigenen Hausstand gründen sollten. In letzter Zeit war es mit den Eltern zunehmend zu Spannungen gekommen. Es wurde langsam eng im Haus, mittlerweile lebten sie zu sechst unter einem Dach. Doch noch war es zu früh. Sie konnten sich einen Auszug noch gar nicht leisten. Ausserdem fand insbesondere Andreas, dass es gegenüber Hildes Eltern undankbar wäre, sie jetzt alleine zu lassen. Das Haus war für die beiden zu gross. Zudem waren sie dem jungen Paar in allem immer entgegengekommen. So auch dieses Mal: Hildes Eltern zogen sich in den Dachstock zurück. Er wurde ausgebaut und durch ein Badezimmer ergänzt. Hilde und Andreas sollten mit den beiden Jungs die Zimmer im unteren Hausteil bewohnen. Der Umzug im eigenen Haus gab Hilde mehr Gestaltungsspielraum. Eine gewisse Bitterkeit blieb aber zurück: Noch immer kam sie nicht aus ihrem Elternhaus heraus.

Hilde war oft rastlos. Sie hatte zwar mehrere Hilfen im Haus, die für die Wäsche, das Essen und immer öfter auch für die Kinder sorgten. Weiterhin unterstützte Hilde auch Andreas in der Praxis. Sie konnte sich in seinem Geschäft immer besser aus. Die Kanzlei lief ganz gut und ernährte neben der Familie drei Mitarbeiter mit. Andreas hatte seinen Jahresgewinn auf über 10'000 Mark steigern können. Auch für das Jahr 1935 schien die Auftragslage günstig zu sein. Hilde sehnte sich aber nach einer eigenen, «geistig anspruchsvolleren» Arbeit.

Am 21. Mai 1935 standen sie dann einmal mehr so ganz «unter dem Eindruck des Führers», wie Hilde ihrer Schwester begeistert schrieb. Hitler hatte sein Friedensprogramm verkündet. «Wenn die Welt ihm keinen Glauben schenken will, dann ist sie böswillig!», kommentierte Hilde. Zusammen mit Andreas hatte sie die Rede ihres «Führers» im Theater gehört. «Ein Kunstwerk» an sich. Ach, wie stolz war sie auf ihn. Die Nacht mit Andreas wurde richtig stürmisch. Hilde fühlte sich in Hitler tief mit Andreas verbunden und bereit, «dem Führer» noch ein Kind zu schenken. Die Familie war doch die «kleine Zelle, auf die alles ankommt und die so licht, so rein, so schön zu gestalten» war.

Als wenige Wochen zuvor, am 12. März 1935, das «Gesetz zum Aufbau der Wehrmacht» erlassen wurde, hatte sich Andreas sofort freiwillig zum Dienst gemeldet. Eigentlich wurde sein Jahrgang gar nicht eingezogen. Er war mit seinen 30 Jahren zu alt. Andreas wollte aber den «Führer» aktiv und bedingungslos unterstützen, um den «furchtbaren Auflagen des Versailler Vertrags» nun endlich zu trotzen. Auch Hilde begrüßte es, dass nun auch in Deutschland wieder eine allgemeine Wehrpflicht galt. Bereits zehn Tage später erfuhren sie, dass Andreas per Ende Mai für acht Wochen in der Reichswehr angenommen war. Hilde besuchte ihn in Münster, wo er stationiert war, und konnte sich davon überzeugen, wie sehr «er Spass an der Sache» hatte.

Allmählich organisierte sich auch die Frauenschaft. In der Zeitschrift

Frauenkultur las Hilde, dass folgende neue Abteilungen gebildet worden waren: Weltanschauung, Reichsmütterdienst, Volkswirtschaft, Hauswirtschaft, Presse und Propaganda, Leibesübung, Ausland, Luftschutz und Kultur. In einem Artikel waren die Namen aller Leiterinnen aufgeführt. Es wurden zudem Haussammlungen durchgeführt, die sozial benachteiligten Familien oder Mitgliedern von SA und SS zugutekommen sollten. Für Parteimitglieder sollte genäht, gekocht und geflickt werden, und es wurden kulturelle Darbietungen organisiert. Hilde wurde angefragt, ob sie an einem Abend der Frauenschaft einen Vortrag über Estland halten wolle. Selbstverständlich wollte sie. Sie würde sich einlesen und von ihren eigenen Erfahrungen damals, 1926, berichten. Der Vortrag gelang ihr «richtig gut», berichtete sie der Schwester danach voller Stolz.

In ihrer NSF-Ortsgruppe wurde nun der Montag, 9. September 1935, als erster monatlicher Pflichtabend festgelegt. Hilde organisierte ihn mit. Endlich hatte sie ihre Rolle gefunden. Zusätzlich zu den monatlichen Pflichtabenden fanden die wöchentlichen Treffen statt. Zur flächendeckenden Schulung von Mitgliedern und Führerinnen waren mittlerweile Reichsschulen eingerichtet worden. Bis Ende 1938 besuchten rund 4'000 Frauen dort einen Führerinnenkurs. Von hier aus wurde das Wissen in die Gauschulen gebracht. Hilde nahm zufrieden zu Kenntnis, dass die Amtsleiterinnen in den Schulungslagern nun «sehr geschliffen» wurden.

An einem der Vorträge, es sprach Doktor Mathieu, eine Düsseldorfer Nervenärztin, lernte Hilde «Wichtiges zum Thema Erbgut». Nach dem Erbgut «entwickelt sich ja jeder Mensch». Und es war auch der Grund, hatte Hilde verstanden, warum es galt, die «nordische Rasse» besonders rein zu halten.

Einmal fuhr sie in dieser Zeit zusammen mit ihrer Mutter zu einer Veranstaltung der *Frauenkultur* nach Münster. 300 Frauen waren vor Ort, es gab Vorträge zur Bayrischen Ostmark, zur Einrichtung einer Nähstube, zum Handweben oder zu Volkstum und Brauchtum. Als Kulturprogramm

war eine Ausstellung mit «köstlichen Führer-Bildern» eingerichtet worden. Hilde schwärmte: «Endlich gibt es nun ein immer reichhaltigeres Kulturprogramm an den Anlässen, das sich sehen lassen kann und das auch pädagogisch wertvoll ist.» Zudem gab es Vorführungen über «gute Frauenkleidung» und Besuchsmöglichkeiten «moderner Wohnungen». Zur idealen, nationalsozialistischen Haushaltsführung gehörte aber auch praktische Arbeit. Hilde lernte Gartenbau. Sie lernte, wie man im Garten Blumen schnitt, ohne den Gesamteindruck zu zerstören, und wie die Blüten in Vasen gestellt werden sollten, um ein kleines Kunstwerk entstehen zu lassen.

Einmal, 1935, nahm Hilde ihren Sohn Karl zu einer Ausstellung über «Entartete Kunst» mit. Sie erklärte dem Dreijährigen, dass es früher furchtbar gewesen sei, «was man uns als Kunst anzubieten gewagt hatte». Am schlimmsten seien die «Plastiken» gewesen, «noch schlimmer als die Gemälde». Im obersten Stock des Museums nahm sie Karl bewegt auf den Arm, damit er das wundervolle Gemälde des «Führers» von Heinrich Rüter auf Augenhöhe sehen könne. «Ach, wie schön!», entfuhr es ihr. Abends betete sie mit Karl und Peter, «dass Gott unserm Führer weiter die Kraft geben wird zu seinem grossen Werk». Sie war sich sicher, dass ohne ihn niemand «so voller Glück und Hoffnung in die Zukunft schauen» wird. Dann gab sie ihren Kindern einen Gutenachtkuss.

Hilde lernte schnell, im Sinne des Nationalsozialismus als Frau praktische Arbeit zu leisten. Wo sie nur konnte, setzte sie sich dafür ein, Vorbild zu sein und den Alltag für alle – wie sie es nannte – zu verschönern. Auch für die Bundesbrüder der Alemannen stand sie im Einsatz. Im Juli 1935 feierten sie «Auf der Schanze», ihrem Verbindungshaus in Bonn, ein grosses Fest. Hilde war es, die die Festsäle mit Blumen schmückte. Ausserdem durfte sie die Festrede für die Frauen halten, während die Bundesbrüder in einem separaten Raum feierten. Später gestand sie sich ein, dass sie viel-

leicht ein wenig zu ernst rübergekommen war. Die Botschaft war aber auf jeden Fall angekommen. Als Andreas ihr später erzählte, dass etliche seiner Verbindungskameraden sich «in schlimmsten Gewissenskonflikten» wähten, wunderten sich beide nur. Im Gegensatz zu Andreas wehrten sich viele Alemannen offenbar dagegen, auch Nazi sein zu müssen. Für Andreas gab es da keinen Konflikt. Zu seinem Entsetzen wurde die Burschenschaft aber 1936 formell aufgelöst. Viele persönliche Kontakte blieben dennoch während des Krieges und weit darüber hinaus bestehen.

Hilde fühlte sich vielen ihrer Kolleginnen in der Frauenschaft überlegen. Sie hatte mehr gelesen und sich in den letzten Jahren thematisch intensiv eingearbeitet. Im Dezember 1935 übernahm sie einen Schulungsteil an einem der Mütterschulungskurse der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt. Sie berichtete über Tischschmuck und häusliche Feste, zeigte, wie Taufe, Hochzeit und Weihnachten zu feiern waren. Den nächsten Mütterkurs, der unter dem Titel «Frau und Volkskultur» lief, gestaltete sie bereits in leitender Funktion mit. Gerade die Mütterschulungskurse waren in Hildes Augen vielversprechend. Damit konnten besonders viele Familien erreicht werden. Bis 1937 besuchte jede fünfte Frau über 20 Jahren einen solchen Kurs. Die Schulungen basierten auf dem Buch *Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind* von Johanna Haarer, Ärztin und damals wichtigste Erziehungsratgeberin überhaupt.

Haarer war Mitglied sowohl der NSDAP als auch der Frauenschaft. Ihr Buch von 1934 erreichte eine Auflage von weit über einer halben Million Exemplaren. Einer der Grundgedanken ihres Ratgebers war es, dass Jungen auf den Krieg vorzubereiten waren und Mädchen auf das Gebären «arischer» Kinder. Hilde las in der Einleitung, dass die Geburt nicht als Einzelschicksal zu verstehen war, sondern als ein «Gang an die Front der Mütter». Es gelte, «den Strom des Lebens, Blut und Erbe unzähliger Ahnen weiterzutragen und auferstehen zu lassen in einem neuen Geschlecht».

Im gross angelegten «Feldzug der Staatsführung» mussten die gebärenden Frauen mithelfen, heisst es weiter, «das gesunde Erbgut und das

rassisch Wertvolle zäh» zu verteidigen. Mit dem «Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses», dem «Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre» sowie dem «Ehegesundheitsgesetz» seien dazu die «Marksteine» auf gesetzlicher Ebene gelegt worden. «Mit der richtigen Gattenwahl und mit der Verhütung erbkranken Nachwuchses» sei es genauso wie durch das Bekämpfen «willkürlicher Verhütung erbgesunden Nachwuchses» nun an den Frauen, «den Bestand unseres Volkes» zu sichern. Den Gebärimperativ für «Arierinnen» begründete Haarer mit dem Verweis auf die massiven Geburtenrückgänge in der Weimarer Zeit. Damals «fehlte», schrieb sie, «der Wille und der Mut zum Kind und eine heldische Lebensauffassung, in der Opferbringen und Für-andere-leben eine Selbstverständlichkeit ist». Hilde freute sich über den Text. Mit diesem Buch liess sich hervorragend in den Kursen arbeiten. Ausserdem gab es ihr wichtige Hinweise für die eigene Arbeit mit den Kindern zu Hause. Johanna Haarer nahm zu Hildes Freude auch direkten Bezug auf Hitlers Ausführungen in *Mein Kampf*. Sie schrieb, «die Mutter, zumal die kinderreiche», sei «erste Trägerin des Staates». Es gelte daher die «Pflicht: Der Familie, dem Volk, der Rasse Kinder zu schenken». Haarer plädierte für vier Kinder pro Familie. Jahre später, im Januar 1941, würde Heinrich Himmler diese Position ergänzen. Er erliess per Polizeiverordnung ein für «Arierinnen» geltendes Abtreibungs- und Verhütungsverbot. Es stellte die Anwendung der einschlägigen «Verfahren und Gegenstände» unter Strafe.

Andreas unterstützte Hildes Aktivitäten für die Frauenschaft. Als sie Anfang 1936 nach einem ihrer Schulungsabende erschöpft, aber zufrieden nach Hause kam, verriet sie ihm ihre erneute Schwangerschaft. Anfang August kam mein Vater als Hildes dritter Sohn zur Welt. Er wurde Reimer genannt.

Ein paar Wochen vor der Geburt setzte Hilde aber noch durch, ein nationalsozialistisches Fest für die Familie ausrichten zu dürfen. Eine von Andreas' Schwestern heiratete. Hilde wollte allen zeigen, dass ein solches Fest genauso würdig wie eine protestantische Feier sein konnte.

Es war nicht einfach gewesen, die Familie für das Vorhaben zu begeistern. Mittlerweile hatte Hilde in der NSF aber gelernt, gute Argumente vorzubringen. Sie ging ganz nach Lehrbuch vor. Zunächst trug sie den Gerhard-Schumann-Vers *Wir aber sind das Korn* vor, um danach ein eigens verfasstes, feierliches Gedicht vorzutragen. Damit würde der Schwager «als Glied in die Sippe» würdig aufgenommen sein. Als vereinigendes Symbol ihres Festes hatte sie in der Vorbereitung einen Blütenkranz geflochten, einen Reif, der den Kreis der Familie bildlich darstellte. Und als «Führerwort» wählte sie den Spruch: «Wer leben will, der kämpfe also, und wer nicht streiten will in dieser Zeit des ewigen Ringens, der verdient das Leben nicht.» Das Brautpaar bekam ein Exemplar dieses Spruches ausgehändigt, den Hilde zusammen mit dem «Führerporträt» auf einem Blatt gestaltet hatte.

Die Feier wurde ein voller Erfolg. «Alle zeigten sich sichtlich ergriffen und bewegt. Niemand konnte sich den Gefühlen verschliessen.» Hilde war zufrieden, damit einen Beitrag zum «gemeinsamen Kampf für das deutsche Volk» geleistet zu haben.

Anderthalb Jahre später, im Mai 1938, bekam Hilde ihr viertes Kind, Ingrid, eine Tochter. Sie fühlte sich nach der Geburt erstmals richtig erschöpft und war den Sommer über längere Zeit schwach. Hilde hatte oft Fieber. Für ein paar Wochen zog sie sich etwas zurück. Ihrer Schwester schrieb sie, dass «Muttergefühle doch stärker sind als alle herrlichen Freuden». Mit den herrlichen Freuden meinte sie ihre Aktivitäten in der NSF und für die Partei. Im Sommer 1937 war auch sie mit der Nummer 4 682 737 Mitglied der NSDAP geworden.

Weil Hilde hochschwanger war, reiste Andreas 1938 ohne sie zur Begrüssung des «Führers» nach Österreich. Hitler besuchte im Frühling mehrere österreichische Städte, um die Volksabstimmung zum «Anschluss Ös-

terreichs vorzubereiten. Als Hitler am Sonntag, dem 3. April, und am Montag, dem 4. April 1938, in Graz auftrat, befand sich Andreas unter den Jubelnden.

Er war die fast 1'000 Kilometer mit einem Bundesbruder und Wehrmacht Kameraden im eigenen Auto nach Süden gereist. Sie hatten sich in der Früh, um 5-30 Uhr, auf den Weg gemacht, um durch «unser geliebtes» Kärnten in der «Frühlingssommersonne» nach Graz zu fahren, wo sie «nur Begeisterung» antrafen. Andreas sah allerdings den «Führer, den glücklichen Menschen» nur von Weitem. Aber «es war so ganz, ganz herrlich», berichtete er danach.

Wenige Tage später, am 10. April, sassen sie alle «ums Radio, als die Meldung nach Berlin gegeben wurde, dass Österreich so herrlich abgestimmt hat». Hilde war voller Begeisterung, dass «in nur vier Wochen diese Wandlung» vollzogen werden konnte. Die Abstimmung, bei der sowohl die österreichische wie die deutsche Bevölkerung «fast geschlossen für den Anschluss» stimmten, zeige, schrieb sie Elle, wie sehr die Menschen dort bis dahin «unterdrückt» worden seien. Seit Hilde Parteimitglied war, unterschrieb sie auch ihre privaten Briefe mit «Heil Hitler!». Diesmal schrieb sie zum Schluss: «Viele warme innige Grüsse Euch allen. Heil Hitler! Dein Schwesterlein».

Auf der Heimfahrt verunfallte Andreas schwer. Sein Wagen überschlug sich in einer Kurve. Es passierte niemandem etwas. Beide Insassen kletterten seitlich aus dem Auto und kamen dann per Bahn zurück. Schon einen Monat später, am 6. Mai, kam das Auto «wie neu» wieder aus der Reparatur. Die Wohlfahrtsversicherung übernahm den Schaden fast ganz. «Endlich klappten die Dinge, wie das von Deutschland auch zu erwarten war», stellte Hilde erleichtert fest. Im August baute Andreas eine Garage ans Haus. Leider mussten sie aber das Auto bereits ein Jahr später, am 31. August 1939, der Wehrmacht verkaufen, sodass die Garage fortan leer stand. Auch Hilde hatte den Wagen gerne gesteuert. Sie hatte 1939 fahren gelernt und legte nach nur wenigen Fahrstunden ihre Prüfung ab.

Mitte Juni 1938, einen Monat nach der Niederkunft ihrer Tochter, fuhr Hilde zusammen mit Andreas zu «den Deutschen» ins «Banat» und nach Siebenbürgen in Rumänien. Auch hier in der Grenzregion zwischen Ungarn, Serbien und Rumänien lebten deutsche Minderheiten, Banater und Siebenbürger «Volksdeutsche», die besucht werden sollten. Hilde organisierte Pässe und Visa, füllte sechs Formulare aus und reichte sechs Passbilder ein. Als Vorbereitung las sie intensiv viele «feine Banatbücher». Vor Ort erlebte sie dann die Begegnungen mit den «Volksdeutschen» voller «menschlicher Grösse». Nach nationalsozialistischen Kriterien lebten dort 750'000 Deutsche. Insgesamt gingen die Nazis von weit über acht Millionen Deutschen aus, die ausserhalb der Staatsgrenzen in der Tschechoslowakei, Polen, Ungarn, Jugoslawien, der Sowjetunion, Estland, Lettland, Litauen sowie der Freien Stadt Danzig wohnten.

Von unterwegs schrieb Hilde eine Karte nach Hause und grüsste mit «Herzlichst Heil Hitler aus dem deutschen Siebenbürgen». Sie fühlte eine Verbundenheit mit den «Deutschen» im Osten wie damals auf ihrer Abiturreise nach Estland. «Die Reise war ein einziger Traum», schwärmte Hilde. Sie brachte traditionelle Blusen mit «wunderschön gestickten Verzierungen» nach Hause, die sie zu Kleidern für ihre Tochter umnähen wollte. So würde Ingrid «blondgelockt der neue Stolz der Familie im Siebenbürger-Sonntagsstaat» sein, schrieb Hilde nach der Reise an Elle. Mit der Geburt ihrer Tochter hatte Hilde, wie sie fand, «die Wurzel legen» können für das neue Geschlecht. Ingrid würde einst selber «die Mutter ihrer Sippe sein», wenn ein «Grossdeutsches Reich» endlich seinen Raum gefunden hätte, war Hilde überzeugt.

In der Frauenschaft wurde Hilde nach ihrer Reise gebeten, einen dreiviertelstündigen Bericht über Siebenbürgen zu erstatten. Das tat sie gerne. Ausserdem organisierte die zuständige Kreisleiterin auf Hildes Anregung hin Einsätze für «deutsche Banatmädchen», die ein paar Wochen oder Mo-

nate lang bei Familien in Dortmund arbeiten konnten. Hilde war trotz ihrer Erschöpfungszustände, die sie nach der Niederkunft noch immer hatte, im vollen Einsatz für diese «Mädchen». So setzte sie sich etwa bei der Unterga-
auführerin vom Bund Deutscher Mädchen erfolgreich für eine junge Frau ein, damit diese «einen anständigen Platz» bekäme.

Zusammen mit Ewa März, einem der «Mädchen», sah sich Hilde eines Abends die *Wochenschau* an. Die 16-Jährige sei ganz erschüttert vom Bericht über ihre Heimat gewesen. Sie bekam offenbar aber so Heimweh dabei, dass sie sich heimlich eine Fahrkarte nach Hause kaufte und verschwand. Hilde war furchtbar enttäuscht.

Im nächsten Anlauf gelang es Hilde dann, zwei «Banater-Mädchen» anzuwerben, die blieben. Das Ziel dieser Einsätze bestand darin, den «volksdeutschen» jungen Frauen, das Arbeiten und Leben im «Altreich» näherzubringen. Die jungen Frauen sollten lernen, wie ein deutscher Haushalt zu führen war. Einige wenige von ihnen wurden im Säuglingsheim als Schwestern ausgebildet und erhielten einen Lohn.

Hilde bot den «Mädchen» an, bei ihnen Weihnachten zu feiern. So konnte sie den jungen Frauen zeigen, wie ein deutsches Weihnachtsfest auszurichten war. Über die Gestaltung des Weihnachtsfests war sich Hilde mit ihrer Mutter Hedwig allerdings nicht mehr ganz einig. Zwar verständigten sie sich darauf, dass die alten Weihnachtslieder gesungen werden durften. Hilde fand es aber falsch, über die «Ersatzweihnachtsfeiern, die nun Einzug» hielten, herzuziehen und war oft enttäuscht, wenn sich selbst ihre Freundinnen dem Wandel gegenüber verschlossen zeigten. Erstmals hatte Hilde das Gefühl, dass sie gegen Widerstände in der eigenen Familie anreden musste. Für sie war mittlerweile klar, dass es an Weihnachten nun nicht mehr des christlichen Mythos bedurfte. Es gab für Hilde nur noch einen Glauben, und zwar den an den «Führer». Die Nähe zu ihm schloss ja alle im weihnachtlichen Kreis ein, «in den ganz grossen, der alle führt, trägt und hält».

Nach den Feiertagen setzte sich Hilde tief seufzend aufs Sofa im gros-

sen Salon. Ihr Blick schweifte über ihre Dekorationen mit Zweigen und Tannzapfen im Wohnzimmer. Das Jahr 1938 war aufwühlend gewesen. Viele Menschen hatten sich zurückgezogen, waren verunsichert. Hilde nicht. Sie war dankbar, zu spüren, dass auch Andreas ganz bereit war für den Kampf, den es nun zu führen galt.

Seit dem Herbst 1938 hatte Hilde gespannt am Radio verfolgt, wie mit den «Volksdeutschen» im tschechischen Sudetenland umgegangen wurde. Wie alle «Volksdeutschen», und wie sie es in Rumänien selbst erlebt hatte, musste auch die dortige Minderheit «Schreckliches durchmachen». Sehnsüchtig wartete Hilde auf den Moment, da die Wehrmacht einmarschierte. Immer wieder war sie so «traurig für all die vielen Menschen, die so schrecklich misshandelt» wurden, «nur, weil sie Deutsche sind». Endlich entschieden Hitler, Mussolini, Chamberlain und Daladier Ende September in München, dass die Tschechoslowakei das vormalige Sudetenland an das Deutsche Reich abtreten und binnen zehn Tagen räumen müsse. Am Radio hängend und über eine Landkarte gebeugt, verfolgte Hilde den Einmarsch der Truppen. Es war nun jederzeit damit zu rechnen, dass Andreas eingezogen würde.

Sofort organisierte Hilde in der Frauenschaft eine Kleider-, Lebensmittel- und Geldsammlung für die «Volksdeutschen» aus der Tschechoslowakei. Sie war mittlerweile in der Frauenschaft für einen ganzen Block und damit für 40 bis 60 Haushalte zuständig und berichtete stolz, dass bei ihr alles «tadellos geklappt» habe. An einem Nachmittag war sie bei sieben Familien hintereinander gewesen, die alle mit Kleiderspenden zur Sammlung beitrugen. Pünktlich gab sie ihre Lieferung mit den sauber geführten Listen bei der Ortsgruppe ab.

Ein paar Monate später, 1939, würde sie – zusammen mit Andreas – dann zum ersten Mal selber auch in den Sudetengau reisen. «Die Herrlichkeiten dieser Reise, landschaftlich wundervoll, abwechslungsreich», wollte sie nie mehr vergessen, schrieb sie danach. Auch nicht die «erschütternde

Armut an der alten Grenze». Landeinwärts immerhin habe es etwas besser ausgesehen, berichtete sie ihrer Schwester. Die Bäder Karlsbad (Karlovy Vary) und Marienbad (Marianske Lázně), erstrahlten in neuer Frische für die Gäste. Sie sahen die Stadt Eger (Cheb), die sie als «schön, aber verwahrlost zum Erbarmen» einstufte. Gemeinsam reisten sie weiter nach Reichenberg (Liberec), wo sie die erste «Sudentendeutsche Gaukulturwoche» miterlebten. Vor Ort trafen sie Wilhelm Pleyer und verbrachten mit ihm, seiner Frau und deren Sohn einen Abend im kleinen Kreis: «Ein Höhepunkt der Reise.» Der Sudetendeutsche Schriftsteller und Journalist war ein alter deutschnationaler Junabuer, von dem Hilde schon viel gehört hatte.

Völlig unerwartet ergab sich für Hilde im Herbst 1938 die Möglichkeit, den Nürnberger Parteitag zu besuchen. Ein dort wohnender Verwandter von Hans hatte ihr mitgeteilt, dass er bereit wäre, Karten zu besorgen. Sie war gerade von ihrer Reise zurückgekehrt, hatte sich auf ihre drei Jungen und das kleine Mädchen gefreut, doch diese Gelegenheit wollte sie einfach nicht verpassen. Hilde reiste zusammen mit Hans, ihrem Schwager. Sie planten, so wenig Gepäck wie möglich mitzunehmen, um «beweglich» zu sein. Nur eine Wolldecke durfte nicht fehlen, wenn sie vor Ort spontan entscheiden mussten, wo sie schlafen würden. Ab Mittwoch, 7. September, wählten sie fünf Anlässe: darunter «Reichsarbeitsdienst», «Tag der Gemeinschaft», «Appell der Politischen Leiter», «NS-Kampfspiele». Und am Samstagabend stand das «Riesenfeuerwerk» auf dem Programm. Gerne hätte Hilde auch «Wehrmacht» gesehen, sie konnte sich aber nicht mehr rechtzeitig eine Karte organisieren. Andreas hatte berufliche Verpflichtungen, während zu Hause wie immer Hedwig mit zwei «Mädchen» für die Kinder, die Küche und den Haushalt sorgten.

Unter den vielen «Mädchen» in Hildes Haushalt stach Lizzy Wicke besonders hervor. Sie war seit 1933 eine von Hildes treuesten Begleiterinnen,

ein Segen für die ganze Familie. Als sie am 28. Dezember 1939 heiratete und kurz darauf selber Mutter wurde, nahm sie ihre Tochter Heide jeweils mit zu Hildes Familie. Lizzy war gemäss Hildes Urteil in ihrer Arbeit immer «gewissenhaft und fleissig». Neben Lizzy waren darüber hinaus ständig viele und wechselnde Haushaltshilfen im Einsatz. Sie hiessen Fredel, Grete, Annelies, Ruth, Pella, Maria, Irmchen und anders. Auch Irmchen begleitete die Familie viele Jahre.

Samstagnacht kehrte Hilde müde und völlig übernächtigt aus Nürnberg nach Hause. Sie war restlos begeistert, musste aber zuerst einmal ausschlafen. Nun konnte sie ganz und gar verstehen, weshalb «der Führer seine Getreuen jedes Jahr zu dieser Heerschau ruft» und warum so viele diesem Aufruf folgten. Es war, als ob alle «ganz nah um ihn, den Führer», stünden, beschrieb Hilde. Nicht in diese kollektive Begeisterung einstimmen mochte der evangelische Pfarrer Kühn in der Gartenstadt. Als sie sich mit ihm über den Anlass in Nürnberg unterhielt, äusserte er sich derart kritisch, dass Hilde erschrak. Eigentlich, fand sie, gehörte er dafür «ins Kittchen».

Dann lagen an einem Morgen im November 1938 vor dem Miederwarengeschäft von Ella Rose alle Korsetts auf der Strasse. Das Geschäft befand sich in unmittelbarer Nachbarschaft. Die Aufregung war überall gross. Auch andere Läden waren betroffen. Auch wenn Hilde der Meinung war, dass man mit den jüdischen Geschäften ziemlich hart umgesprungen war, konnte sie sich über die «Judenhetze nicht so aufregen, wie andere Leute». Ebenso, als sie alle Akten des jüdischen Versammlungsraums neben Andreas' Büro im Dreck auf der Strasse liegen sah. Zwei Jüdinnen mussten alles wieder zusammenkehren. Auch die Synagoge in Hörde war niedergebrannt, hiess es. Als Hilde nachmittags dann noch einmal durch die Stadt ging, war vor den Geschäften wieder aufgeräumt. Sie war beeindruckt, wie rasch die zersplitterten Fenster mit Brettern vernagelt worden waren. «Oh, Du ordentliches Deutschland!», freute sie sich, als sie davon später in einem Brief an ihre Schwester erzählte.

Nicht nur in Dortmund, sondern in ganz Deutschland und Österreich war in der Nacht zum 10. November systematisch gegen jüdische Geschäfte, Synagogen und Versammlungsräume vorgegangen worden. Die jüdische Bevölkerung wurde gezwungen, die Trümmer selber aufzuräumen. Im Gegensatz zu Hilde zeigten sich manche der Nachbarn in der Gartenstadt nun nachdenklich. Sie fanden es nicht so einfach, diese Ereignisse einzuordnen, wie sie sagten.

Im Dezember 1938 durfte Hilde ihre erste Auszeichnung als Mutter, die «Ehrendadel der kinderreichen Mutter», in Empfang nehmen.

Sie trug die Schmucknadel, die seit Kurzem für die «Verdienste deutscher Mütter um das deutsche Volk» verliehen wurde, zu allen festlichen Anlässen an ihrer Bluse. Das daran befestigte Ehrenkreuz bestand aus einem schmalen, blau emaillierten Strahlenkreuz mit weißem Rand. Mittig war eine Scheibe mit schwarzem Hakenkreuz angebracht. Seine Umschrift in Grossbuchstaben lautete: «Der deutschen Mutter».

Bis 1941 erhielten fast fünf Millionen Frauen eine solche Auszeichnung. Alle diese Mütter hatten nachgewiesen, dass sie und ihre Männer «deutschblütig» und «erbtüchtig» waren. Wie alle anderen deutschen Mütter, die den Orden erhielten, verpflichtete sich auch Hilde dazu, «anständig und sittlich einwandfrei» zu leben. Mehr als ein Jahr später, am 26. August 1940, würde Hilde das Mutterehrenkreuz in Bronze in Empfang nehmen dürfen. Es wies sie aus als Mutter von bereits fünf Kindern. Für sechs oder sieben Kinder hätte sie eines in Silber erhalten. Für acht oder mehr bekamen Frauen das «Ehrenkreuz der deutschen Mutter» in Gold.

Anfang 1939 verbrachte Hilde eine ganze Woche in Hattingen, rund 30 Kilometer südwestlich von Dortmund. An der «Gauschule IV» lernte sie zusammen mit 22 weiteren Frauen, was eine Führerin der NSF wissen muss-

te. Seit bereits sechs Jahren hatte sie sich als Mitstreiterin für die Frauenschaft eingesetzt, endlich war sie zur Führerinnenschulung zugelassen. Die Schulung wurde von der regional zuständigen «Gauabteilungsleiterin Grenz- und Ausland» geleitet. Vor Ort im Schulungsgebäude, einer feudalen Villa, war ausserdem eine «wunderbare, feine, kultivierte Heimleiterin» anwesend sowie eine Wirtschafterin und sechs «Anlehrmädel».

Nach der Schulung schrieb Hilde ihrer Schwester einen langen Brief. Darin schwärmte sie zunächst vom Haus. Es hatte je zwei Dielen und Treppenhäuser. Insgesamt hätten 50 Personen darin beherbergt werden können. Im unteren Stock waren Wohnräume, ein Musikzimmer, ein grosser Esssaal und die Küchenräume. Im ersten Stock befand sich der Schulungsraum, zudem ein kleines Wohn- und Vorbereitungszimmer für die Rednerinnen und Redner. Ausserdem waren Schlafsäle hier eingerichtet worden. Jeder Tag begann um 6.45 Uhr mit Gymnastik und Körperpflege «im herrlichen Brauseraum im Keller». Frisch geduscht, sangen die Frauen anschliessend gemeinsam aus dem Liederbuch der Frauenschaft und hissten die Flagge. Um 8 Uhr war Frühstück und Morgenfeier, nochmals mit Gesang. Dann standen von früh bis spät Reden auf dem Programm, dazwischen Mittagessen und Abendbrot. Die abendlichen Vorträge seien «etwas einfacher gehalten», schrieb Hilde. Sie wurden zum Beispiel mit Lichtbildern oder Musik ergänzt.

Hilde fasste zusammen, was ihr besonders Eindruck gemacht hatte: Eine Gausachbearbeiterin berichtete über Rohstoff- und Wirtschaftsfragen. Das Thema war Hilde von Andreas' Arbeit vertraut. Eine «sehr feine Dame», Frau Becker, habe vom organisatorischen Aufbau der Frauenarbeit und von den Prüfungen der SS-Bräute berichtet. Es sei erschütternd, habe sie erläutert, dass viele «Mädchen» nicht einmal die «schüchternste Vorstellung» von den aktuellen, «gewaltigen politischen Ereignissen» hätten. Es müsse daher, da seien sich eigentlich alle einig gewesen, «weiter Propaganda gemacht» werden. Es gelte zu «werben und werben». Es mussten auch Frauen erreicht werden, die dem Nationalsozialismus noch fernstanden.

Den Vortrag einer Frau Benner beschrieb Hilde als «ganz grossen geschichtlichen Überblick» über die «Volksdeutschen». Und ein Herr Irie, Dozent für Volkskunde an der Hochschule für Lehrerbildung, hätte anhand von «himmelschreienden» Beispielen aufgezeigt, wie die Katholiken versuchten, die neuen nationalsozialistischen Feiertage wieder ins Kirchlich-Katholische «umzubiegen». Dabei sollten diese unbedingt aus der deutschen und germanischen Geschichte und nicht aus der Bibel hergeleitet werden. Der Vortrag hatte Hilde die Augen geöffnet: Die deutschen Familien ahnten ja «nicht im Entferntesten, wie die katholische Kirche gegen den Staat arbeite». Teilweise gelte das leider auch für die evangelische Kirche. Eigentlich, fasste Hilde zusammen, brauche es neben der «nationalsozialistischen Weltanschauung» gar keine Religion. Die neue Weltanschauung trete doch «an die Stelle der Kirchen».

In den Pausen gab es Zeit, um die Referate im Gespräch miteinander zu vertiefen. Hilde konzentrierte sich dabei ganz auf die Fragen rund um Religion und Kirche. Sie hatte erst jetzt richtig verstanden, dass «für die Zukunft alles Heil aus dem Nat.Soz. kommen» musste. Eine der Teilnehmerinnen schlug vor, vorübergehend aus der katholischen Kirche auszutreten. Nach der nationalsozialistischen Zeit könne man ja wieder eintreten. Hilde war entsetzt. Die nationalsozialistische Zukunft Deutschlands durfte doch nicht als vorübergehender Zustand gesehen werden! Ihr ging es um mehr.

Im Laufe der Woche nahm Hilde diesen thematischen Faden zu jeder Gelegenheit wieder auf. Dabei spitzte sich mit der Zeit die Erkenntnis zu, dass es ja nicht um «Christentum oder nicht» gehe. Vielmehr müsse sich jeder zur Frage bekennen: «Nationalsozialismus oder nicht». Zum Nationalsozialismus brauche es wie früher zur Kirche ein aktives, inneres Bekenntnis. Diese Gewissheit traf Hilde wie ein Blitz. Sie brauchte frische Luft, um ihre Gedanken zu ordnen und ging ein paar Schritte in der kalten Winterluft spazieren.

Die Tage in Hattingen vergingen wie im Flug. Gerade verabschiedete sich Hilde von den Frauen, als es draussen hupte und Andreas vorfuhr.

Sie nahm ihren Koffer und ging zum Auto. In ihrem Rücken schnatterten ihre Kolleginnen weiter. Sie wollten sehen, wer sie da abholte. Andreas öffnete die Autotür, Hilde bückte sich zu ihm, umarmte und küsste ihn und setzte sich auf den Beifahrersitz. Sie lehnte sich zufrieden und erschöpft zurück. Es war wunderbares Winterwetter. Hilde freute sich darüber, dass Andreas sie in ihrer Arbeit unterstützte. Im Rückspiegel sah sie die Frauen winken. Jetzt musste sie aber erst einmal ausschlafen, und natürlich freute sie sich auf die Kinder. Später wollte sie ausgiebig erzählen.

Direkt nach der Schulung in Hattingen wurde Hilde am Freitag, den 27. Januar 1939 in der NSF zur «Leiterin der ersten Arbeitsgemeinschaft über Volksdeutsche Fragen im Kreis Dortmund ernannt». Ihr erstes Aufgabenfeld war Wissensvermittlung über Siebenbürgen. Hilde machte sich sofort an die Arbeit. Sie sollte eine Gruppe, bestehend aus acht bis zehn Frauen, gründen, die sich mit allen Aspekten rund um die Fragen der dortigen «Volksdeutschen» befasste. Erst vier Frauen hatten sich gleich nach ihrer Wahl spontan bereit erklärt, mitzumachen. Doch Hilde war gut vernetzt. Nur wenige Tage später meldeten sich bei einer Zusammenkunft des «Volksbunds für das Deutschtum im Ausland» 18 Frauen zur «praktischen Mitarbeit».

Am 2. März 1939, Hildes 32. Geburtstag, hielt sie als Gruppenleiterin ihren ersten Vortrag zu Siebenbürgen. Sie hatte das festliche, weisse Kleid angezogen, dessen Rock aus ihrem Hochzeitskleid umgenäht worden war, und sprach vor 40 Leuten. Innerlich richtete sie sich an die «Freunde dort draussen» und meinte die Deutschen, denen sie bei ihrer Reise begegnet war. Ihre Mutter sass im Publikum und fand nachher, dass Hilde «sehr hübsch und warm gesprochen» habe. «Alle gingen gut mit», auch wenn es «einige Längen» gehabt habe, lobte und kritisierte Hedwig zugleich. Von einer anwesenden Ortsgruppenleiterin wurde Hilde danach gebeten, den Vortrag zu wiederholen.

Drei Wochen später sprach Hilde daher abends wieder als Leiterin der Arbeitsgemeinschaft Siebenbürgen. Diesmal vor 70 Zuhörerinnen. Rasch wuchs Hildes Gruppe. Nach ein paar Wochen musste sie schon geteilt werden. Hilde fand das zwar schade, sie hatte sich an die Zusammenarbeit mit ihren Frauen gerade gewöhnt. Gleichzeitig schien es ihr richtig, dass auf diese Weise möglichst viele Familien erreicht wurden.

Andreas sah, wie Hilde in ihrer Aufgabe aufblühte. Um sie in ihrer Haushaltsarbeit zu entlasten, schaffte er einen Kühlschrank an. Inzwischen stand dieser im Flur, wo vorher die Nähmaschine gestanden hatte. Ein neues Radio kam auch ins Haus, während Andreas das alte reparierte. So hatten die Eltern und sie jetzt je einen eigenen Empfänger.

Die wenigen freien Minuten, die Hilde hatte, nutzte sie nun gerne für ein paar Schritte im Garten. Sie blickte dann stolz auf das stattliche Haus, das jetzt seit bald 20 Jahren ihr Zuhause war. Die Dinge hatten sich nicht nur deutlich verändert, sondern markant verbessert. Endlich waren sie aus den Geldnöten heraus. Andreas' Kanzlei lief recht gut, ihre vier Kinder waren gesund, und noch immer hatte sie ihre Mutter als Vertraute. Ihr Vater Paul verzog sich mehr und mehr in den Garten. Das war Hilde nicht entgangen. Er nahm an den Gesprächen kaum teil. Sie liebte ihn aber von Herzen.

Nur der Traum vom eigenen Haus und Haushalt, den sie ganz nach eigenem Geschmack gestalten konnte, war bisher nicht in Erfüllung gegangen. Aber ohne ihre Mutter, die die Kinder liebte und ständig einsprang, wenn sie sich für die NSF vorbereitete oder unterwegs war, wäre es ohnehin nicht gegangen. Hilde seufzte. Auch diesen Abend sollte sie an einer Veranstaltung ein paar Worte sagen, die sie nun noch vorbereiten wollte.

Mitte März 1939 «hing» Hilde aber wieder «stundenlang am Radio», anstatt das nächste Treffen vorzubereiten. Begeistert hörte sie zu, wie die deutschen Truppen ins verbliebene Staatsgebiet der Tschechoslowakei einmarschierten. Hitler errichtete das Protektorat Böhmen und Mähren. Der Alltag, erfuhr Hilde, musste furchtbar für die dort lebenden Deutschen

gewesen sein. «Die armen Menschen!», stiess sie laut aus. Sie war überwältigt davon, wie «der Führer so Gewaltiges tut» und erlaubte sich, «mal einen Augenblick den Atem anzuhalten». Sie wollte das Geschehen für immer «ganz fest in sich verschliessen».

Andreas teilte ihre Begeisterung nur halbherzig. Er hatte schlicht keine Zeit dazu und wusste vor lauter Arbeit weder ein noch aus. Hilde bekam von ihm in letzter Zeit weder ein «Guten Morgen» noch ein «Gute Nacht» zu hören. Er tauchte in komplizierten Finanzierungsfragen rund um einen grossen Bau in Dortmund förmlich ab. Er war immer öfters, wie er sagte, auch «unangenehm beschäftigt».

Bei Hilde lief es hingegen rund. Allerdings, das gestand sie sich ein, war es insgesamt ein bisschen viel. Ingrid war jetzt ein Jahr alt. Sie gedieh prächtig. Hilde fühlte sich aber von der Geburt noch immer nicht ganz erholt. Wieder einmal fiel sie, die Teekanne in der Hand, ungeschickt die Treppe hinunter. Sie verbrühte sich dabei den Kopf und sass einen Moment lang wie betäubt auf den Stufen. Später lachte sie darüber, vor allem, weil «der Teepott heil geblieben» war. Als ihre Mutter ihr eines Nachmittags im Garten liebevoll den Arm um die Schulter legte, gestand ihr Hilde, sie sei «so etwas down». Euphorie und Anstrengung mischten sich ungut.

Ihre Mutter machte sich Sorgen, ob es wieder zum Krieg kommen könne. «Ob es nur Bluff» ist, «oder glaubst du, dass die Demokratien den Krieg heraufbeschwören wollen?», fragte sie. Hildes Mutter wollte keinen Krieg. Ausserdem war sie, wie Hilde und die meisten «Führer»-Anhänger, fest davon überzeugt, dass Hitler Frieden wollte. Auch Hilde wusste, was Krieg bedeuten konnte. «Aber», sagte sie, «wenn es denn sein» musste? Wenn der Kampf auch auf den Schlachtfeldern und nicht nur zu Hause geführt werden musste? Hilde vertraute ganz dem «Führer». Die beiden umarmten sich einen Moment lang wortlos und innig, bevor jede wieder ihren Aufgaben nachging.

Im Frühling bot sich Hilde und Hedwig einmal die Gelegenheit, Andreas beruflich nach Holland zu begleiten. Die beiden wollten gerne wieder einmal in das Land, das sie am Ende des letzten Krieges so wohlwollend aufgenommen hatte, zurückkehren. Mehr als ein paar Stunden dauerte die Fahrt nach Amsterdam ja nicht. Hilde würde mit ihrer Mutter spazieren gehen, während Andreas seine Geschäfte erledigte. Es waren zu Hause genügend und gute «Mädchen» da, die auf die Kinder achtgeben konnten.

Weil die Niederlande angesichts der angespannten politischen Lage die Grenzbewachung verstärkt hatten, wurde ihr Auto streng kontrolliert. Die «Grenzer» hätten sie als Deutsche ja geradezu «aufpieken» wollen, lachte Hilde im Auto. Wie anders war alles noch gewesen, als Hilde vor zehn Jahren ihre Reise nach London angetreten hatte und in den europäischen Ländern so zuvorkommend behandelt worden war. Die freundlichen Niederlande, die Hilde aus ihren Kindheitsjahren in bester Erinnerung hatte, schien es nicht mehr zu geben. Unterwegs sahen sie zwar überall «Tulpen, Tulpen, Tulpen», die hier wie Getreide wuchsen. In der Stadt Amsterdam selber sah es dann aber ganz anders und furchtbar, wie Hilde fand, aus. «Juden, Juden, Juden, schrecklich», schrieb sie ihrer Schwester. Das war sie sich von Deutschland nicht mehr gewohnt. «Bei uns ist inzwischen Ordnung geschaffen worden.»

Kurz nach ihrer Rückkehr hörte Hilde wieder «die Stimme ihres geliebten Führers» am Radio. Er sprach in seiner Rede vom 28. April 1939 vor dem deutschen Reichstag «so unerhört» gut, wie Hilde fand. Hitler integrierte darin seine Antwort an den amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt und prangerte die Einmischung der USA in die europäische Politik an. Es gab keine Alternative, fand Hilde, Hitler zustimmend, als jetzt das deutsch-britische Flottenabkommen zu kündigen und den deutsch-polnischen Nichtangriffspakt zu beenden. «Wie kann Polen so verhetzt sein?», fragte Hildes Mutter kopfschüttelnd, nachdem die polnische Reaktion auf die Rede harsch ausgefallen war. Alle schienen sich gegen Deutschland zu wenden.

Hilde, Andreas und Hedwig schmiedeten nun Pläne dafür, dass jemand von ihnen am Nürnberger Reichsparteitag vom Herbst 1939 teilnehmen konnte. Hilde würde verzichten, sie wollte unbedingt, dass Hans diesmal mit Elle anreise. Sie würde derweil Elles Kinder und ihre eigenen hüten. Andreas gelang es, «die tadellosesten Platzkarten» für Mittwoch bis Montag, 6. bis 11. September, zu ergattern: «Reichsarbeitsdienst» am Mittwoch, «NS Kampfspiele» am Donnerstagnachmittag. Am Freitagabend stand «Politische Leiter» auf dem Programm und am Sonntagmorgen um 8 Uhr «grosser Appell». Diesmal sollte es für Montag, 11. September, auch mit dem Programmpunkt «Wehrmacht» klappen. Andreas selber hatte zu viel in der Kanzlei zu tun, um mitzufahren. Er stellte den Reisenden aber sein Auto zur Verfügung. Hildes Schwester sollte es fahren.

Noch wussten sie nicht, dass Hitler diesen Parteitag, der unter dem Titel «Reichsparteitag des Friedens» stand, absagen würde. Nachdem einige Tage vor dem Anlass der Einmarsch in Polen erfolgt war, schien die Durchführung dieses Parteitags nicht mehr glaubhaft. Ausserdem hatte Hitler bereits andere Prioritäten. Die Nazis führten auch später nie mehr einen Parteitag durch.



Hilde (r.), im sechsten Monat schwanger,
und Andreas, Zeitung lesend, mit allen
fünf Kindern gartenseitig vor ihrem Haus
in Posen im Juni 1941.

Den Osten besiedeln 1939-1942

Völlig aufgelöst kam Hilde an einem Frühsommernachmittag des Jahres 1939 von Doktor Püschel, ihrem Kinderarzt, nach Hause. Reimer und Peter, Hildes Drei- und Fünfjähriger, hatten TB, genauer, Lungentuberkulose. Am Übergang von den Bronchien zur Lunge zeigte die Röntgenplatte bei Reimer deutlich eine Entzündung der Hilusdrüsen. Bei Peter war sie weniger ausgeprägt. Die empfohlene Behandlung lautete, «so viel Liegen wie möglich», idealerweise in guter Luft. Hilde war in grösster Sorge. Hinsichtlich der nötigen Höhenluft würde vielleicht der Harz reichen, hatte der Arzt gesagt. Sonst kämen einzig der Schwarzwald oder die österreichischen Voralpen infrage. Und es bestand Ansteckungsgefahr für alle im Haus. Hilde erwog, die Jungs in ein Kinderheim zu bringen und dort pflegen zu lassen. Allerdings wurde allseitig davon abgeraten. Eine gute Pflege sei in den Heimen nicht gewährleistet. Es sah ganz so aus, als ob Hilde selber mit zur Kur fahren musste. Mit einem Schlag wurde ihr klar, dass sie ihre Arbeit in der Frauenschaft vorerst nicht weiterführen konnte.

Im Haus wurden nun alle, auch die Angestellten, untersucht, um «den Ansteckungsherd zu finden», erklärte Hilde ihrer Schwester. Tuberkulose wird durch Bakterien ausgelöst und durch Tröpfcheninfektion von Mensch zu Mensch übertragen. Die Krankheit ist dann besonders ansteckend, wenn eine offene TB vorliegt und die Bakterien durch Husten ausgeschieden werden und in die Luft gelangen. Hilde machte sich Vorhaltungen. Wie hatte es nur dazu kommen können? Wo hatten sich die Jungen bloss angesteckt? Schliesslich entschied sie sich zu einem Kuraufenthalt in Österreich. Peter und Reimer mussten aber bereits zu Hause mit dem Liegen beginnen. So wurden Liegestühle im Garten aufgestellt. Peter war geduldiger und hielt sich an das Ruhegebot.

Für Reimer war es schwieriger. Ständig stand er auf und spazierte zu einer Blume oder einem Käfer, den er betrachten wollte.

«Schweren Herzens» sagte Hilde alle ihre Termine ihrer Arbeitsgemeinschaft Siebenbürgen ab. Als Trost wünschte sie sich von Elle: «Erzählt uns vom Führer – alle Kraft, die wir finden können, geht ja von ihm aus.» Elles Mann, Hans, war am 6. Juni 1939 nach Berlin bestellt worden, um von Hitler persönlich das Spanienkreuz für seine Erfolge im Spanienkrieg entgegenzunehmen. Wie gerne wäre Hilde «ihrem Führer» einmal persönlich begegnet. Wie gerne wäre sie dabei gewesen, als er ihrem Schwager Hans den Orden übergab und ihm die Hand reichte. Die Ehrung erhielten Soldaten der Wehrmacht, die sich auf Francos Seite besonders verdient gemacht hatten.

Ende Juni traf Hilde mit den beiden Jungen im österreichischen Hirschegg zur Kur ein. Sie freute sich sehr über das schöne Haus, die Landschaft, das gute Essen, das sie im Kleinwalsertal antraf. Auch für sich selbst war sie nach der anstrengenden Zeit dankbar, einen Ort gefunden zu haben, an dem sie sich wohlfühlte. Dennoch wurde es schwieriger als gedacht. Die Jungs wollten sich dauernd bewegen statt zu liegen. Sie sollten zudem im Haus ruhig sein und niemanden stören. Dazu kam, dass sich Hilde gleich nach der Ankunft dermassen unglücklich in den Daumen geschnitten hatte, dass sie ihre rechte Hand nur schlecht benutzen konnte. Von zu Hause hörte sie, dass zu allem Überfluss Karl und Ingrid die Masern bekommen hatten. Hilde sorgte sich um ihre Kinder und ärgerte sich über Andreas, der neben seiner Arbeit keine Zeit für sie hatte. Und sie selber konnte nicht das tun, was in dieser schweren Zeit, wie sie fand, für Deutschland so wichtig gewesen wäre.

Hilde hielt es nach wenigen Tagen in Hirschegg bereits nicht mehr aus. Sie musste zurück nach Dortmund. Mit Andreas entschied sie, dass sie zurückfahren würde und Lizzy, ihre treue Hilfe, die Jungs in Hirschegg betreuen sollte. Das war eine gute Entscheidung: Als Hilde Reimer und Peter ein paar Wochen später wieder besuchte, fand sie in Hirschegg einen gut

eingespielten Rhythmus vor. Es wurde bis zweieinhalb Stunden vormittags gelegen, dann gab es Essen, Mittagsschlaf und einen kleinen Spaziergang ins Dorf. Der Arzt hielt das stundenlange Draussen-Liegen auf den Balkonen für entscheidend zur Genesung. Die Luftkur, insbesondere das Liegen im Höhenklima, galt zu dieser Zeit als Therapie der Wahl. Reimer und Peter kehrten nach insgesamt zwei Monaten nach Dortmund zurück. Die Anzeichen der Krankheit waren verschwunden. Bei beiden war die TB ausgeheilt.

Ende August 1939 waren alle wieder zu Hause. Und dann, am 1. September 1939, brach der Krieg aus. Hildes Mutter wollte es nicht glauben. Sie schlug die Hände über dem Kopf zusammen: «Dass nun die ganze Welt wieder in Krieg gestürzt werden soll!», rief Hedwig aus. Das Radio an der Freiligrathstrasse lief den ganzen Tag. Einer hörte immer hin. Die Familie rückte zusammen. Rasch boten Andreas und Hilde Elle an, dass sie, wenn nötig, jederzeit mit den Kindern ins Elternhaus zurückkehren könne. Hans würde als Berufssoldat nun wieder wochenlang im Einsatz sein. Elle wäre mit den Kindern alleine und wie immer in grösster Sorge. «Wir stehen fest zusammen», schrieb Hilde der Schwester. Andreas wurde in die Wehrmacht eingezogen und an die holländische Grenze geschickt. Von nun an musste Hilde auch noch die drei Mitarbeiter in der Kanzlei beaufsichtigen. Diese Aufgabe hatte sie sich nicht gewünscht. Sie schickte sich aber unter dem Standpunkt hinein, dass man sich nun «den grossen neuen Aufgaben» ganz stellen müsse. Alle sollten sich, wenn es dazu wohl auch etwas Zeit brauche, «mit allem Ernst einarbeiten». Die für die Zukunft Deutschlands «jetzt erst recht nötige Aufbauarbeit» konnte nur dann gelingen, wenn sie an der Heimatfront mitgetragen wurde.

Andreas war etwa 100 Kilometer westlich von Dortmund an der Westfront im Kurort Wassenberg stationiert. Er schrieb Hilde von dort, wie sehr er sich freue, Hermann Görings Rede an das deutsche Volk aus Berlin vom 9. September 1939 «als Soldat und nicht als überzähliger Rechtsanwalt auf dem Sofa gehört» zu haben. Immer wieder zweifelte er daran, ob er denn als Anwalt seinen Beitrag am richtigen Ort leistete.

Und obwohl seine Geschäfte in letzter Zeit gut gelaufen waren, hatte er immer Angst, nicht genügend Aufträge zu bekommen. Der Druck, die mittlerweile gewachsene Familie ernähren zu müssen, lastete schwer auf ihm.

Hilde wollte Andreas sehr bald im Einsatz besuchen. So kam es, dass sie in Wassenberg einen «herrlich friedlichen Sonntag» miteinander verbrachten. Sie sassen an einem Kapellchen hoch am Hang mit Sicht auf einen Bunker weiter unten am Hügel. Gut erkennbar waren auch die Reste der Synagoge, die seit dem 10. November 1938 in Schutt und Asche lag. Erstaunt rief Hilde aus, dass man doch «so viele Gegensätze kaum fassen» könne. Selten hatte sie mit Andreas einen solch «besinnlichen Tag» verbracht. «Und das ist dann Krieg?», wunderte sie sich. An diesem Nachmittag muss es gewesen sein, dass sie wieder schwanger wurde. Danach sassen sie, mit dem Rücken an die sonnenbeschienene Wand der Kapelle gelehnt, ganz nah und wortlos beieinander. Eigentlich hatte ihr Doktor Engelmann nach der Niederkunft von Ingrid deutlich empfohlen, «eine grössere Pause» einzulegen, bevor ein weiteres Kind dazukäme. Hilde sollte erst wieder zu Kräften kommen. Es stimmte schon, in den Wochen nach Ingrids Geburt hatte es lange gedauert, bis sie wieder ganz aus dem Bett war. Und die letzten Wochen, als Reimer und Peter so krank gewesen waren und Karl und Ingrid dann auch noch die Masern bekommen hatten, waren kräftezehrend gewesen.

Andreas' Einsatz als Soldat war nur von kurzer Dauer. Wegen unzähliger Schwierigkeiten mit dem grossen Bau in Dortmund, den er juristisch betreute, musste er alle 14 Tage Urlaub nehmen. Die Bank Ophoff, die den Bau finanzierte, hatte gegen Andreas' Willen ein Reklamationsgesuch bei der Wehrmacht eingereicht und bewilligt bekommen. Später setzte die Bank durch, dass Andreas vom Dienst in der Truppe vorübergehend ganz befreit wurde, damit die nötigen Arbeiten vorankamen. Andreas hingegen hätte sich lieber an der Front als Soldat beweisen wollen. Er wollte kämp-

fen, war als Gefreiter im Einsatz und zum Unteroffizierslehrgang zugelassen worden. Im militärischen Einsatz war er glücklich. Immerhin, trösteten sich Hilde und Andreas, «würde die Fertigstellung des Baus mit seinen schönen Wohnungen einen volkswirtschaftlichen Wert darstellen», der jetzt erst recht gebraucht wurde. Wenn dann das Gebäude etwa im Dezember fertig wäre und der Krieg noch immer andauerte, könnte sich Andreas ja sofort wieder an die Front melden. Das tat er auch.

Hilde glaubte an einen kurzen, siegreichen Krieg. Sie bewunderte die «unbeschreiblichen» Erfolge in Polen. Hitler hatte zwar zehn tote Wehrmachtsangehörige erwähnt. «Immerhin waren es aber nicht mehr», kommentierte sie. Hilde schrieb an Elle, die sich weiterhin in Kiel aufhielt, sie stehe «in Ehrfurcht vor diesem Opfer», das die Soldaten für Deutschland gebracht hätten. Es «grause» sie zwar ein wenig, gab sie einige Tage später zu, als sie vernahm, dass in Warschau und in Bromberg «so viel deutsches Blut hatte fließen müssen». Zwischen einheimischen Polen und der deutschen Minderheit war es am 3. und 4. September 1939 in Bromberg zu Kämpfen mit vielen hundert Toten gekommen.

Von ihrem unmittelbaren Umfeld in der Gartenstadt war Hilde enttäuscht. Sie hatte sich, wenn ein Krieg schon nicht vermeidbar war, den Beginn eines solchen anders vorgestellt. Viele ihrer Nachbarn hatten in ihren Augen «versagt». Es hatte Hamsterkäufe gegeben und war zu Unregelmäßigkeiten bei der Verwendung der Lebensmittelmarken gekommen. Kein Wunder, dass danach mehr Brotreste in den Schweinefutter-Abfalltonnen lagen als je zuvor. «So viel gehamstertes Brot kann ja gar nicht gegessen werden», schimpfte Hilde, «schlimm!» Bald würden, hatte sie gehört, Reichskleiderkarten ausgegeben. Fisch konnte weiterhin frei gekauft werden. Nein, die Deutschen litten «wirklich keinen Mangel».

Die NS-Frauenschaft gab derweil mehrfach Appelle mit der Aufforderung aus, dass auch die Frauen ihren Beitrag zum Kampf leisten sollten. Es

konnte nicht ausreichend sein, das fand auch Hilde, dass die Frauen ihre Männer im Dienst bloss besuchten oder nur den täglichen Soldatenbrief an die Front schickten. Viele hatten dabei auch noch nicht verstanden, wie wichtig tapfere Briefe für die Soldaten waren. Andreas hatte ihr anschaulich erklärt, wie verheerend «kleinmütige Briefe» von zu Hause auf die Kampfbereitschaft wirkten. Hilde nutzte jedes Gespräch, um dies den Frauen um sich herum verständlich zu machen.

Ende September verbrachte Hilde während eines Fliegeralarms erstmals mit ihren Kindern und den Eltern eine Nacht im Luftschutzbunker. Es war in der Umgebung dann auch kräftig geschossen worden. Die allgemeine politische Lage schien Hilde und ihren Eltern noch nicht absehbar, und sie fragten sich, was England und Frankreich wohl angesichts der Entwicklungen für Annahmen trafen. Frankreich machte offenbar mobil. Doch Hilde hoffte, dass insbesondere ein Krieg mit England noch abwendbar wäre. «Aber, ach! – man kann eben nur dem Führer vertrauen, der wird es schon richten», sagte sich Hilde.

In einem Brief schrieb sie Elle ein paar Gedanken auf, die ihr nachts gekommen waren: «Was», fragte sie, «wenn im Krieg das Allerschlimmste geschehen sollte?» Was wäre, wenn Andreas fallen würde, wenn er nicht mehr heimkehrte. Sie fühle sich bei diesem Gedanken aber dem «Führer» so ganz nahe, noch näher als sonst, notierte sie, und sei sich sicher, dass er dann erst recht für sie sorgen werde. Ausserdem wären ja auch noch die Kinder da, sagte sie sich. Diese würden «das Vermächtnis sein, um das dann alles geht». Darum ging es ja überhaupt, dass die Kinder eine lebenswerte Zukunft hätten! Die «blauen Kinderaugen», schrieb sie, die sie täglich ansahen, das war für sie das Deutschland, für das es sich zu kämpfen lohnte. Für die Mütter gebe es doch nur den einen Sinn in diesem Krieg: zu gewährleisten, dass die Väter «ihr ganzes Sein» einsetzen konnten, damit die Kinder einmal in einem Deutschland leben würden, das besser war als ihres. Sie würde Kraft schöpfen, aus ihren Taten «für Volk und Führer». Dazu gehörte auch, stolz auf die Männer zu sein und gesund zu bleiben. Krank könne man «ja niemanden gebrauchen», schrieb sie.

In einer Reichstagsrede vom Oktober 1939 verkündete Hitler, dass nun, nach der Besetzung Polens, endlich die Gestaltung eines neuen «Lebensraums im Osten» beginnen könne. Hitler hatte Heinrich Himmler, den Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei, mit der Umsetzung dieser «Neuordnung» beauftragt. Die Gebiete Danzig-Westpreussen, das Wartheland, Zichenau und Sudauen sowie Oberschlesien wurden juristisch sofort zum Reichsgebiet erklärt. Das Wartheland, die frühere preussische Provinz Posen, wurde mit angrenzenden Gebieten zum sogenannten Warthegau. Zuständig war als Gauleiter Arthur Greiser.

Das eroberte Gebiet musste nun deutsch besiedelt werden. Jüdische und slawische Polen sollten die Region verlassen. Noch im Herbst 1939 handelte Hitler mit den baltischen Staaten Verträge aus, wonach die «Volksdeutschen» aus Lettland und Littauen ins «neue Reichsgebiet im Osten» umgesiedelt werden sollten. Hilde war hell begeistert über diese Vorgänge: Jeder wolle doch zur Verfügung stehen, um seinen Beitrag für das «Grossdeutsche Reich» zu erbringen. Sie selbst war auf jeden Fall bereit zu dem, was sie in der Zeitschrift *NS-Frauen-Warte* las: als «Pionierin einer neuen Ordnung» in den Ostraum zu ziehen, «zum Schaffen mit allen Kräften, praktisch und geistig gut ausgerüstet». «Jede deutsche Frau, die dort eine Arbeit übertragen bekommt», las sie, «muss sich darüber klar sein, dass sie als Repräsentantin des Deutschtums auf Vorposten steht.» Genau so war es! Als sie ein paar Tage später in den Zeitungen las, dass sich Millionen von Baltendeutschen wehrten und sich entgeistert über die Umsiedlungspläne zeigten, war Hilde verständnislos: Niemand entriss ihnen doch die Heimat, vielmehr bekamen sie bloss zurück, was ihnen schon immer zustand.

Gleich nach Kriegsbeginn war in den besetzten Gebieten mit der rassischen Segregation begonnen worden. Auf Basis der nationalsozialistischen Kriterien begann die Vertreibung der jüdischen und Teilen der polnischen Bevölkerung. Es wurde systematisch getötet. In der Stadt Posen (Poznan) etwa, ganz in der Nähe von Hildes und Andreas' späterem Wohnort, wurde im Oktober 1939 im sogenannten Fort VII an der Stadtgrenze erstmals mit

Zyklon B und Kohlenmonoxid experimentiert. Im Rahmen der Aktion T4 wurde eine «Probevergasung» an Psychiatriepatienten durchgeführt. Erstmals wurden Menschen mit Gift ermordet. Heinrich Himmler liess sich die Wirkungsweise vor Ort im Dezember vorführen. Später kam in der Region ein als «Kaiser's Kaffee»-Lieferwagen getarnter Lastwagen zum Einsatz. Die Insassen, meist ältere Menschen und Behinderte aus Heimen, wurden ermordet, indem die Abgase des Fahrzeugs in den Transportraum umgeleitet wurden, wo sich die Menschen befanden. Die auf diese Weise freigebliebenen Heime dienten den Besatzern, um die «Volksdeutschen» aus Lettland und Litauen vorübergehend in sogenannten Durchgangslagern unterzubringen.

Bis Ende 1939 hatten die Nazis das neue Reichsgebiet in ihrem Sinn bereits weitgehend «gesäubert». Hilde wiederholte, dass sie diese Umsiedlungsvorgänge, den «Gedanken, möglichst alle Deutsche im Grossdeutschen Raum zu vereinen, so wunderbar genial» fand. Ein «Friedensbeitrag» war in ihren Augen die praktische Mitwirkung daran. Da wollte sie sich unbedingt beteiligen.

Sowohl die NS-Frauenschaft, wie auch der nationalsozialistische Rechtswahrerbund, NSRB, die Berufsorganisation der Juristen, der Andreas seit Mai 1933 angehörte, riefen nun ihre Mitglieder dazu auf, einen Dienst im besetzten Polen zu leisten. Der Appell stiess bei Hilde und Andreas auf offene Ohren. Dort im «neuen Reichsgebiet» könnten sie wirklich praktische Arbeit leisten. Sie könnten sich am Aufbau mit ihren Talenten beteiligen und würden nicht mehr nur dabei zuschauen müssen, wie der «Führer» sein Werk vollbrachte. Andreas hätte dort zudem vielleicht bessere Verdienstmöglichkeiten, vermuteten sie. Seine Kanzlei lief in den letzten Jahren zwar ganz ordentlich. Ein Durchbruch zum grossen Erfolg war aber bisher nicht gelungen. Daran hatten auch die überwältigenden Arbeitsstunden, die Andreas geleistet hatte, nichts geändert. Hilde ihrerseits konnte die Frauenschaftsarbeit weiterführen und vielleicht sogar ausbauen. Eines nachts träumte sie davon, wie sie ihre Mutter vor der Dortmunder Haustüre verabschiedete und mit Andreas und den Kindern fortfuhr.

Im Dezember 1939 deutete Hilde die politischen Ereignisse des ablaufenden Jahres in der Rückschau: Für sie waren diese «unzweifelhafter Beweis» dafür, dass der «Führer» von Gott auserwählt war. Mit Blick auf Weihnachten wollte sie sich daher an der «schönen Vorgabe» orientieren, welche die NS-Volkswohlfahrt, NSV, für die Familien vorbereitet und in ihren Zeitschriften publiziert hatte. Andreas würde zwar zum Fest nicht nach Hause kommen. Das war schon richtig. Sein Platz war, darin stimmte Hilde mit ihm überein, bei seinen Kameraden.

Nach Heiligabend im Beisein ihrer Eltern und mit Geschenken für die vier kleinen Kinder bewirtete Hilde an der Freiligrathstrasse Familienmitglieder und Freunde. Auch hier liess sie mit Musik und Dekoration die neuen Rituale einfließen. Sie erntete dafür viel Lob. Die Gäste fühlten sich wohl und liessen Hilde dies wissen. Hilde war stolz darauf, zeigen zu können, dass auch nationalsozialistische Weihnachten feierlich sind. So verliefen die Tage zwischen den Jahren 1939 und 1940 für Hilde zwar erfüllend, aber auch höchst anstrengend. Danach fühlte sie sich plötzlich kraftlos und sah auch, wie Hedwig sie wissen liess, schlecht aus. Nur Hilde wusste, dass das mitunter daran lag, dass sie wieder schwanger war. Sie erwartete ihr fünftes Kind.

Sie entschied sich, zur Erholung ein paar Tage wegzufahren. In Bockswiese im Harz, das lag eine halbe Tagesreise entfernt, führte Erna, eine Cousine von Andreas, das im Familienbesitz befindliche «Haus Maria». Es war ein gepflegtes Erholungs- und Ferienheim in schönster, ländlicher Umgebung nahe dem See. Hilde konnte ein paar freie Zimmer bekommen und fuhr nun mit den vier Kindern und Lizzy, die bereit war, sie zu unterstützen, für acht Wochen hin. Es lag Schnee. Karl würde mit seinen acht Jahren erstmals Skilaufen können und sollte dort auch zur Schule gehen. Reimer und Peter würden nochmals eine Liegekur in der heilenden Luft absolvieren. Der Kinderarzt hatte diese Nachbehandlung mit Nachdruck empfohlen. Auch Hilde sollte möglichst viel liegen. Sie war sich allerdings bewusst, dass ihr die verordnete Pause und das Stillhalten unglaublich schwerfallen

würden. «Eine ziemliche Strafe», fand sie. Wenigstens weite Spaziergänge wollte sie machen, «zur Not alleine». Die Anreise lehrte Hilde dann, dass der Krieg nun auch in ihrem Alltag angekommen war: Die Züge fuhren unpünktlich und waren «prallvoll mit Menschen und Soldaten».

Am 9. April 1940, sie waren gerade alle wieder gut erholt zurück in Dortmund, hörte Hilde am Radio «atemlos die Nachrichten über die Besetzung Dänemarks und Norwegens». Wie bewunderte sie «die grosse Tat»! Hans, ihr Schwager, war im Kampf um Narvik an vorderster Front mit dabei gewesen. Wie beglückwünschte sie ihre Schwester und wie stolz war sie auf ihren Hans! So viele seiner Mitstreiter hatten ihr Leben gelassen. Es war, vermutete Hilde, wohl eine der «grössten Heldentaten» dieses Krieges, die er nun miterkämpft hatte. Hilde fand es angesichts der vielen Opfer nur umso richtiger, dass sie wenigstens wieder schwanger war. «Es müssen ja Kinder geboren werden, um dem Opfer den Sinn zu geben», schrieb sie an ihre Schwester. «Die schreckliche Lücke» galt es zu schliessen.

Auch Andreas war fast die ganze Zeit an der Front. Hilde war stolz darauf. Anfang Mai bekam er zur Geburt seiner zweiten Tochter Urlaub. Armgard, wie sie die Neugeborene taufte, «unser Licht-Kind», sagte sie zu Andreas im Krankenhaus, «wird immer einen Hauch von dem haben, was für uns in dem Wort Narvik liegt». Andreas war entzückt über die «blonde, rosige und wohlgestaltete Tochter». Nur waren ihm seine Söhne zu Hause diesmal zu laut und zu wild. Andreas war sehr angespannt. Er sehnte sich nach Ruhe.

Während Hildes Aufenthalt in der Geburtsklinik bekamen Reimer und Peter die Windpocken. Hilde blieb daher ein paar Tage länger im Spital. Zu Hause wohnte sie mit dem Säugling zunächst eine halbe Woche «unten im Salon in Quarantäne». Fredel, eines der Hausmädchen, betreute die übrigen vier Kinder. Und endlich, nachdem der Nachbar Fritz Paas «energisch beim Arbeitsamt interveniert» hatte, bekam Hilde als kinderreiche Mutter zusätzlich eine 16-jährige Haushaltshilfe zugewiesen. Das grosse und kräf-

tige «Mädchen war ein Segen», freute sich Hilde. Mit Lizzy blieb Hilde zwar in Kontakt. Angesichts der Arbeit mit dem eigenen Kind, liess sie sich jedoch bei Hilde vorerst nicht mehr in Dienst stellen.

Über die Nachrichten von den deutschen Truppen im Westen war Hilde begeistert. Es ging mit grossen Gebietsgewinnen voran. Die Stimmung der Soldaten war angeblich ausgezeichnet. Hilde hatte zwar seit acht Tagen von Andreas keine Nachricht. Das beunruhigte sie. «Ja keine Schwäche zeigen», sagte sie sich aber und versuchte, sich abzulenken. Unter den erschwerten Bedingungen des Krieges machte sie die viele Hausarbeit nervös. Windeln waren keine mehr zu bekommen. Sie hatte sich daher welche von ihrer Schwester geborgt. Die waren mittlerweile aber «nur noch Fetzen». Als Belastung kamen die unerwartet wieder aufgetauchten finanziellen Engpässe hinzu, um die sie sich in Andreas' Abwesenheit kümmern musste. Es mussten Entscheidungen getroffen werden, welche die Mitarbeiter nicht alleine fällen konnten.

Der Krieg dauerte bereits ein Dreivierteljahr. Noch immer hoffte Hilde, dass er bald vorüber wäre. Immer wieder sassen sie jetzt wegen Fliegeralarms «stundenlang im Keller» und ängstigten sich. Manchmal trug Hilde die Kinder nachts im Halbschlaf hinunter. Eine Bombe hatte in der Dortmunder Innenstadt eingeschlagen, zum Glück aber nur Sachschaden ange richtet. Schliesslich bekamen Karl und Peter wegen der dauernden Alarme frühzeitig, am 1. Juli, Ferien. Hilde entschied sich, noch einmal für ein paar Wochen nach Bockswiese zu fahren. Dort konnten sie den Bombennächten entkommen.

Sie blieb die Tage im Harz unruhig. Unbedingt hätte sie eigentlich in der Frauenschaft wieder aktiver werden und als Blockwartin, die sie jetzt war, Familien besuchen wollen. Bis zu 50 Familien standen auf ihrer Liste. Nun gut, sie musste dankbar sein, dass sie mit den Kindern in Sicherheit war. Im Herbst hatten Bomben auch den Stadtteil Hörde getroffen. Es hatte Tote gegeben.

Hildes Bewunderung für Hitlers Taten blieb ungebrochen. Insbesondere über die «Erfolge und Heldentaten im Westen» konnte sie wieder und wieder ins Schwärmen kommen. In den Niederlanden, Luxemburg, Belgien rückte die Wehrmacht rasch vor, und ihr Andreas kämpfte mit. Im belgischen Langemarck wehte wieder die Fahne des Deutschen Reichs! Es war, fand Hilde, wie «eine ganz grosse Vergeltung» für die dortige verlustreiche Niederlage aus dem Ersten Weltkrieg. Gerade auf einem dieser wichtigen Schauplätze herrschte nun wieder Deutschland. Hilde erinnerte sich, wie sie 1924 auf ihrer Junabu-Fahrt in den Schwarzwald selbst in Langemarck gewesen war. Ihre Bundesbrüder hatten das Langemarck-Denkmal auf der Röhn zusammen mit 2'000 Mitgliedern verschiedener Jugendbünde enthüllt. Der «Tag von Langemarck», der an die deutsche Opferbereitschaft im Ersten Weltkrieg erinnerte und den nun auch die Nazis seit 1928 als Gedenktag feierten, war auch Hilde als «Ehrentag der deutschen Jugend» wichtig.

Gleichzeitig fand Hilde in diesen langen Wochen ohne Andreas immer wieder Momente der Entspannung im Garten. Auch dieses Jahr reiften die Bohnen und Stachelbeeren. So wie ihr Vater Paul alles gut gedeihen liess, würden sie wieder Gelee mit Pflaumen und Äpfeln einmachen können.

Endlich kamen Nachrichten von Andreas. Es ging ihm gut. Er war in Belgien, in den Ardennen und an der Maas mit dabei gewesen und schrieb euphorisch von der sehr guten Organisation der Wehrmacht. Sie verfügten über modernste Ausrüstung in jeder Truppengattung. Auch die Flugabwehr funktioniere gut, sodass sie zum Glück nie durch Flieger behelligt würden. Zu ihrem zehnten Hochzeitstag, am 12. Juli 1940, liess Andreas ihr einen grossen Strauss roter Rosen schicken, wie sie Elle voller Freude berichtete.

Andreas marschierte als Nachschub. In sechs Tagen legte seine Kompanie insgesamt 323 Kilometer zurück. Seine Füsse waren zerschunden und schmerzten. Einige Wochen später auf Urlaub half Hilde ihm die Füsse zu pflegen. Die aufgescheuerten Stellen glänzten, die Blasen waren entzün-

det und blutig. Nun gut, es gehörte zu ihren Aufgaben als Ehefrau. Andreas lag auf dem Sofa, während sie sich an seinen Füßen zu schaffen machte, sie einsalzte und verband. Er erzählte, dass sie als Soldaten nach den Märschen oft ein gutes Quartier bekommen hätten. Sie hätten sich nach den Strapazen an französischen Weinen gelabt und Kaffee bekommen, so viel sie wollten. Zur üblichen Wehrmachtskost sei ihnen nicht selten zusätzlich ein «Hühnchen oder Kaninchen» von den französischen Höfen zubereitet worden. «Eigentlich» sagte er, «lebten wir an der Front wie der Herrgott in Frankreich.»

Nach einer Pause räumte Andreas ein, dass auf der Strecke auch «Spuren von furchtbaren Kämpfen» zu sehen gewesen waren. Die Truppe war durch ausgebrannte Dörfer marschiert. «Immer wieder» seien sie «dem Anblick von toten Schwarzen ausgesetzt» gewesen, die niemand begrub. Während Hilde den Verband befestigte, fuhr er sich mit den Händen übers Gesicht. Was er unterwegs erlebt hatte, belastete ihn. Hilde ihrerseits hatte derweil den Einzug der Wehrmacht in Paris in der *Wochenschau* gesehen. «Das waren wunderbare Bilder», sagte sie.

Hilde versuchte Andreas zu ermutigen. Sie erinnerte ihn daran, wofür er kämpfte. Die «herrlichen Kathedralen» in Paris seien alle unversehrt geblieben, rief sie aus. Bald wolle sie mit Andreas hinreisen, um sie zu besuchen. Sie erwähnte das Strassburger Münster, an dem seit dem 18. Juni 1940 die Hakenkreuzfahne wehe. Hilde hatte im Radio davon gehört. «Andreas, dieses Niederringen Frankreichs ist ein Wunder!», appellierte sie an ihn. Er setzte sich auf dem Sofa auf. Sie gab ihm einen Kuss auf die Stirn und fuhr fort: «Andreas, zu denken, dass der Isenheimer Altar nun wieder unser ist, ist doch wundervoll. Wir werden hinfahren und ihn uns ansehen!» Andreas schwieg. «Deine Erlebnisse», sagte Hilde mit Nachdruck, «haben dich doch um so viele Stufen auf der Lebensleiter aufwärts geführt.»

Nicht nur Hilde, auch die drei Jungs bewunderten ihren kämpfenden Vater und übten fleissig mit Grossvater Paul Strammstehen. Die kleine Schwester Ingrid stellte sich in ihrem Kleidchen neben die Jungs in ihren

kurzen Hosen und den weissen Hemden. Alle mussten sie die Hacken zusammenschlagen und die Hände aus den Taschen nehmen. Zum Bedauern von Hilde wollten die Jungs aber keinen Hitlergruss brüllen, sondern bleiben stumm.

Bisweilen versuchte Hilde, wenn sie etwa über einen Brief an ihre Schwester gebeugt sass, ganz aufmerksam «in sich hineinzuhorchen». Es beschlichen sie dann Zweifel: Ob das deutsche Volk der Riesenaufgabe gewachsen war, die nach dem Sieg noch bevorstand? Dann erst begann ja «die eigentliche Aufbauarbeit»! Dann erst musste im grossen Deutschen Reich ein deutsches Leben aufgebaut werden, musste der Volksgedanke verbreitet und durch die Generationen weitergetragen werden. Nur dann würde eine neue Zukunft entstehen. Viele, dachte Hilde in solchen Momenten verzagt, waren leider noch nicht in der Lage, sich mit «reiner Kraft» dem allem würdig zu erweisen.

Mitte Juli 1940 deutete Andreas in einem seiner Briefe von der Front an, dass er möglicherweise nach Osten verlegt würde. Hilde hatte es bereits geahnt und bereits vermutet, dass es doch etwas bedeuten musste, «dass so viele Regimente nach Polen gebracht wurden». Auch Rumänien, diese «so ungeordnete Angelegenheit auf dem Balkan», würde doch bestimmt bald bei der «Neuordnung Europas» berücksichtigt werden. Andreas vermutete, dass er nach Posen oder Krakau (Krakow) verlegt werden könnte.

Einen Monat später meldete sich Andreas aus Galizien. Er war nicht weit von der russischen Grenze entfernt, östlich von Lublin. Was er dort antraf, fand er abstossend. Er schilderte Hilde, dass die Mannschaft in einer unfertigen Pulverfabrik mit unfertigen Arbeiterwohnungen festsitze. Sie hätten drei Tage lang mit Lysol desinfizieren müssen, «so versaut war alles». Auch landschaftlich sei die Gegend trostlos, schrieb er. Die ansässige Bevölkerung sei völlig verarmt. Andreas glaubte, dass 90 Prozent von ihnen Juden waren. Der «Judendreck in der Stadt» sei «unbeschreiblich»,

beklagte er sich, die Preise seien «horrende». Aufgrund der Erzählungen bedauerte auch Hildes Mutter Hedwig den «armen Jung», der bei «90 Prozent Juden, Läusen und Wanzen» ausharren müsse.

Lublin war zu dieser Zeit Zentrum des orthodoxen Judentums geworden. Als die Wehrmacht am 2. September 1939 die Stadt eingenommen hatte, lebten hier über 120'000 Menschen. Etwas weniger als die Hälfte von ihnen dürften Juden gewesen sein. Von ihnen wurden allein am Tag der Besetzung 14'000 ermordet, zudem alle ortsansässigen Politiker und Intellektuelle. Die Wehrmacht zwang 26'000 Juden in ein Ghetto. Die lokale, damals grösste Talmudschule der Welt wurde geschlossen. Davon schrieb Andreas kein Wort. Möglich, dass er Hilde davon erzählte.

Er blieb mehrere Wochen lang in Lublin stationiert. Andreas wurde zur Beaufsichtigung der Bevölkerung eingesetzt und war dafür zuständig, Wege für den Nachschub zu bauen und sich für den bevorstehenden Winter einzurichten. Er langweilte sich. Die grosse Ruhe und tagelange Untätigkeit hielt er nach dem Kampfeinsatz im Westen nur schwer aus. Radio und Bücher seien sein einziger Trost, liess er Hilde wissen.

Im Juli 1940 schrieb er, es sei den Besatzungsmitgliedern nun offiziell erlaubt, die Familien in den Warthegau nachziehen zu lassen. Als Andreas Mitte September auf Urlaub kam, schmiedeten er und Hilde daher Pläne. Falls Andreas wollte, konnte er sich vom Dienst befreien lassen. Das war für Deutsche, die in die besetzten Gebiete umzogen, zulässig. Er wollte das aber gar nicht. Für sich selbst hoffte Hilde, endlich einen eigenen Hausstand führen zu dürfen. Kurz, alles sprach für die Idee, nach Posen umzusiedeln.

Sie könnten sich mit den Kindern dort niederlassen, würden beitragen zur Ansiedlung der «Volksdeutschen». Die meisten der Baltendeutschen, das war bekannt, lebten im Moment noch in Lagern. Andreas war sich sicher, dass er sich als Anwalt in Posen mindestens so gut «in den Dienst der gemeinsamen Sache stellen» konnte wie als «Erde schüppender Soldat».

Er wollte seine Beziehungen im Berufsverband nutzen. Hilde würde sich in der Frauenschaft umhören. Sie würde in Erfahrung bringen, was für sie möglich war.

Hilde und Andreas rannten offene Türen ein. Noch im September 1940 reichte Andreas ein Gesuch ein, um sich von der Wehrmacht beurlauben zu lassen. Am 8. Oktober wurde er nach 14 Monaten Dienstzeit entlassen, um seine Pläne, die Auswanderung nach Osten, verwirklichen zu können. Später könnte sich Andreas, wenn nötig, ja immer wieder zur Front melden und weiterkämpfen, sagten sie sich. Hilde ihrerseits war fest entschlossen, sich endlich von den vielen «Hauskrämchen» zu entlasten und wieder mehr für die Frauenschaft zu tun. Irmchen und Anneliese, die neu angelehrten Haushaltsgehilfinnen, sollten derweil übernehmen.

Hilde und Andreas fuhren nach Posen, um Erkundungen anzustellen. Es zeichnete sich ab, dass die Familie in der Stadt Posen ein drei Jahre altes Haus mit 14 Zimmern würde beziehen können. Endlich ein eigenes Haus! Andreas kaufte es bei der «Deutschen Treuhandstelle Ost» für 10'000 Reichsmark, weit unter Wert. Die ehemaligen Besitzer wurden vertrieben. Das Grundstück am Nordwall blieb im Eigentum der Treuhandstelle. Diese verwaltete auch alle übrigen beschlagnahmten Vermögen von Polen und Juden. Von der gegenüberliegenden Strassenseite aus fotografierte Hilde ihr künftiges Heim. Noch wagte sie nicht, zu nahe heranzutreten. Sie war aufgeregt, das Bild ist völlig verwackelt. Im Hauseingang ist eine Frau mit Säugling auf dem Arm erkennbar. Oberhalb steht ein Fenster offen, auf einem zweiten Foto steht unten im Garten ein Kinderwagen bereit. Das Kind auf dem Bild könnte heute, falls es überlebt hat, 80 Jahre alt sein.

Zurück in Dortmund nahm Hilde Anfang November 1940 nach ihrer Mutterschaftspause wieder eine Leitungsaufgabe für die NSF in Angriff. Diesmal führte sie die Arbeitsgemeinschaft für «das Deutschtum im Süd-

osten unter besonderer Berücksichtigung des Wiener Schiedsspruches». Mit dem Schiedsspruch in Wien war es Deutschland zwei Jahre zuvor, am 2. November 1938, in Abstimmung mit dem faschistischen Italien gelungen, Gebiete in Ungarn, der Tschechoslowakei, der Ukraine und Rumänien «friedlich besetzen zu dürfen». Die Frauenschaft stellte der Arbeitsgruppe passendes Schulungsmaterial zur Verfügung, das Hilde gerne verwendete. Gleichzeitig nahm sie als Blockwartin die regelmässigen Besuche bei den Familien wieder auf. Hilde verteilte in den Wohnungen Schulungsmaterial der NSDAP und kassierte die Beiträge für das Winterhilfswerk. Sie überwachte die Beflagung der Häuser und war Ansprechpartnerin bei allfälligen Denunziationen.

Weihnachten 1940 feierte die Grossfamilie noch einmal in Dortmund. Hilde und ihre Mutter waren eigentlich nach wie vor in allem eng miteinander verbunden. Nur in religiösen Fragen hatten sie sich auseinandergelebt. Wie Hilde war zwar auch Hedwig mittlerweile aus der Kirche ausgetreten. Stattdessen war sie jedoch eine treue Anhängerin der anthroposophisch geprägten Christengemeinschaft geworden. Während der Festtage zeigte sich nun, dass Hedwig Hildes und Andreas' Entscheid, ins besetzte Polen überzusiedeln, mit gemischten Gefühlen gegenüberstand. Hildes Vater wollte gar nichts davon hören, liess seine Tochter aber gewähren. Für Deutschland mag es richtig sein, räumte Hedwig ein. Gleichzeitig bangte sie um Hildes «inneres Sein – auch in Gedanken an die Kinder». An der Freiligrathstrasse waren alle fünf Kinder geboren worden. Hildes Mutter fühlte sich mit ihren Enkeln und Enkelinnen eng verbunden. Sie würde sie vermissen.

Das Fest war von Wehmut geprägt. Ein letztes Mal «brannten die Kerzen für alle am Baum im Westen des Reichs». Ein letztes Mal assen sie gemeinsam die «eingeweckte Gans». Auch wenn es über die Jahre «immer schwerer» geworden war, «im engen Stübchen jedem sein Plätzchen» für den Weihnachtsabend zu richten, überkam Hilde doch Traurigkeit. Sie nahm die glückliche Fügung mit dem grossen Posener Haus aber als Zeichen, dass die «Hülle gesprengt werden» müsse. Vier Erwachsene, fünf



Hilde fotografierte das Haus am Nordwall in Posen im Oktober 1940. Links: Bei der Frau im Eingang mit dem Säugling auf dem Arm dürfte es sich um die vormalige Bewohnerin handeln, die aufgrund der «Arisierungen» mit ihrer ganzen Familie rechtswidrig vertrieben wurde. Rechts: Das Haus vom Garten her gesehen.



Kinder, und vielleicht würde noch ein weiteres Kindlein hinzukommen. Hilde würde mit einem sechsten Kind gerne ein Zeichen setzen für den Neubeginn der Familie im Osten.

Mit dem Aufbruch «in die Weite des Reichs» ging für Hilde ein Traum in Erfüllung. Es war dem «grossen, Deutschen – Adolf Hitler» doch tatsächlich nach all den Jahren gelungen, schwärmte sie, das «schon immer deutsche Gebiet dem Reich ganz fest einzufügen». Hilde wollte sich und ihre Liebsten gerne dafür hergeben. «Ihr Leben» sollte «ein kleiner Stein» auf diesem Weg sein. Das Jahr 1940 würde in die Geschichte eingehen. Mit den Schlachten in Polen, Norwegen, Narvik, mit der Flandernschlacht, dem Marsch nach Südfrankreich sei Grosses geleistet worden. Ein «Markstein» war in Hildes Augen erreicht, um den Sieg zu erkämpfen. Nun gehe es darum, die letzte Stufe zu erklimmen, den Sieg auch zu beschreiten. Hilde schloss ihren Weihnachtsbrief an die Schwester, man wisse ja gar nicht, wie «wir Frauen, wie die Kinder nur einst danken könnten für dieses Grosse», das «uns nun gegeben ist».

Andreas hatte seine Praxistätigkeit in Posen bereits am 16. Dezember 1940 aufgenommen. Die Möbel aus der Dortmunder Kanzlei waren dorthin geliefert worden und eingetroffen. Es gab «Kohle und Licht», berichtete er. Heiligabend kam Andreas aus Posen nach Dortmund zum Fest. Er platzte «übertoll mit Plänen und Eindrücken» am 24. Dezember in die Stube und rief aus: «Arbeit gibt's in Posen in Hülle und Fülle!» Allerdings dürfte es schwierig werden, berichtete er, geeignetes Personal zu finden. Immerhin hatte er bereits einen Bürovorsteher angestellt. Später stellte sich allerdings heraus, dass dieser Jude war. Andreas ersetzte ihn umgehend durch einen deutschstämmigen, polnischen Rechtsanwalt. Per Mittwoch, 1. Januar 1941, schaltete er in der *Litzmannstädter Zeitung* ein Inserat. Er suchte insgesamt drei Mitarbeiter: einen Bürogehilfen, eine Stenotypistin und einen Lehrlingen. Gleichzeitig schrieb er die Stelle eines Dienstmädchens aus. Sie musste sehr sauber und zuverlässig sein, stand da, und aus-

serdem über Kochkenntnisse verfügen. Das hatte er mit Hilde so abgesprochen. Lizzy, die Hilde gerne nach Posen mitgenommen hätte, wollte mit ihrem Mann und der Tochter in Dortmund bleiben.

Im Mai 1941 war es dann auch für Hilde so weit. Das Posener Haus konnte bezogen werden, die Ausbauarbeiten waren abgeschlossen, die nasse und wegen Kohlenmangels schwierige, kalte Winterzeit war vorüber. Hilde durfte mit den fünf Kindern nachkommen. Sie war zudem wieder schwanger. Andreas kam nach Dortmund, um sie alle abzuholen. Nun sassen sie gemeinsam und fröhlich im Zug und fuhren die fast 1'000 Kilometer Richtung Osten. Es gab keine Grenze mehr, die zu überschreiten war und an der sie sich hätten ausweisen müssen. Polen gab es nicht mehr.

Mit der Übersiedlung nach Posen wurde Hilde vom zuständigen Kreisleiter der NSDAP zur Kreisleiterin der NSF ernannt. Zum ersten Mal in ihrem Leben würde sie für ihre Arbeit Geld verdienen. Hilde war nun 33 Jahre alt.

Sie nahm ihre Arbeit für die Frauenschaft sofort auf. Ihr Büro lag in der nahen Innenstadt an der Luisenstrasse 16. Andreas' Kanzlei befand sich ganz in der Nähe, an der Leo-Schlageterstrasse 2. Er würde allerdings seinem zivilen Anwalts- und Beamtenleben in Posen nur sechs Monate lang nachkommen. Schon wenige Wochen nach Hildes Ankunft in Posen meldete er sich freiwillig wieder zur Front: Die Wehrmacht hatte am 22. Juni 1941 die Sowjetunion angegriffen. Andreas wollte unbedingt mitkämpfen. Er wollte dabei sein, um das Reich weiter nach Osten auszudehnen. Am 31. Juli wurde er als «Generalbevollmächtigter für das Kraftfahrwesen» im Sonderstab Ost eingeteilt.

Bereits Ende Mai hielt Hilde ihren ersten Vortrag in ihrer neuen Funktion als Kreisfrauenschaftsleiterin der NSF im Kreis Posen. Ihre Vorgesetzte, die Gaufrauenschaftsleiterin Helga Thrö, zeigte sich begeistert.

Gesund Albrecht

Wohlesica, den 1. Januar 1941.
Litzmannstädter Str. 15.

Ich habe meine Praxis von Dortmund nach
Posen verlegt u. bin beim Amtsgericht u. Landgericht

als Rechtsanwalt

zugelassen.

Mein Büro befindet sich:

Leo-Schlageter-Straße 2. W. 6

Telefonnummer: 10-67.

Dr. A. Bonhage

Rechtsanwalt



Ischias, Rheuma, Gliederschmerzen

antiarthros. Sie 7 bis 11 mal mit „Schwammwerg“, Endlos-
garantie: Wer nicht zufrieden, erhält Geld zurück. E. RM 2.-
Inhalt: 4, 10, 20, 40 u. 11.20 in Apotheken u. Drogerien

hier
Pott
Natro
Bada
und
Speil

Leben
Mehl
Zucker
Salz
Grün
Hölle
Mare
Morg

Selbst
Soda
Wafel

Reiert für
Litzmann

PRALIN

KONIG-HEIL

Eine perfekte Stenotypistin

von Grosshandels-Unternehmen
zum baldigen Antritt gesucht.
Offerten an die Litzmannstädter
Zeitung unter Nr. 1963a erbeten.

Ein Bürohilfe, eine Stenotypistin ein Lehrlinge

werden von jetzt an ein Anwalts-
büro in Posen gesucht. Schriftliche
Bewerbungsschreiben:

Rechtsanwalt **Dr. Bonhage**
Posen, Leo-Schlageter-Str. 2, W. 6.

Kaufmann gesucht, der mein
Geschäft (Vertretungen) für die
Zeit, da ich im Heeresdienst bin,
führen würde. Angebote unter
84 an die 2. Stg.

Weibliche Hilfsbürokräft

zum sofortigen Antritt ge-
sucht. Angebote unter Nr. 77
an die Litzmannstädter Stg.

Tüchtige Köchin gesucht Bürger-
stube, Meisterhausstraße 244,
15-18 Uhr.

Suche repräsentativen tüchtigen
Herrn als Reisenden, gute Ber-
dienstmöglichkeiten garantiert die
Branche. Angebote unter 40 an
die 2. Stg. 16864

Ein Dienstmädchen

sehr sauber und zuverlässig, mit Koch-
kenntnissen wird get. Anmeldeungen:

Dr. Bonhage,

Posen, Leo-Schlageter-Str. 2, W. 6.

Köchin

kann sich melden in der Sakballe
„Wiglatte“, Eismannkadt, Duf-
straße 104.

Bessere Hausgehilfin, Deutsche
oder Polin, in mittleren Jahren,
die gut kochen kann, von älterem
Herrn für Haushalt in Dorsow
gesucht. Dauerstellung. Bewer-
bungen mit Zeugnisabschriften
erbeten an Paul Kuntze, Dorsow,
Bismarckstr. 1. 16775

Mädchen für alles

mit Kochkenntnissen, kinderlieb,
kann sich melden täglich von
8-11 Uhr Erhard-Baker-Straße
Nr. 212, Wohnung 2

brat
Näh
len,
Spr
mit
unt

Dan
lebt
führ
Wai
gebe
Poli
gut
Büf
ter

Zu
und
dien

Gut
mie

2
nur
ver
Pfo

Insertate aus der täglich erscheinenden
Litzmannstädter Zeitung vom 1. Januar 1941.
Oben: Bekanntmachung der Büro-Eröffnung
von Andreas in Posen. Unten: Kleininsertate zur
Suche eines Dienstmädchens für den Haushalt
sowie von drei Angestellten für das Büro.

Die Parteigenossin Thro war eine von insgesamt 40 Gaufrauen und direkt der Reichsfrauenführerin Gertrude Scholtz-Klink unterstellt. Hilde war ihr «leider noch nicht begegnet». Ihr war es im Dezember 1940 zunächst gelungen, rund 30 NSF-Frauen für den Warthegau zu rekrutieren. Eine von ihnen war Hilde. Insgesamt würden bis 1945 etwa 800 Frauen eine solche Funktion bekleiden. In Posen arbeiteten im April 1941 bereits rund 200 Frauen aus dem «Altreich» für die NSF. Viele von ihnen durchliefen zuerst eine zehntägige Schulung. Wie im «Altreich» fokussierte der Unterricht auf rassenpolitische Fragen. Das kannte Hilde bereits. Neben ideologischen, historischen und weltanschaulichen Themen ging es auch hier – wie damals in Hildes Führerinnenschulung in Hattingen – um Kinderpflege, Erziehung, Nähen, Kochen, Gesundheit und Hygiene.

Hilde organisierte Treffen und führte akribisch Präsenzlisten. Sie hatte die ihr neuerdings unterstellten Frauen zunächst im Kantinenbetrieb der Durchgangslager einzusetzen. Hier lebte eine grosse Zahl «Volksdeutscher», denen noch kein Hof oder Haus zugewiesen worden war. Nachmittags führten die Siedlungsbetreuerinnen Hauswirtschafts- und Kinderpflegekurse durch. Ziel war es, den «Volksdeutschen» das «deutsche Arbeitstempo» und die «deutsche Ordnung und Reinlichkeit» sowie, wenn nötig, die deutsche Sprache näherzubringen. In den Lagern lebten Familien aus Wolhynien und Galizien, Rumänien und den baltischen Staaten wie auch Deutsche aus Ostpolen. Während die NSF-Frauen die Schulungen durchführten, sicherte und inventarisierte die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt, NSV, die Häuser und Möbel der Vertriebenen. Hilde war begeistert davon, wie gut die verschiedenen Stellen Hand in Hand zusammenarbeiteten.

Sie war pausenlos im Einsatz. Eigenhändig richtete sie unzählige Nähstuben ein, besuchte etliche umgesiedelte «Volksdeutsche» und beriet diese in «Wohnkulturfragen» und «weltanschaulichen Dingen». Nie zählte sie nach, wie viele Stunden es waren und auf wie vielen Frauenversammlungen sie vor Publikum sprach.

Hilde und andere engagierte NSF-Frauen wollten im Osten Vorbild und Pionierinnen sein. Es galt, sich beispielhaft zu verhalten, sowohl in Erziehungsfragen wie in Hauswirtschaftspraktiken. Die explizite Verachtung der ihnen untergeordneten Menschen, der Polen und Juden, gehörte zu ihrem Auftragsverständnis. Als «Reichsdeutsche» hatten sie die «Volksdeutschen» zu führen. «Führen zu dürfen», schrieb Hilde, «ist das Grösste und Schönste, was man überhaupt im Leben darf.» In ihrer ganzen Haltung sollte erkennbar werden, dass sie als «Reichsdeutsche» im Warthegau «Herren» und «Herrinnen» waren. Hilde sah das alles als gegeben an. Sie las in der Frauenzeitschrift zustimmend die dort abgedruckten Anweisungen an die «Reichsdeutschen» Frauen im Osten: Sie sollten die gleiche, «un-sentimentale Haltung» an den Tag legen, die auch für Mitglieder der Wehrmacht, der SS und des Sicherheitsdiensts, SD, Vorschrift war.

Das Posener Haus war viel grösser als Hildes Elternhaus in Dortmund. Über einen grossen Garten verfügte es ebenfalls. Die Treuhandstelle hatte zudem dafür gesorgt, dass Wasser- und Abwasseranschlüsse bestanden. Auch funktionierte die Elektrizitäts- und Gasversorgung. Die Badezimmer mussten noch ausgebaut und eine Waschmaschine sowie ein Kühlschrank angeschafft werden. Auch die Küche sollte modernisiert werden. Für den noch nötigen Ausbau investierten Hilde und Andreas insgesamt 12'000 Mark, mehr als sie das Haus gekostet hatte. Wie auf den meisten Baustellen in Posen arbeiteten auch in ihrem Haus Polen in Zwangsarbeit. Karl, Peter und Reimer lernten, die Arbeiter auf Polnisch zu beschimpfen. Solche systematischen Demütigungen gehörten zum guten Ton unter den Besatzern. Die Kinder imitierten die Verhaltensweisen schnell. Die vielen Verunglimpfungen, die die Arbeiter zu hören bekamen, endeten mit der Aufforderung: «Geht nach Hause – ihr Schweine!»

Zur Möblierung des 14-Zimmer-Hauses bedienten sich Hilde und Andreas an Objekten, die Juden und Polen weggenommen worden waren. Sie waren in Sammellagern gereinigt worden und standen den Deutschen nun zur Verfügung. Das neue Zuhause am Nordwall befand sich in guter Lage zu den deutschen Schulen und zum Stadtzentrum. Andreas hatte zunächst einen Posten in der Posener Zivilverwaltung als Abteilungsleiter für die Ansiedlung der Industrie bekommen. Diese Funktion gab er jedoch rasch wieder zugunsten des militärischen Einsatzes in Russland auf.

So wie Hilde und Andreas siedelten etwa 200'000 «Reichsdeutsche» als Angehörige der Wehrmacht, der Besatzungsadministration, der SS, des SD oder mit rein beruflichen Zielen aus dem «Altreich» in den Warthegau über. Hinzu kam rund eine Viertelmillion «Volksdeutscher», die zum Aufbau im Osten beitragen wollten oder mussten. Bis im Herbst 1940 waren bereits 300'000 «unerwünschte Menschen» aus dem Gebiet «entfernt» worden. Hilde und ihre Familie lebten nun in einer Gesellschaft, die zu etwa einem Viertel aus Deutschen bestand. Diese sollten als «Reichsdeutsche», als «Volksdeutsche» oder deutsche Polen hier dauerhaft bleiben.

Etwas enttäuscht war Hilde darüber, dass die Umsiedlungspolitik den ganzen Sommer 1941 über von hektischen Improvisationen geprägt war. Erst mit der Zeit etablierten sich die Kategorien, die Klarheit schafften. Gemäss der «Deutschen Volksliste» gab es deren vier, wobei die «Reichsdeutschen», wie Hildes Familie, nicht zu den Kategorien der «Volksliste» gezählt wurden. In Kategorie I waren «Bekennnisdeutsche» eingeteilt. Sie hatten sich nachgewiesenermassen «für den deutschen Volkskampf» eingesetzt oder konnten der Kategorie dank rassischer Merkmale zugerechnet werden. In die Kategorie II gehörten sogenannte «Deutschstämmige». Sie wiesen ihre Zugehörigkeit durch die deutsche Sprache und praktizierte Gebräuche aus. Dann folgten mit Kategorie III die «eindeutschungsfähig-

gen» Polen, die zwar «blutmässig und kulturell zum Deutschtum hinneigten», eigentlich aber slawischer «Hausprache» waren. Sie wurden dieser Kategorie fallweise und nach Einzelprüfung zugewiesen. Hildes Hausangehörige gehörten in der Regel dieser Kategorie an. Sie blieben als Arbeitskräfte vor Ort, wurden aber nicht im engeren Sinne zum «deutschen Volkskörper» gezählt. In der Kategorie IV reihten die Besatzer sogenannte «rückgedeutschte» Menschen ein. Sie konnten gemäss «Rassegutachten» und nach Umerziehung später «eingedeuscht» werden, wurden aber zunächst zur Zwangsarbeit ins «Altreich» geschickt. Dort sollten sie in der Industrie oder in der Landwirtschaft das «deutsche Leben und Arbeiten» erlernen.

Hilde verinnerlichte diese Kategorien rasch. Auf der untersten Stufe und nicht mehr zur «Volksliste» gehörig, standen diejenigen, die vertrieben wurden. Viele der «slawischen Polen» und Juden lebten schon nicht mehr im Warthegau. Sie waren geflüchtet, wurden deportiert, lebten in Ghettos oder arbeiteten als Zwangsarbeiter im Strassenbau. In Posen waren etliche von ihnen zwischenzeitlich im Stadtstadion untergebracht. Es galt die stille Übereinkunft unter den deutschen «Neusiedlern», dass weder über sie noch über die Kategorien der Volksliste gesprochen wurde.

In Litzmannstadt (Łódź), an der Spornastrasse 73, wurde die rassistische Segregation gesteuert. «Rasseexperten» teilten die Menschen, die sich nackt ausziehen mussten, ein und entschieden, wer «gutes Blut» hatte und – weil «blond und blauäugig» – seinen Platz im Reich bekommen sollte. Besonderes Augenmerk richteten sie angesichts des dauernden Arbeitskräftemangels neben den rassistischen Merkmalen auf leistungsfähige Menschen, die zum Arbeitseinsatz gebraucht werden konnten.

Mangel bestand an verfügbaren Hausmädchen, was Hilde in ihrem Alltag direkt zu spüren bekam. Es galt ein besonderes Verfahren zu deren Rekrutierung. Deutsche Haushalte konnten polnische «Mädchen» beim Arbeitsamt direkt anfordern. Hilde und ihre Frauen organisierten mit dem

Deutschen Frauenwerk Zusammenkünfte für solche «Mädchen». Sie sollten lernen, wie sie sich in einem deutschen Haushalt zu benehmen hatten.

Manche Frauen und Männer, wie Hilde und Andreas, hatten verstanden, dass sich ihnen ab 1939 im besetzten Polen Tätigkeitsfelder und Verdienstmöglichkeiten eröffneten, die sie im «Altreich», wo viel mehr Freiwilligenarbeit erwartet wurde, nicht gehabt hätten. Längerfristige Stellen, wie jene von Hilde, suchten aber die wenigsten. Meistens wurden sie von ihren Dienststellen oder Ausbildungsstätten zu einem Wochen- oder monatsweisen Einsatz verpflichtet und daher nur temporär ins neue Reichsgebiet versetzt. Viele der Hilfskräfte, aber auch bezahlte Gemeindeschwestern, Lehrerinnen oder staatlich angestellte Landjahrführerinnen verliesen daher den Warthegau nach getaner Arbeit wieder. So war die Führung ihrer Mitarbeiterinnen für Hilde ein unruhiges Geschäft, da sich kaum jemand dauerhaft verpflichten wollte. Mit einer guten Entlohnung dieser Funktionen oder durch abgekürzte Ausbildungszeiten wurde ein Anreiz für längerfristige Einsätze geschaffen.

Hildes Aufmerksamkeit galt ganz besonders den ihr direkt unterstellten Ansiedlungsbetreuerinnen. Diese begleiteten die «volksdeutschen» Familien beim Bezug der ihnen zugewiesenen Häuser. SS- und Polizeieinheiten umstellten jeweils im Morgengrauen entweder ganze Dörfer oder einzelne Höfe, um die Umsiedlung vorzubereiten. Die hier wohnenden Menschen wurden angewiesen, maximal 30 Kilogramm Gepäck mitzunehmen und zu Fuss wegzugehen. Ihr Grundbesitz sowie ihr Hab und Gut wurde beschlagnahmt. Gleichentags bezogen die bereitstehenden «volksdeutschen» Familien die Wohnungen und Häuser. Die NSF bemühte sich dadurch, Plünderungen in leerstehenden Häusern vorzubeugen. Ausserdem gewährleistete sie, dass das auf den Höfen zurückgelassene Vieh von den neuen Bewohnerinnen und Bewohnern sofort versorgt wurde.

Die NSF-Mitarbeiterinnen betraten die leeren Behausungen als Erste, um sie zu reinigen und für die «volksdeutschen» Ankömmlinge vorzubereiten. Dazu gehörte es, zum Empfang der Siedler die Tische mit Blumen zu schmücken, ein Hitler-Porträt aufzuhängen und ein Essen vorzubereiten. In den ersten Tagen im neuen Zuhause wurden die Ankömmlinge von den Siedlungsbetreuerinnen besucht. Die bereits in den Lagern begonnene Unterweisung ging in den Bereichen Freizeit, Wohlfahrt und Gesundheit bei den Familien zu Hause weiter. Hilde und ihre Mitarbeiterinnen sorgten für die Einführung von deutschem Liedgut, für die Pflege von Brauchtum und Tanz. Es galt, so lautete die Vorgabe, alle Spuren des «Polentums» zu tilgen und bei den «Volksdeutschen» das in ihnen noch ruhende Deutsche wiederzuerwecken. Alle Aufgaben, welche die NS-Frauenschaft übernahm, basierten auf genauester Planung. Viele Vorgaben waren bis ins kleinste Detail verschriftlicht.

Hilde musste als Kreisleiterin monatlich einen Bericht an die «Gaufrauenschaftsleitung» abliefern. Zudem trafen sich die Ansiedlungsbetreuerinnen im Kreis Posen alle drei Monate, um Erfahrungen auszutauschen und sich zu vernetzen. Hilde weilte, wann immer möglich, unter ihnen. Immer blieb aber eine der Hauptsorgen, dass es nicht genügend Frauen gab, die sich für diese Arbeit zur Verfügung stellten. Besonders schwierig war es innerhalb der NSF, solche zu finden, die im Osten sowohl Führungsaufgaben übernehmen wollten wie auch selber Kinder hatten. Hilde war stolz darauf, dass sie als eine der wenigen diese Bedingung ganz und gar erfüllte und dazu Parteigenossin war.

Hilde gab in ihren Briefen nie zu erkennen, dass sichtbare Gewalt auf der Strasse in Posen zum Alltag gehörte. Mein Vater Reimer schrieb aber Mitte der 1950er-Jahre in seinem Abitur-Aufsatz, dass auch sie sich, wenigstens verbal, daran beteiligten: «Weil wir durch Schule und Elternhaus nicht gerade zu einer freundlichen Haltung gegenüber diesen Menschen – der polnischen Bevölkerung oder den im Osten unter Zwangsarbeit stehenden Juden – erzogen wurden, nützten wir nahezu jede Gelegenheit aus, diese unterdrückten Menschen in kindlicher Grausamkeit zu ärgern und zu

quälen. Tief beschämt sehe ich nun heute zurück auf all das Unrecht, das wir damals den Polen und Juden zugefügt haben.» Erzählt hat er mir nie davon.

In Posen fanden über die Jahre «Reichsdeutsche», «Volksdeutsche» und «deutsche Polen» nie zu einer homogenen Gesellschaft zusammen. Der Warthegau, die «blonde Provinz», blieb ein Wunschtraum der Nazis. Überall herrschte Chaos: Es gab polnische Familien, die im Jahr 1940 weggeschickt wurden oder selber geflohen waren, aber gemäss den Rassekriterien eigentlich gar nicht hätten vertrieben werden sollen. Und es gab «Volksdeutsche», die sich angesichts dessen, was sie vor Ort als Ersatzheimat vorfanden, weigerten, die ihnen zugewiesenen Häuser zu beziehen. Viele «Volksdeutsche» erhielten zudem nie eine Entschädigung für den Grundbesitz, den sie in ihren Herkunftsländern zurückgelassen hatten. Für alle diese Fehler, Unrechtsempfindungen und Vergehen stellte sich Andreas als Anwalt mit seiner Kanzlei zur Verfügung. Wie viele Mandate er neben seinem wiederholten Fronteinsatz betreute, ist nicht dokumentiert. Gesichert ist aber, dass die Familie von den Einkünften gut lebte. Während seine Anwaltspraxis in Dortmund jährlich etwas mehr als 10'000 Mark Gewinn abgeworfen hatte, wies Andreas in Posen jeweils über 20'000 Mark Jahresgewinn aus.

Hilde hatte sich im Mai 1941 direkt nach ihrer Ankunft trotz Schwangerschaft in die Arbeit gestürzt. Anfang August 1941 gebar sie in Posen Friederike, genannt Rike, ihre dritte Tochter und ihr sechstes Kind. Auch dieses Mal kümmerten sich «Mädchen» um den Säugling. Hilde hatte kaum Zeit. Sie wirkte zur Vorbereitung des Winters bei einer Woll- und Pelzsammlung mit. Das Winterhilfswerk sammelte seit Herbst 1941 sowohl in den Ghettos als auch bei deutschen Familien für die frierenden Soldaten an der Ostfront.

Wie Hilde es in Dortmund gelernt hatte, hiess es jetzt, das Nötige zu organisieren. Sie machte vor, wie die Listen zu führen waren, um die Spenden sorgfältig zu dokumentieren. Die Kleider- und Geldspenden wurden bei den Familien abgeholt. Im Ergebnis stammten sie aber zum geringsten Teil von den Deutschen vor Ort. Vielmehr trugen die konfiszierten Kleider von Juden und Polen zum «ansehnlichen Sammelergebnis» bei. In der *Litzmannstädter Zeitung* vom 1. Februar 1942 wurde das Sammelergebnis des Winters mit folgenden Worten gewürdigt: «Du gibst damit deine deutsche Antwort den Kriegsverbrechern! Du haust damit deine deutsche Faust in die jüdische Plutokratenfratze! Du verhilfst damit zum Siege unserer Waffen.»

So kam es, dass Hilde den ganzen kalten und feuchten Winter lang andauernd draussen unterwegs war. Sie war ständig erkältet. Grete, Andreas' Schwester aus Herne, war Hilde bereits im Herbst 1941 nach Posen zu Hilfe geeilt. Sie sorgte für die Kinder und den Haushalt, wann immer Hilde unterwegs war. Daneben machte Grete in Posen eine Berufsausbildung, was ihr im «Altreich» als jüngstem von insgesamt fünf Geschwistern verwehrt geblieben war. Sie bekam die Möglichkeit, eine verkürzte Ausbildung als Lehrerin zu absolvieren und würde möglichst rasch in ihren Beruf einsteigen können. Grete wurde mit der Zeit zu einem sicheren Wert in Hildes Posener Haushalt. Während der kalten, arbeitsintensiven Januartage 1942 ermahnte die Schwägerin Hilde aber mehrfach besorgt, sie solle besser auf sich achten. Sie müsse sich mehr Zeit nehmen für sich und die Kinder.

Plötzlich nahm Hilde an ihren Beinen «eine seltsame Erscheinung» wahr. Es sah zuerst aus wie eine Hautentzündung, von der Hilde mutmasste, dass es sich vielleicht um Frostbeulen handle. Sie machte Wechselbäder und hoffte, dass sich die Haut beruhigen möge. Als Andreas einmal auf Urlaub kam, ging er sofort mit ihr zu verschiedenen Ärzten. Die Beine sahen nicht gut aus. Niemand wusste jedoch so recht, um was es sich handeln könnte und was zu tun wäre. Als Hildes Mutter ein paar Wochen spä-

ter nach Posen zu Besuch kam, schlug sie vor, zum Lungenfacharzt zu gehen und begleitete Hilde dorthin.

Schon als sie das Sprechzimmer verliess, flüsterte Hilde unter Tränen ihrer Mutter zu: «Ich habe eine TB!» Es war für alle «wie ein Donner Schlag». Angesichts der Erfahrungen, die Hilde mit Reimer und Peter durchgemacht hatte, wusste sie nur zu gut, was das bedeutete. Sie wusste auch, dass die Tuberkulose für Kinder viel weniger gefährlich war als für sie selbst. Der Arzt verordnete einen sofortigen Kuraufenthalt. Hilde sollte für ein paar Wochen ins Sanatorium St. Blasien in den Südschwarzwald fahren. Das lag fast 1'000 Kilometer in südwestlicher Richtung, im «Altreich» nahe der Schweizer Grenze. Nie und nimmer hätte Hilde in den Westen zurückgewollt, schon gar nicht als Kranke und erst recht nicht in diese ländliche Gegend. Von dort aus konnte sie nichts tun. Das wurde ihr sofort schmerzlich bewusst.

So war es Hilde wichtig, vor ihrer Kur im März 1942 noch einen vorerst letzten Vortrag in Posen halten zu können. Sie sprach an einer Veranstaltung des nationalsozialistischen Reichsbunds für Leibesübungen, NSRL. Die Tageszeitung *Ostdeutscher Beobachter* berichtete in seiner Ausgabe vom 8. März 1942 darüber. Die Kreisfrauenschaftsleiterin Hilde Bonhage habe betont, heisst es dort, dass Freude und Bewegung «wichtige Aufbaukräfte für den Körper» seien. Die Referentin habe die Frauen zur Einkehr aufgerufen und dazu, in Vereinen aktiv Sport zu treiben. Die polnischen Vereinigungen und Verbände waren längst verboten und durch deutsche



Hilde (r.), ihre Liegekur machend, mit ihren spielenden Kindern und ihrer Schwägerin Grete (l.) im Garten des Posener Hauses, vermutlich 1943.

«Gelernt ist gelernt» 1942-1943

Im März 1942 trat Hilde ihre erste Kur in St. Blasien an. Sie dauerte bis Mai. Die Luft auf 800 Metern war spürbar gut, das Dorf aber schattig und eher düster. Der eindrückliche Dom dominierte das Ortsbild. Ihn umgaben die Gebäude des ehemaligen Jesuitenklosters, das leer stand und teilweise als Lazarett genutzt wurde. Die Nazis hatten das Kloster 1939 geschlossen. Wohltuend fand Hilde hin und wieder, einen Ausflug auf die Höhe mit Weitblick in die Schweizer Alpen tun zu können. Auch genoss sie die vielen Begegnungen und Gespräche mit den Patienten und Feriengästen, die ebenfalls Erholung und Genesung suchten. Besonders viel Aufmerksamkeit schenkte sie den Soldaten, die zum Genesungsurlaub in St. Blasien einquartiert waren und von ihren Fronterlebnissen berichteten.

Die 1881 gegründete Lungenheilstätte verfügte über die neueste medizinische Ausrüstung. Das Haus war in prunkvollem Stil, pompös und schwerfällig ausgebaut. Es zog eine gut betuchte Patientenschaft an. Im repräsentativen Speisesaal und in den grosszügig dimensionierten Freizeit- und Gartenanlagen fühlte sich Hilde wohl. Seit 1914 leitete Adolf Bacmeister als Chefarzt das Sanatorium. Er war gleichzeitig zuständiger Kommandant der umliegenden fünf Lazarette und als solcher auch für die Wehrmacht im Einsatz. Während des Krieges herrschte die ganze Zeit Bettenmangel. Bacmeister schickte daher bei Verstössen gegen die Regeln «schlecht kurmachende Patienten» strikt nach Hause. Hilde lag stundenlang auf ihrer Liege und hielt sich mit eiserner Disziplin an die Vorgaben.

Nur die Trennung von den Kindern, die der Kuraufenthalt mit sich brachte, fiel Hilde schwer. Obwohl sie die Kinder in Posen so wenig um

sich gehabt hatte, vermisste sie diese nun schmerzlich. Insbesondere die Mädchen fehlten ihr. Sie tröstete sich damit, dass wenigstens ihre Schwägerin Grete, «die gute Seele», und ihre Mutter Hedwig bei ihnen waren. Ausserdem unterstützten wie immer die angestellten «Mädchen» den Posener Haushalt. Noch hofften alle, dass Hildes Abwesenheit nur ein paar Wochen dauern möge.

Andreas war im Fronteinsatz. Ihm war offenbar sehr bewusst, dass nicht nur Hilde in Gefahr schwebte, sondern dass er selber möglicherweise eines Tages nicht mehr heimkehren würde. Er rechnete Hilde daher ausführlich vor, was es für sie in finanzieller Hinsicht bedeuten würde, wenn er nicht mehr heimkehrte. Am 2. Mai 1942 verfasste er ein zehenseitiges Vorsorgedokument, in dem er ihre aktuelle finanzielle Situation genau beschrieb. Er hatte die Lebensversicherung, die er schon früher abgeschlossen hatte, aufgestockt. Hilde las die Aufstellung in St. Blasien aufmerksam durch: Andreas' Lebensversicherungen lauteten auf sie. Den «Kriegsfall» hatte er ausdrücklich mitversichert. Je nachdem, ob Andreas aufgrund einer «Kriegsursache», eines «Unfalltodes» oder dann als «Normal-Todesfall» sterben würde, würde sie insgesamt 191'000 bis 396'000 Mark ausbezahlt bekommen. Zusätzlich, liess er sie wissen, würde sie im Falle seines Soldatentodes noch ein Sterbegeld des juristischen Berufsverbands NSRB sowie eines ihrer Krankenversicherung «Barmenia» erhalten und eine Kriegsrente von etwa 350 Reichsmark pro Monat. Andreas wünschte, dass Hilde im Falle seines Todes von der Rente, den Zinsen und dem Kapitalverzehr leben sollte. Das Vermögen dürfe, so hielt er fest, keinesfalls auf die Kinder verteilt oder an sie vererbt werden, denn «ohne Anstrengung erworbenes Vermögen verdirbt den Charakter». Hilde könne mit den Beträgen, die sie erhalten würde, «bequem» noch gut 20 Jahre lang leben, las sie. Sie solle später allen «Töchtern eine anständige Aussteuer in Höhe von rund 10'000.- RM» mitgeben und «im Übrigen allen Kindern eine anständige Berufsausbildung» verschaffen. Hilde notierte sich auf der letzten Seite die Nummer ihrer Posener Bankverbindung, die, wie sie festgestellt hatte, auf der Zusammenstellung fehlte.

Als Hilde im Juni nach Posen zurückkehrte, fand sie dort ihre sechs Kinder in guter Obhut von Grete und ihrer Mutter vor. Die Schwägerin war, um mehr für die Kinder da sein zu können, nur an drei statt sechs Tagen zur Berufsschule gegangen. Hilde hatte sich im Schwarzwald derweil gut erholt. Allerdings war ihr ausdrücklich empfohlen worden, sie solle die Liegekur in Posen fortführen. Das war nicht ganz einfach zu bewerkstelligen. Da aber auch Hausmädchen vor Ort waren, musste es irgendwie gehen.

Hilde fing sich aber eine Rippenfellentzündung ein. Fast drei Wochen lang musste sie deswegen «ganz liegen» und konnte gar nichts tun. Der ganze Rumpf schmerzte, ohne dass ihr die Ärzte sagen konnten, wie lange das alles dauern würde. Hilde fühlte sich schwach und machte, so oft es ging, im Garten ihre Liegekur. So konnte sie den Kindern wenigstens beim Spielen im Sandkasten zusehen.

Weil es ihr in Posen wieder andauernd schlechter ging, entschied sie sich im Herbst 1942 dazu, noch einmal nach St. Blasien zurückzufahren. Sie hatte Fieber bekommen und wollte sich ganz auskurieren, bevor sie wieder in der Lage wäre, das anspruchsvolle Familienleben und die Aufgaben für die NSF zu bewältigen.

Hilde gestand sich jetzt ein, dass ihr die Schmerzen nicht nur körperlich, sondern auch seelisch zusetzten. Sie war oft traurig. Davon berichtete sie in den Briefen an die Schwester. Auch Andreas schrieb sie an die Front von ihrem Kummer. Mit Büchern gelang es ihr manchmal, sich ein wenig abzulenken. Sie wählte zunehmend leichtere Lektüren, las Romane oder versank ganz, wie sie schrieb, in Lebens- und Abenteuer Geschichten. Darunter waren von Johannes Gillhoff *Jürnjakob Swehn, der Amerikafahrer*, ausserdem genoss sie Hitlers Lieblingsbuch *Winnetou* und immer wieder «aufheiternde» Morgenstern-Gedichte. Auch Arthur Schopenhauer fand sie tröstlich, wenn er schrieb, «das Leid der anderen sehen, macht das eigene geringer».

In St. Blasien nahm sich Hilde zudem Zeit für eine ausführliche Briefkorrespondenz mit ihrem Schwiegervater, Johannes Bonhage. Er hatte sie

gebeten, ihm ihre Meinung zum Nationalsozialismus einmal ausführlich darzulegen. Hildes Schwiegervater zeigte sich, als Mitglied einer Pastorenfamilie, irritiert darüber, dass Hilde und Andreas die Kirche ablehnten, ja sogar aus ihr ausgetreten waren. Es war zu Spannungen gekommen. Andreas hatte sich immer häufiger über die «christlichen Leute» in seiner Familie geärgert und beklagt. Er fand, sie benähmen sich untereinander «höchst unchristlich» und schrieb: «Da sind wir Nazis doch manchmal bessere Menschen!» Hilde wollte sich nun Zeit nehmen, um ihre Sicht der Dinge im Konflikt mit Andreas' Eltern vorbringen zu können.

«Die Furcht vor dem Dogma ist uns allen eigen, nur kein neues Dogma!», begann sie einen langen, rechtfertigenden Brief. Wenn es den Nationalsozialismus nicht gäbe, dessen war sie fest überzeugt, wären alle längst durch den Bolschewismus «zermalmt» worden. Für Hilde war der Nationalsozialismus, wie sie schrieb, aber nicht nur ein Schutz gegen den Kommunismus, sondern auch einer gegen die demokratischen Stossrichtungen. Die wirtschaftlichen Nöte der Weimarer Zeit hätten den gesellschaftlichen Niedergang, den die Demokratie mit sich bringe, ja deutlich gemacht. Der Nationalsozialismus sei da vorurteilsfreier, jeder dürfe sich frei zu seinem Gott bekennen. «Wäre der N.S. nicht überaus tolerant, dann hätte er ja schon heute alle Kirchen schlucken lassen können – die Macht hat er schon, aber er will es gar nicht», argumentierte sie. Nur musste die Kirche doch einsehen, betonte Hilde, dass es keine Institution, keinen Mittler brauche, um Gott in sich selbst finden zu können. Diesen Weg müsse jeder selber gehen.

Als absolute Maxime nannte Hilde die Formel des Philosophen Johann Gottlieb Fichte: «Und handeln sollst du so, als hinge von dir und deinem Tun allein das Schicksal ab der deutschen Dinge und die Verantwortung wäre dein.» Alle Treue, die Tapferkeit, das Edle, das Schöne hänge zuletzt von einem Gott ab, der höher stehe als der kleine menschliche Wille. Das «einsatzfreudige Heer» bildete für Hilde den Garanten, dass künftig die

Freiheit in einem «nationalsozialistischen Grossdeutschland» zur Realität werde.

Andreas' Vater entgegnete Hilde jedoch, dass er mit ihren «Ansichten über Nationalsozialismus und Kirche» ganz und gar nicht übereinstimme. So vielen Pfarrern seien schliesslich ihre Gemeinden entzogen worden. Und keiner wisse, was aus ihnen werde. Hilde doppelte in einem nächsten Brief nach. Es gäbe ein paar einschlägige Autoren und Werke: *Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts* von Huston Stewart Chamberlain, Alfred Rosenbergs *Der Mythos des 20. Jahrhunderts* und Adolf Hitlers *Mein Kampf*. Diese Lektüre mache doch klar, dass zur Gestaltung einer Gemeinschaft vor allem «nach Rassen zu unterscheiden» sei. Weil das deutsche Volk «ein nordisches» sei und die «überlegene Rasse» bilde, gelte es doch auch, eine entsprechende Weltanschauung aufzubauen und zu pflegen. Diese beinhalte ein Handeln mit «nordischer Seele, nordisch bedingtem Geist, nordischer Kultur und letztlich nordischer Religion». Alles, was «nicht nordisch oder nicht arisch» sei, müsse sie ablehnen, insbesondere «das Jüdische» und somit auch das Alte Testament. Es sei das Geschichtsbuch der Juden. Und das könne nicht Teil des deutschen Staates sein.

Ihr Schwiegervater antwortete Hilde erneut dezidiert, dass er weder den Rosenberg noch *Mein Kampf* als religiöse Schriften anerkennen könne. Selbst wenn Hitlers Buch gerade «eine Million als Auflage» erreicht habe, glaube er nicht, dass es überhaupt gelesen und geschätzt werde. Hilde räumte daraufhin ein, dass es durchaus eine weitere Richtung gebe, die sie berücksichtigen könne. Sie selbst lese immer wieder Meister Eckhart und sei glücklich darüber, bei ihm Gott in der Natur zu finden: in jedem Baum, jedem Strauch, jeder Blume, in den Wolken und im Wind. In alledem sei für sie eine heilende Kraft. Ihrer Meinung nach sage auch Kant nichts anderes mit seinem «kategorischen Imperativ». Und dies, da war sich Hilde «durch und durch sicher», war wiederum dasselbe, was der «Führer» meinte, wenn er von «Vorsehung oder Schicksal und Allmacht» sprach. All dies sei eine Umschreibung für das Wort «Gott».

Es tat ihr gut, sich selbst diese Ordnung im Kopf geschaffen zu haben. Nachdenklich legte Hilde ihre Füllfeder beiseite. Eigentlich hätte sie gerne auch mit Andreas einmal über diese Fragen gesprochen. Wie dachte er über Gott? Woraus schöpfte er seine Kraft? Das hatten sie nie besprochen, «das Leben war oft so eilig», dass sie mit ihm «über Wesentliches» gar nicht geredet habe, sinnierte sie. Angesichts der Schlachtfelder, angesichts des Todes, der ja so viele Familien und insbesondere Frauen betreffe, brauche es aber doch einen Glauben und einen Trost, um eine Antwort darauf zu haben, was «danach» käme. Sie selbst fand Trost in der Goethe-Lektüre. Der Dichter war ihr zur Lebenshilfe geworden. Es lege sich, schrieb sie, immer eine «so wunderbare Goethesche Stille» über sie, wenn sie in diese Texte eintauche. In einer letzten Notiz an ihren Schwiegervater aus St. Blasien schrieb sie von ihrer Entlassung am 20. Oktober 1942 und davon, wie sie sich auf die Kinder und ihre «Posener Heimat» freue.

Andreas war derweil als Wehrmachtssoldat in Charkow (Charkiw) stationiert und hatte kaum Urlaub. Seine Kanzlei in Posen hielt sich, wie Hilde kommentierte, «erstaunlich gut». Die Einkünfte ernährten die Familie. Andreas fand dazu, er habe wahrlich «die Übersiedlung nach Posen nicht zu bereuen!».

Auch er fühlte sich im Osten «endlich ganz am rechten Ort». Das galt auch für sein Vorankommen als Soldat. Zusammen mit dem deutschen Vormarsch war er quer durch die Ukraine vorgedrungen, 1'500 Kilometer weit nach Osten. Er war dabei gewesen, als die 6. Armee im Oktober 1941 Charkow in der Ukraine, damals die viertgrösste Stadt der Sowjetunion, einnahm. Zu Besatzungsbeginn lebten hier fast eine halbe Million Menschen, ein Drittel von ihnen dürften Juden gewesen sein, die zum grössten Teil bereits vor der Ankunft der Deutschen geflüchtet waren. Etwa 10'000 bis 20'000 Juden waren geblieben.

Die Deutschen hatten eine weitgehend zerstörte Stadt mit zerstörter

Infrastruktur vorgefunden. Die Sowjets hatten die Industrieanlagen verwüstet und riesige Mengen an Lebensmitteln abtransportiert. Wasser, Strom und die Gasversorgung waren zusammengebrochen. Die Kanalisation und das Heizsystem funktionierten nicht mehr. Viele Wohnhäuser in der Innenstadt waren nur noch Ruinen.

Andreas blieb ab Oktober 1941 etwa ein Jahr lang ständig in der Stadt. Nur im Dezember 1941, als bei Hilde die TB diagnostiziert wurde, war er kurz auf Urlaub in Posen. Im Februar 1942 schrieb er in einem Brief, dass er sich «schon bald als Einheimischer» fühle. Er war als Kommandant eines grossen russischen Kriegsgefangenenlagers eingesetzt, das ausserhalb der Stadt lag. Mithilfe von 1'600 russischen Soldaten sollte er die 600 halbfertigen Traktoren, die auf einem ehemaligen Traktorenwerk noch herumstanden, wieder betriebsfähig machen. Die Arbeiterbaracken auf dem Grundstück des Renommierwerks, das über eigene Schulen, ein Spital und Kulturangebote verfügt hatte, dienten den Gefangenen als Behausung. Er sei glücklich, nun endlich an einem Ort eingesetzt zu sein, wo er einen sinnvollen Beitrag leisten könne, schrieb Andreas an Hilde. Allerdings sei der «Januar mit Temperaturen bis zu 32 Grad unter null und heftigen Stürmen» scheusslich gewesen. «Wenn man nur zwei Minuten ohne Ohrenschützer ist, erfrieren die Ohren.» Viele der gefangenen Soldaten mussten mit Erfrierungen in Lazarette eingeliefert werden. Wegen Kälte und Unterernährung konnten nur 55 Prozent der Belegschaft arbeiten, schrieb er weiter. Es wurde erst besser, als die Wehrmacht einem Teil der Gefangenen «aus den eigenen Beständen halbe Verpflegungssätze» zur Verfügung stellte. Andreas berichtete von einer «schauerlichen Hungersnot», die er miterlebe. «Täglich fallen die Leute vor unseren Augen verhungert um, ohne dass wir helfen können. Für zarte Nerven ist Russland ganz und gar nichts.» Die Ernährung mache ihm so «viel Kopfzerbrechen», dass er versuche, sich auch «in der Landwirtschaft» zu betätigen. Trotz allem, die Leitung und Kontrolle des Lagers machten ihm insgesamt, wie er schrieb, «viel Freude». Er habe «mächtig Spass».

Was in der Stadt mit den Juden passierte, davon berichtete Andreas nicht: Sofort nach Einnahme der Stadt hatten die Besatzer damit begonnen, die Charkower Juden und ihre Geschäfte zu identifizieren und öffentlich zu kennzeichnen. Alle Juden wurden festgenommen, ihr Eigentum wurde geplündert. Es erging etwa der Befehl, Musikinstrumente aus jüdischem Besitz einzusammeln und in ein Möbellager abzutransportieren. Im Dezember 1941 wurden die Juden durch Plakate aufgefordert, sich selbstständig zu ebendiesem Traktorenwerk zu begeben. Die Barackensiedlung auf dem Gelände des zerstörten Werks diente zuerst als Ghetto, ehe es zum Gefangenenlager wurde.

Im Januar 1942 wurden alle Juden in bitterster Kälte in die nahe Drobizki-Schlucht gebracht und dort mit Maschinenpistolen ermordet. In Gruppen von 800 Personen wurden sie zu Erdschneisen geführt und getötet. Später sprengten SS und Wehrmacht die Schlucht. Es dürfte sich um etwa 10'000 bis 15'000 Menschen gehandelt haben. Ausserdem wurden 400 ältere Menschen, Behinderte und Kinder in der Synagoge an der Meschtschankaja-Strasse zusammengetrieben. Dort erfroren oder verhungerten sie.

Aufgrund von Andreas' Begeisterung über das Leben in Charkow schmiedeten Hilde und er im Sommer 1942 Pläne, mit der ganzen Familie die 1'500 Kilometer weiter Richtung Osten nachzuziehen. Hilde war im Juni gut erholt aus St. Blasien nach Posen zurückgekehrt und berichtete ihrer Mutter und Grete von dem Vorhaben. Die Wehrmacht hatte in der Stadt Charkow mittlerweile ein umfassendes Kulturangebot mit Theater und Kino aufgebaut. Als Deutsche lebten dort Wehrmachtssoldaten, SS-Einheiten, die Angehörigen der Wirtschaftskommandos, die Abgesandten und Spezialisten deutscher Bauunternehmen. Sie alle trugen zum Wiederaufbau der Industriestadt bei. Alle Restaurants und Gaststätten waren – ähnlich wie in Posen – inzwischen mit dem Hinweis «Nur für Deutsche» verse-

hen worden. In der ganzen Stadt waren deutschsprachige Strassen- und Hinweisschilder angebracht. Deutsche Frauen gab es nicht viele, nur mehrere hundert lebten in Charkow. Sie waren angehalten, das Benehmen der Männer zu übernehmen und die ansässigen Menschen systematisch abschätzig zu behandeln. Das kannte Hilde bereits. Mit Andreas und den Kindern wollte sie Teil dieser Gesellschaft sein.

Doch so einfach war es diesmal nicht. Zuerst erlitt Hildes Gesundheitszustand den neuen Rückschlag, der im September und Oktober 1942 einen weiteren Kuraufenthalt in St. Blasien erforderte. Dann wurde Andreas im Spätherbst zunächst nur vorübergehend und im Dezember 1942 definitiv vom Dienst in Russland beurlaubt. Die ungewollte Beurlaubung traf ihn hart. Er hätte seine Arbeit weiterführen wollen, was aus seiner Sicht auch möglich gewesen wäre. Vorerst blieb die strategisch wichtige und entsprechend hart umkämpfte Stadt in deutscher Hand. Im Frühjahr 1942 hatte die Wehrmacht einen sowjetischen Befreiungsversuch erfolgreich abgewehrt und vermochte die Stellung bis im Februar 1943 zu halten. Dann zogen sich die deutschen Truppen vorübergehend zurück, um einer Einkesselung zu entgehen. Sie nahmen Charkow aber im März 1943 erneut ein. Erst im August befreite die Rote Armee die bis dahin völlig zerstörte Industriestadt. Zu diesem Zeitpunkt war Andreas schon längst nicht mehr vor Ort.

Er sollte, so hatte die Anweisung vom November 1942 geheissen, die Verhandlungen zur Zukunft des Charkower Traktorenwerks von Posen aus führen. Das war nicht nur schier unmöglich, sondern auch völlig unverständlich. Hilde war, genauso wie Andreas, entsetzt und aufgebracht darüber. Wütend und hart getroffen, realisierte Andreas, dass er «seine grosse Aufgabe in Charkow» wieder verloren hatte. Er habe dort, versuchte er Hilde zu erklären, in den eigenen Reihen so viel «menschlichen Neid und Missgunst» erlebt, dass er wohl deswegen zu Fall gebracht worden sei. Wir sahen schon «das schöne Haus in Charkow», schrieb Hilde betrübt und enttäuscht an eine ihrer NS-Frauenschafts-Freundinnen nach Dortmund. Sie

konnte sich auch später nie erklären, warum Andreas in Russland so unerwartet gescheitert war.

«Was sollte nun werden?», fragten sich Hilde und Andreas vor Weihnachten 1942. Weder in der Posener Verwaltung noch als Anwalt dort und auch nicht in der Wehrmacht war es Andreas bisher gelungen, den Weg zu gehen, den er sich wünschte. Noch vor Jahresende 1942 entschied er sich dazu, sich freiwillig wieder zur Front zu melden. Dass das lebensgefährlich war, war allen klar. Einige Verwandte schüttelten den Kopf darüber und wunderten sich, dass Hilde ihn ziehen liess. Sie fand aber, dass es jetzt nicht der Moment war, sich «klein zu zeigen» und nur auf das eigene Glück bedacht zu sein. Sogar Hildes Mutter lobte diesmal Andreas' Entscheid. Hedwig bewunderte nach einem ausführlichen Gespräch mit ihm, wie er sich «so wunderbar ganz von innen zu seinem Front-Entschluss durchgerungen» habe. Er sei sichtlich reifer geworden, sagte sie zu Hilde. Hedwig war zuvor nicht verborgen geblieben, dass die Ehe der beiden, seit Hildes Erkrankung im letzten Winter, sehr gelitten hatte. Andreas hatte Hilde in St. Blasien wenig Zuneigung entgegengebracht. Die Kinder ertrug er wie immer schlecht.

Hilde hoffte, dass mit Andreas' Entscheid auch ihre Ehe wieder «auf eine etwas gesündere Grundlage zu stehen» käme. Ja, sie hatte Andreas nicht nur gehen lassen, sie hatte ihn sogar dazu ermutigt, sich wieder als Soldat zur Verfügung zu stellen. Jetzt, wo sie selber noch nicht wieder ganz gesund war, wollte sie bereit sein, in dieser Form ihren Beitrag zu leisten. «Wenn man nicht mehr sein eigenes Leben einsetzen darf», sagte sie eines Nachmittags in Posen zu ihrer Schwägerin Grete, «wie anders sollte man denn dem Führer beweisen, dass man ernsthaft bereit ist zu opfern?» Sie jedenfalls war bereit. Sie wollte ihre letzte Kraft zur Verfügung stellen, «um nicht kleiner und geringer zu sein als jede andere Soldatenfrau auch».

Hilde hatte es nicht nur selbst erlebt, sondern aus vielen Ehen gehört, wie belastend es war, dass «jeder der 2 ja in einer ganz, ganz anderen Welt» lebt. Viele Männer schienen nicht zu verstehen, dass das Leben der Frauen in der Abwesenheit der Männer so viel selbstständiger geworden war. Das

zeige sich dann in den drei Wochen Urlaub, in denen die Männer nach Hause kämen, schrieb Hilde. Oft freuten sich eigentlich beide aufeinander, das Zusammensein war dann aber enttäuschend. Vermutlich, so mutmasste Hilde, würde erst das gemeinsame «Bauen des Friedenswerks jeder einzelnen Familie» die getrennten Welten wieder zusammenführen.

Es war das Wochenende vom 30. Januar 1943, als Andreas definitiv von Charkow nach Hause zurückkehren musste. Er hatte fast eineinhalb Jahre lang in Russland an der «Aufbauarbeit» teilgenommen. Nun war dort für ihn alles verloren gegangen. Später galt das für die ganze Armee. Am 18. Februar 1943 räumte die Wehrmacht Charkow ein erstes Mal. Andreas gelang es gerade noch, hinzufahren, seine Sachen zu packen und aus der Stadt herauszukommen. Hilde bangte um ihn, dass er durchkommen möge. Auf den über 1'500 Kilometern Weg von Charkow bis Posen, die ihn über Kiew und Warschau geführt haben, musste Andreas, beladen mit seinen Koffern und Taschen, zehn Mal umsteigen.

In den ersten Monaten des Jahres 1943 wurde Hilde klar, wie sie schrieb, dass es kaum mehr etwas gab, «das einigermaßen gut geht». Auch die Nachrichten aus Berlin waren zunehmend schlecht. Es musste dort «schlimm aussehen».

Hilde wollte um jeden Preis wieder ganz zu Kräften zu kommen. Seit Tagen wartete sie in Posen ungeduldig auf den Bericht von Doktor Letzmann. Der fiel zum Glück positiv aus. Das Schlimmste der TB schien überstanden. Es sah so aus, als ob sie wieder ganz gesund werden könne. Sie solle aber, riet der Arzt, zu Hause weiterhin fünf Stunden pro Tag liegen. Noch besser wäre es, wenn sie noch einmal zur Kur führe. Das wäre dann zur vollständigen Genesung ausreichend, meinte er. In den eigenen vier Wänden eine Liegekur einzuhalten, war aber leichter gesagt als getan. Es war eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit. Mitte Januar hatten zu allem Überfluss drei der sechs Kinder «Bellhusten» und lagen krank im Bett.

Hilde wusste kaum mehr ein noch aus. Überall galt es zu trösten und zu pflegen. Sie hätte in den ersten Wochen des Jahres 1943 «zwanzig Hände gebraucht», um «an jedem Bettchen ein Rotkäppchen malen» zu können, schrieb sie später ihrer Schwester. Zwar hatte Hilde vom Posener Arbeitsamt trotz des herrschenden Arbeitskräftemangels eine weitere Kinderfrau zur Unterstützung zugewiesen bekommen. Mit der kam sie aber nicht klar. Die «staatlich Geprüfte», ärgerte sich Hilde, stelle den Kindern immer nur die abgebrochenen Stifte zur Verfügung. «Sowas kann mich wütend machen, sie hält einfach nichts in Ordnung!» Hilde hätte wirklich «mal wieder jemand Zuverlässiges bei den Kindern» gebraucht, so jemanden wie Lizzy oder Irmchen. Ihr wurde nun zum «100., ja 1'000. Mal klar», dass sie selbst da sein musste, dass es ohne sie einfach nicht ging. So investierte sie viel Zeit in Schularbeiten ihres Ältesten, unterstützte in Schönschrift und Deutsch. Karl hatte offenbar grosse Lücken, und die Lehrerin, die nur schlecht ausgebildet war, schien dies nicht zu sehen, schimpfte Hilde weiter.

Es gelang ihr in dieser Zeit, einen Musikunterricht für die grösseren Kinder zu organisieren, um «die Liebe zur Musik zu wecken». Drei der Kinder bekamen Flötenstunden. Allerdings kämpfte Hilde auch hierbei andauernd um bessere Lehrerinnen. Auch hatte sie ein Klavier angefordert, um die Kinder begleiten zu können. Es war ihnen aber nie eines zugewiesen worden. Übrigens schien auch Grete, die Schwägerin, das wurde Hilde nach ihrer langen Abwesenheit klar, den Haushalt ohne sie «nicht ordentlich» hinzubekommen. Grete könne «weder Menschenführung, noch Kindererziehung, noch Organisation des Haushalts», beklagte sie sich in ihren Briefen bei Elle. Kam hinzu, dass Hildes Köchin, Katharina Kazmiercak, krank geworden war und ausfiel. Auch Hedwig, Hildes Mutter, die, wann immer sie konnte, aus Dortmund nach Posen zu Hilfe eilte, hatte diesmal nicht einspringen können. Sie war selber lange krank gewesen und musste sich erholen. Hildes Nerven lagen blank. Sie brauchte eine Auszeit. In ihrer Not flehte sie Lizzy um Hilfe an. Sie kam! Und reiste mit ihrem eigenen Klein-

kind Heide nach Posen, um dort zusammen mit Grete den Haushalt in Ordnung zu halten.

So kam es, dass Hilde im Februar 1943 erneut eine längere Zeit in Bockswiese im Haus Maria verbrachte, um sich zu erholen. Diesmal kam sie zur Kur, alleine, wie es ihr der Arzt mit Nachdruck empfohlen hatte. Hilde plagten furchtbare Rückenschmerzen. Sie las wenig und weinte angesichts ihres «seelischen Zustandes» oft. Nur wenn sie sechs bis sieben Stunden am Tag lag, fühlte sie sich etwas besser. Sie hatte dauernd Fieber. Trotz der soweit ausgeheilten TB habe sie «noch nicht genügend Abwehrstoffe», hiess es. Sie kam nur langsam zu Kräften. Nicht einmal, als Andreas im Fronturlaub zu Besuch kam, konnte sie das Bett verlassen. Hilde hätte sich von ihm mehr Sanftheit gewünscht, umgekehrt verlangte Andreas nach ihrer Unterstützung, die sie ihm nur, wie sie selbst einräumte, «unzulänglich» geben konnte. Ihre Ehe harmonierte gar nicht. Nach seinem Besuch schickte er ihr immerhin einen versöhnlichen Brief.

Am 17. März ging Hilde mit furchtbaren Rückenschmerzen und, wie sich herausstellen würde, einer Nebenhöhlenentzündung zum Arzt. Dort wurde klar, warum sich Hilde die ganze Zeit so elend gefühlt hatte: Ihre TB war doch noch nicht richtig ausgeheilt. «Nach sorgfältiger Untersuchung» teilte ihr Doktor Bertold in Bockswiese «das furchtbare Ergebnis» mit. Es mussten, hatte er gesagt, die Wochen in Posen gewesen sein, in denen sich ihr Zustand so dramatisch verschlechtert habe. Eine Stelle, die sich jetzt ganz deutlich auf der rechten Lunge abzeichnete, hätten die Ärzte vordem noch gar nie beachtet, berichtete Hilde niedergeschlagen. Von nun an sollte sie ein ganzes Jahr lang täglich neun Stunden liegen. Nur so, meinten die Ärzte, könnte sie die Krankheit überleben. Was für ein Schock.

Ein Jahr lang nur liegen! Hilde wurde jetzt klar, dass «Körper, Seele und Geist einfach nicht stark genug gewesen waren, um alles das zu ertragen, was auf sie eingestürzt» war, schrieb sie an Elle. Sie litt. Sie war ratlos und fühlte sich von Andreas im Stich gelassen.

Hilde zeigte sich in Bockswiese nun dauernd nervös und unsetet.

Sie machte mit ihrer schlechten Laune allen das Leben schwer. Das war ihr bewusst. «Es ist aber auch ungemütlich», rechtfertigte sie sich trotzig, da Erna, die Hausleiterin und Cousine von Andreas, «kaum noch Kohlen hatte und jetzt, wo der Frühling vor der Tür stand, kaum mehr heizte». Ende Februar reiste Hilde missmutig zurück nach Posen, eigentlich nur, um die nächste Kur zu organisieren. Nun galt es, sich für ein ganzes Jahr lang von den Kindern und von zu Hause zu verabschieden.

Hilde machte sich grosse Sorgen um die Zukunft der Familie. Zwei Erwachsene reichten kaum, um die ganze Hausarbeit zu schaffen. Soviel war klar. Und Lizzy wollte nicht länger in Posen bleiben. Sie sei, hatte sie gesagt, nicht mehr bereit, weiter unter Grete zu arbeiten. Hilde sah sich gezwungen, ein neues «Mädchen» zu finden. Das gelang ihr auch. Die 20-jährige Pelagia Wolny wurde engagiert. Ein Glücksfall, wie sich herausstellte. Pella, die Französin, nannten sie später alle, weil die Polin ausgezeichnet französisch sprach. Die Volkszählungsakten vom Oktober 1943 aus dem Stadtarchiv Posen weisen die junge Frau als «verheiratete reichsdeutsche Staatsbürgerin polnischer Volkszugehörigkeit» aus. Deutsche war sie möglicherweise durch Heirat geworden. Gemäss Akten erhielt sie einen Lohn. Einige sagten später, sie sei der Familie als Zwangsarbeiterin zugewiesen gewesen. Hilde schrieb im Herbst 1944, sie habe Pella an Elle «abgegeben». Dort, im Schwarzwald, tauchte sie als rettende «Französin» später wieder auf.

Um den Familienalltag zusätzlich zu entlasten, sollten jetzt einige der Kinder vorübergehend woanders hingebacht werden. Karl wurde in Bockswiese im Haus Maria bei Erna untergebracht. Reimer sollte eine Zeit lang von Hildes Mutter in Dortmund oder von der Schwester im Schwarzwald in Obhut genommen werden. Nur mit den drei kleinen Mädchen und Peter würde die Arbeit in Posen einfacher werden. Ausserdem half nach wie vor Katharina als Köchin im Haus. Sie war ein Jahr älter als Hilde. Auch sie war Staatsbürgerin des Deutschen Reichs und polnischer Volkszugehörigkeit. Sie wohnte, wie es der «Herrenfamilie» richtig erschien, im Keller.

Hilde plante, noch ein weiteres «kinderliebendes Mädchen» zu suchen, das nach Posen ziehen wollte, am liebsten eine «Reichsdeutsche». Es war auch «denkbar», schrieb sie ihrer Schwester, dass, «wenn nicht anders zu haben», eine «kleine Polin» gefunden würde. So half später neben Pella und Katharina auch Maria im Haus am Nordwall. Im Oktober 1943 kam Dorothea Weigel als Kinderpflegepraktikantin dazu. Die damals erst 16-Jährige war «deutsche Staatsangehörige und deutscher Volkszugehörigkeit». Vermutlich war ihr Einsatz im Osten eine Zulassungsvoraussetzung für ihre Ausbildung, die sie im «Altreich» absolvieren wollte.

Insgesamt waren acht Erwachsene im Haushalt. «Das ist doch einfach Wahnsinn!», dachte Hilde. Sie selbst war krank, aber mittendrin in diesem Taubenschlag und sehnte sich nach Ruhe. Es zerriss Hilde manchmal «schier das Herz», dass sie «nicht mal mehr den Kindern eine Freude machen, nicht mehr mit ihnen spielen oder werkeln konnte», klagte sie ihrer Schwester. Die vielen Menschen mussten nicht nur gut organisiert, sondern auch «durchgefüttert» werden, schrieb sie an Elle. Zur Ablenkung las Hilde jetzt Romane wie etwa *Perdita* und *Attila* oder die SS-Leithefte. Die nationalsozialistische Illustrierte lieh sie sich jeweils im NS-Frauenschafts-Büro an der Luisenstrasse aus.

Nach Ostern 1943, Hilde hatte wieder ihre Liegekur in Bockswiese angetreten, wurde ihr Zustand stabiler. Karl war weiterhin bei Erna untergebracht und somit in ihrer Nähe. Er ging zur Schule, ehe er dann im Sommer 1943 in Posen auf die Oberstufe wechseln sollte. Dann, so war es geplant, sollten Peter oder Reimer eine Weile zu Hilde kommen, während sie ihre Liegekur weiterführen würde. Wann immer es ihr möglich war, unternahm sie mit Karl kleine Spaziergänge. Mit ihm verbrachte sie viele Stunden draussen. Sie sammelten gemeinsam Sträusse, fanden eines Tages ein Hirschgeweih oder sahen einen Feuersalamander. Es waren mit dem Elfjährigen nun auch schon ernsthaftere Gespräche möglich, stellte Hilde dankbar fest. So wies sie den Jungen am Wegrand auch auf Marienbilder, Kreuze und andere Anzeichen hin, die noch immer «im schlimmen Sinn die

orthodoxe christliche Umgebung» repräsentierten. Diese Symbole waren im Osten längst entfernt worden.

Am 18. Juni 1943, Hilde hatte ihre Kur nun schon mehrere Monate lang diszipliniert vorangebracht, hatte Doktor Bertold endlich gute Neuigkeiten: Es sei tatsächlich eine Besserung eingetreten. Hilde könne ihre Behandlung in Bockswiese fortführen und müsse für den Winter sicher keinen Sanatoriumsaufenthalt ins Auge fassen.

Auch in Posen entwickelten sich die Dinge in die richtige Richtung. Von Grete vernahm Hilde, dass diese im Juli 1943 ihr Examen an der Berufsschule bestanden hatte. Sie sei aber bereit, bei der Familie zu bleiben, um Hildes Hausbetrieb ganz zu führen. Sogar Peter war offenbar folgsamer geworden und nun nicht mehr «so schwer zu lenken» wie noch zu Beginn des Jahres. Wie sehr sehnte sich Hilde nach ihren Mädchen. Armgard schien ganz besonders nach Hilde zu fragen, hörte sie von Grete. Die Dreijährige hatte offenbar leider einen ähnlich «fahrigen kleinen Geist» wie Peter.

Seit Monaten schon wurde Hilde ihrer Aufgabe als Kreisleiterin nicht mehr gerecht. Dessen wurde sie sich in Bockswiese schmerzlich bewusst. Sie begann sich mit dem Gedanken auseinanderzusetzen, das Amt abzugeben. Auch Andreas machte Druck. Er fand, dass sie sich übernommen habe. Er hatte sie immer unterstützt. Jetzt aber solle sie sich schonen. Sogar das Versprechen hatte er sich von ihr geben lassen, dass sie in der Frauenschaft keine Aufgaben mehr übernehme und den Kontakt zu den Kolleginnen und «Fräulein Ihrö», der Gaufrauenschaftsleiterin, abbreche. Hilde hatte es ihm kleinmütig zugesichert. Was das jedoch für sie bedeutete, konnte wohl weder Andreas noch sonst jemand erahnen. Noch stand Hildes Entscheidung nicht, zumal klar war, dass so rasch keine «geeignete Nachfolgerin» gefunden würde. Einstweilen würde vielleicht Helga Thrö ihren Kreis zusammen mit der Gauleitungsaufgabe übernehmen. Sie war ja «ein Prachtskerl», fand Hilde, nur war sie leider unverheiratet und hatte keine Kinder. Hilde war nicht sicher, wie sie sich entscheiden sollte.

Schliesslich rang sie sich aber dazu durch, ihr Amt aufzugeben. Mit ihren ehemaligen Mitarbeiterinnen wollte sie aber in Kontakt bleiben. Sie fand, dass in der Frauenschaft «halt doch eine Luft» war, in der sie «gut und gerne» atmete. Es hätte ja noch so viel zu tun gegeben. Insbesondere musste das Brauchtum, das die «Volksdeutschen» lebten, weiter gefördert werden. Hilde wunderte sich immer wieder darüber, dass so viele kaum alte deutsche Traditionen mitgebracht hatten und oft nur Bräuche kannten, die gar nicht deutsch waren. Nur selten wurde auch das Kunsthandwerk gepflegt, und oft fehlte der Sinn für die Gestaltung und den Schmuck in den Wohnungen. Eigentlich war es ja erstaunlich, fand Hilde, dass in diesen Gesellschaften, die schon vor dem Krieg als Minderheiten in den europäischen Ländern so unter sich geblieben waren, nicht mehr bestehen geblieben war. Und was im besetzten Polen nur mit Ach und Krach gelang, das lag im Westen in unerreichbarer Ferne. Dessen war sich Hilde, die so viele Gäste in Bockswiese ein und ausgehen sah, schmerzlich bewusst.

Manche Gäste kamen ausgebombt oder verängstigt in den Harz, «um einmal richtig durchzuschlafen». Hilde fand nun in ihnen eine neue Aufgabe. Sie beriet die Kur- und Feriengäste «in Bezug auf Bücher», in geeigneter Lektüre. Dazu erstellte sie einen Katalog der vorhandenen Bücher im Haus, damit alles «seine Ordnung» hatte. Sie sorgte, wie sie selber sagte, damit für die «geistige Leitung» des Hauses und machte ausserdem «die Honneurs zu den Mahlzeiten». Dabei bemühte sie sich, «immer fröhlich, lebenswürdig und sehr zuversichtlich zu sein», ganz so, wie sie es aus ihrer Arbeit in Posen kannte. Sie war überzeugt, dass das allen und ihr selbst am meisten half. Für Erna, Andreas' Cousine, glaubte Hilde, musste ihre Präsenz dadurch ein Gewinn sein.

So fand Hilde mit der Zeit wieder zu dem ihr eigenen Selbstbewusstsein zurück und schrieb der Schwester voller Stolz in einem ihrer Briefe: «Gelernt ist gelernt und gekonnt ist gekonnt.» Die Gäste wie auch Hilde musizierten oft. Zusätzlich übernahm Hilde nun auch ganz offiziell «die Kor-

respondenz des Hauses». Als Hausleiterin war Erna dankbar, dass sie die «10-12 Postsachen täglich» nun Hilde überlassen konnte. Überdies hatte Hilde richtig viel Zeit für ihre eigenen Briefe, was in Posen nicht mehr der Fall gewesen war. Sie schrieb viel. Neben der Korrespondenz mit ihrer Schwester pflegte Hilde Briefwechsel mit alten Freunden aus Dortmund.

Zu dieser Zeit stellte Hilde ihre Sütterlin-Schrift auf die sogenannte Normalschrift um. Bereits im Januar 1941 hatte Hitler, damals überraschend, entschieden, dass die Sütterlin ab sofort in allen behördlichen Drucksachen verboten sei. Er verunglimpfte die Schrift mit Blick auf den angeblichen Erfinder als «Schwabacher Judenletter», was schlicht falsch war.

Hilde hielt sich zudem konstant an den täglichen Feldbrief an Andreas. Zwei ihrer früheren Mitarbeiterinnen schrieben ihr regelmässig, immer «sehr rührende Briefe», die sie gerne beantwortete. So erfuhr sie, dass eine neue Kreisfrauenschaftsleiterin gefunden war. Die Neue wollte angeblich versuchen, Hildes Aufgabe möglichst unverändert weiterzuführen. Hilde war erleichtert.

Ihr Engagement in Haus Maria brachte ihr das Gefühl zurück, gebraucht zu werden. Noch vor einem Jahr hatte sie in der Frauenschaft «so gerne» und oft über «Haltung» gesprochen. Nun war es an ihr, mit Haltung das Kranksein zu ertragen. Noch immer fühlte sie sich «tief durchdrungen von der Gewissheit, dass es an unserm Einsatz liegt, – ob Deutschland lebt oder stirbt, – ob unsere Kinder eine Zukunft haben oder nicht». An Kapitullieren war nicht zu denken.

In Posen hatte sich Hilde daran gewöhnt, allen ein einwandfreies, nationalsozialistisches Leben vorzuleben und dieses anderen auch zu empfehlen. Wenn sie sich nun hier im Haus Maria umsah, stellte sie fest, dass ihr einige der Mitarbeiterinnen, insbesondere etwa die Küchenleiterin, deutlich zu wenig nationalsozialistisch handelten. Es gab zwar auch andere, Praktikantinnen oder Gäste, die der Partei nahestanden. Dennoch war Hilde von «so manchen» enttäuscht, was sie auch nicht verbergen wollte.

Das führte dazu, dass sie von einigen Gästen nun zunehmend als der «böse Geist» verschrien wurde. Gerade ihnen gegenüber verpflichtete sich Hilde aber «zu grösster Freundlichkeit» und versuchte, den «inneren Feind» mit Achtung zu behandeln. Sie wollte nicht diejenige sein, die mit ihrem Verhalten die Idee der «wahren Volksgemeinschaft» untergrub.

Im Osten, soviel war Hilde klar, waren sie der praktischen und lebendigen Gestaltung der echten Gemeinschaft viel nähergekommen. Hier im Westen hingegen konnten bekennende Nazis doch tatsächlich noch als «böser Geist» gestempelt werden, dachte sie kopfschüttelnd. Dass Hilde im Haus Maria aneckte, hatte weitere Gründe. Sie hatte ihren Kindern, wenn sie zu Besuch kamen, verboten, in der Kapelle in die Andacht zu gehen. Auch das «bloss noch geleierte Tischgebet», das jede Mahlzeit vergiftete, wie sie fand, schaffte sie ab und ersetzte es durch *Erde, die uns dies gebracht*. Was war dagegen schon einzuwenden? Hilde entschied schulterzuckend, weiterhin gegen «Borniertheit und kleine Geister» kämpfen zu wollen. Umso mehr genoss sie das tägliche Gespräch mit der ortsansässigen Kreisfrauenschaftsleiterin, die vorübergehend im Haus Maria wohnte.

Abends, wenn alle im Bett lagen und im Haus Stille eingekehrt war, beschäftigte Hilde weiter, wie weit manche Menschen von einer «wahren inneren Erneuerung entfernt» waren. Gerade in diesem Sommer 1943, in dem der «Führer» die Unterstützung des Volkes brauchte, wankte der Glaube an ihn, dachte sie ernüchtert. Dann sehnte sie sich nach ihren alten Mitarbeiterinnen. Auch Andreas' Briefe gaben ihr Halt. Sie jedenfalls würde sich nicht zu verstecken brauchen, «wenn später die Soldaten siegreich» heimkehrten, sagte sie sich und fand endlich Schlaf.

Rückblickend begriff Hilde, dass die vier Monate zwischen Andreas' Geburtstag am 2. November 1942 und ihrem eigenen am 2. März 1943 al-

les verändert hatten. Andreas' Verlust seiner Aufgabe in Charkow und ihre erneute Erkrankung bezeichnete sie gegenüber ihrer Schwester als «die tiefsten Schicksalsschläge meines Lebens».

Nach seiner Rückkehr aus Charkow im Januar 1943 hatte Andreas die ganze Zeit zu Hause verbracht, zeitweilig war er ebenfalls krank und immer sehr nervös gewesen. Die Kanzlei funktionierte ohne ihn. Er wollte wieder an die Front. Erst Mitte Februar 1943 kam aber der seit Wochen ersehnte Marschbefehl. Andreas sollte ins «Warhebataillon XXI-6» bei Posen als Unteroffizier einrücken. Wegen seines Jahrgangs, er war jetzt 37 Jahre alt, hätte er eigentlich in «rückwärtige Einheiten» kommen sollen. Er hatte sich aber mit Erfolg dagegen gewehrt, wollte am liebsten, wie in den ersten 14 Kriegsmonaten, zur Infanterie.

Dann liess der Fronteinsatz nochmals bis Ende März 1943 auf sich warten. Andreas war inzwischen Kriegsverwaltungsrat, KVR, geworden, seine Forderung, im Frontkampf eingesetzt zu werden, war aussergewöhnlich. Noch nie habe ein KVR wieder zur Front eingeteilt werden wollen, erklärte Hilde ihrer Schwester. Die Administration brauche daher ihre Zeit. Zusätzlich dauerte die Warterei dann für Andreas so lange, weil zu allem Übel in der Nachbarkompanie Scharlach ausgebrochen war und die Soldaten vorübergehend isoliert wurden.

Andreas sass dadurch insgesamt drei Monate lang mürrisch, «arbeitslos und wartend in Posen herum». Ihm war immerhin zugesichert worden, dass er künftig für die Soldaten im Einsatz Schulungen über «das Benehmen in Feindesland» übernehmen solle. Er würde dazu aus seinen Erfahrungen in Charkow sowie aus den Vorgaben, welche die 6. Armee schon 1941 formuliert hatte, schöpfen. Gemäss «Richtlinie über das Verhalten der Truppe in Russland» war der soldatische Einsatz als «Volks- und Rassenkampf» zu verstehen. Der Soldat hatte als Kämpfer für das kulturtragende Deutschtum nicht nur militärische Aufgaben. Er sollte sich vielmehr als «Träger einer unerbittlichen völkischen Idee und Rächer für alle Bestialitäten, die deutschem und artverwandtem Volkstum zugefügt wurden»

verstehen. Für die harte, aber gerechte «Sühne am jüdischen Untermenschentum» sollte jeder Soldat «volles Verständnis haben».

So nah wie Andreas war Hilde der Front nie gekommen. Im Gegenteil: Von Bockswiese aus konnte sie bloss zusehen, wie die «britischen Flugzeuge den Harz Richtung Berlin überflogen». Sie mochte «kaum hinsehen» und wollte sich nicht vorstellen, wie die «Bomben dort fielen». «Dass nichts dagegen getan wird!», ärgerte sie sich lautstark. Von ihren Eltern aus Dortmund hörte sie, dass es im Mai auch dort «Schreckensnächte mit Bombardements» gegeben habe. Das ganze Haus an der Freiligrathstrasse habe fast zwei Stunden lang gezittert. Überall lag danach Mörtelstaub. Im Rasen des Gartens klappte ein 2 Meter tiefes Loch. Erst später sei klar geworden, berichteten ihre Eltern, wie gut die Gartenstadt bei diesen Luftangriffen noch weggekommen war.

Ihre Eltern liessen Hilde jetzt wissen, dass auch sie «weiter tapfer in die Zukunft» sähen. Die Dortmunder Schulkinder würden nun klassenweise aus den Bombengebieten evakuiert, auch Mütter mit Säuglingen seien in Sicherheit gebracht worden, berichteten sie. Dortmund wurde nach und nach «eine tote Stadt», las Hilde in den Briefen der Eltern. «Herzerreissende Todesanzeigen» mit vier bis fünf Familienmitgliedern, «bei denen manchmal nur einer übrig bleibt», schlugen bei allen auf die Stimmung. Im Juni öffneten ein paar Läden «unter primitivsten Verhältnissen» wieder ihre Türen. Hildes Eltern waren jedoch nicht dazu zu bewegen, Dortmund zu verlassen. Sie wollten weder nach Bockswiese zu Hilde kommen, obwohl «ab August ein Zimmer frei» gewesen wäre, noch hätte sich Hildes Vater je dazu bewegen lassen, nach Posen umzusiedeln. Er habe schon immer, ärgerte sich Hilde, eine «unberechtigte Aversion gegen Posen» gehegt. Die allgemeine Stimmung im Land war den ganzen Sommer über sehr schlecht. Alle sprachen davon, dass Lublin und Köln «in Schutt» lägen.

Hilde brauchte, wie sie sich selten eingestand, viel Kraft, «um sich

nicht mitreißen zu lassen». Auch ihre Mutter und Schwester versuchten, sich am täglichen traurigen Schicksal vieler Freunde nicht aufzureiben. Sie beteuerten gegenüber Hilde, dass auch sie weiterhin das «Zukünftige» suchen wollten, auch wenn es sich manchmal anfühle wie «ein Herumlaufen im Nebel». Der Angst, «dass morgen alles dahin» sein konnte, fühlte sich inzwischen auch Hilde schutzlos ausgesetzt.

Andreas wiederum machte in seinen Briefen deutlich, wie furchtbar er darunter litt, dass ihm wieder «kaum militärischer Erfolg gegönnt» schien. Das Gefühl verstärkte sich noch durch die in den Augen der Familie überwältigenden Heldentaten seines Schwagers Hans. Hilde verehrte und bewunderte Hans für seinen Kampf in der Marine, las alle Artikel über ihn in der Zeitung. Immer wieder spürte sie ihrer engen Verbundenheit nach, die auf der gemeinsamen Erfahrung in Nürnberg fusste. Andreas hingegen war seit Kriegsbeginn im Rang kaum aufgestiegen. Er war noch immer «ein ganz kleiner Unteroffizier ohne irgendwelche Aussicht», lamentierte Hilde. Auch litt sein Selbstbild als Rechtsanwalt. Obwohl die Praxis sie zwar weiterhin ernährte, «verkam» sie «eigentlich ganz», weil sich weder Hilde noch er richtig um die Mitarbeitenden kümmerten.

Andreas war mit seinem Bataillon zunächst im russischen Poltawa stationiert. Nun stand er offenbar kurz vor dem Aufbruch Richtung Charkow-Belgorod. «Immer wieder ist es eigen, dass Charkow so sehr Schicksal für uns bleibt», schrieb Hilde. Und noch immer hoffte sie auf sein erstes, großes «Soldatenglück», auf «Einsatz und Bewährung». Andreas' Leutnant war 22 Jahre alt, sein Hauptmann 27. Dennoch drückte in seinen Briefen zaghafte etwas mehr Zufriedenheit und Stolz durch. Hilde war erleichtert, als sie merkte, dass er wieder «in gehobener Stimmung» zu schreiben vermochte. Er war Gruppenführer geworden und erhielt angeblich das neueste Maschinengewehr, das die Wehrmacht im Einsatz hatte. Sein Regiment hatte zuvor bei Woronesch gekämpft. Nur 13 Mann überlebten. Die Truppe wurde durch Männer wie er als Ersatz ergänzt, und auch 18- und 19-Jährige waren eingezogen worden.

Andreas musste immer dafür kämpfen, dass er mit seinem Jahrgang dort zum Einsatz kam, wo er sich das wünschte. Beinahe wäre er wieder nach Westen geschickt worden. Das wollte er auf keinen Fall.

Am 11. Mai wurde Andreas «endlich», schrieb Hilde stolz, als Erster seines Regiments mit dem Eisernen Kreuz Zweiter Klasse ausgezeichnet. Hintergrund war offenbar ein günstiger Einsatz «in der Flanke» gegen zwei Angriffe auf seine MGs. Ausserdem wurde er für «die gute Führung seiner Männer» sehr gelobt. Andreas schrieb jetzt oft und lebhaft von der Front. Seine Briefe machten deutlich, dass es für ihn nichts anderes mehr gab, «als nur Soldat zu sein» – «Bunkerbau, Schlamm, Wassermangel, Frontverpflegung». Gleichzeitig schilderte er einen blühenden Obstgarten mit Primeln und Veilchen. Die «verantwortungsvolle Aufgabe als Horchposten» beschrieb er als das Anstrengendste seines Soldatenalltags. Laufend gäbe es feindliche Angriffe, oder es waren Späh- und Stosstrupp-Unternehmen auszuführen. Auf nur vier Stunden Schlaf folge dann das nächste Artillerie- und Maschinengewehr-Feuer. Sie verzeichneten bald sechs Tote und zwei Leichtverwundete im Regiment. Zwar sei das Leben im Bunker alles andere als «rosig», es gäbe aber immerhin täglich einen Teller Suppe, Kaffee und 21 Schnitten Brot für alle. Da der Aufschnitt nicht reiche, tunkten sie das auf dem Bunkerofen geröstete Brot in den Kaffee. Wie gut es Andreas doch tat, endlich Anerkennung zu finden, schrieb Hilde in einem langen Brief an ihre Schwester dazu. Endlich könne das, was er in Charkow erlebt hatte, wiedergutmacht werden.

«An den schlimmsten Kampftagen» des 12. bis 14. Juni 1943, wusste sie, war Andreas «7.6 Kilometer hinter die Front» verlegt gewesen. In die schweren Abwehrkämpfe bei Belgorod war er daher nicht direkt involviert gewesen. Er war inzwischen Zugführer und durfte etwas abseits der Front «nun im Kasino essen», las Hilde mit Erleichterung. Ausserdem war ein Urlaub in Aussicht gestellt. Doch es kam anders.



Hilde (r.) mit allen sechs Kindern und Andreas, als er erstmals nach seiner Fuss-Amputation nach Hause kam, im Garten in Posen, etwa Oktober 1943.

Krank und bitter enttäuscht 1943-1944

Am 12. Juli 1943 traf in Bockswiese ein Telegramm für Hilde ein: «Bin gestern in Reservelazarett 6, Krakau eingeliefert. Bitte schicke Geld. Es geht mir gut!» Angst und Aufregung waren gross. Viele Fragen blieben zunächst ohne Antwort. Später stellte sich heraus, dass Andreas an seinem ersten Kampftag, dem 5. Juli, auf eine Mine getreten war. 50 Minuten lang hatte er in der Schlacht gekämpft, dann war es geschehen. Noch am gleichen Abend wurde der Fuss amputiert. Er hatte Glück im Unglück. Andreas hatte 70 Prozent seines Blutes verloren. Er war schwach und hatte schier unerträgliche Schmerzen. Er hoffte, bald aus dem Generalgouvernement heraus «ins Reich» verlegt zu werden. Die in Krakau zuständige NS-Frauenschaftsleiterin hatte ihn sofort besucht, ihm Obst und Blumen gebracht. Das freute Hilde. Am 6. Juli, einen Tag nach seiner Verwundung, war Andreas zum Feldweibel befördert worden, am 16. Juli bekam er das Verwundetenabzeichen in Silber verliehen. Und per 1. August 1943 wurde Andreas als Kriegsréservedeoffizier in das Offizierskorps des Bundes befördert.

Hilde musste und wollte, wie sie Elle nun schrieb, von diesem Moment an Andreas «mit doppelter Liebe» umsorgen. Sie wollte ihm jetzt nicht mehr nur gute Ehefrau sein, sondern ihn auch als Kranken und Hilfsbedürftigen unterstützen. Alles Trennende der letzten Zeit war schlagartig wie weggeblasen. Das spürte sie deutlich. Und sie wusste genau, wie es sich anfühlte, krank zu sein. Immerhin ging es ihr besser als auch schon. Die TB war vermutlich nicht mehr ansteckend. Andreas würde daher von ihr erfahren, wie vieler Liebe es in einer solchen Situation bedurfte. Er sollte erfahren, dass sie immer für ihn da war. Am liebsten wäre sie sofort zu ihm hingereist, sie wollte aber zuerst die Erlaubnis ihres Arztes abwarten.

Andreas schrieb aus dem Lazarett lange Briefe. Es ging ihm nach den ersten Tagen allmählich besser. Eine Passage daraus las sie eines Abends Erna vor: «Früher habe ich immer gemeint, so ein Lazarett sei doch eine traurige Angelegenheit. Von dieser Meinung bin ich durch meine bisherigen Erlebnisse gründlich kuriert worden. Wir sind hier jedenfalls alle sehr vergnügt. – Wir hören von früh bis spät Radio, lesen mit Interesse die Zeitungen, die uns gebracht werden und benutzen sogar eifrig die sehr gute Lazarettbibliothek. Die Mahlzeiten werden immer mit lautem Hallo begrüßt, ich habe unbestritten den grössten Appetit. Die Schwestern tun, was sie können. Jeden Tag bekommen wir eine Tasse Bohnenkaffee und ein Glas Sekt. – Heute Nacht habe ich bis % 6 h geschlafen, ohne Schmerztabletten. Ich darf schon anfangen im Bett aufzusitzen. In 10 Tagen darf das rechte Bein schon etwas herunterhängen, dann kann ich bald auf Krücken humpeln. Wenn keine Komplikation kommt, meint der Chefarzt, bekäme ich in 3 Monaten die Prothese.»

«Er ist wirklich ein Stehaufmännchen», sagte sich Hilde bewundernd. Angeblich war er es, der die Kameraden im Lazarett motivierte und mit ihnen Soldatenlieder sang, um die Schmerzen zu vertreiben. Seine Nervenschmerzen wurden rasch besser. Er wollte sich nach Posen verlegen lassen, um dort in der Anwaltspraxis das Wichtigste zu regeln. Zudem sehne er sich nach den Kindern, las Hilde erstaunt. Das hatte Andreas auch nach Posen geschrieben. Daher fuhr Peter, er war gerade zehn Jahre alt geworden, kurz darauf und ganz alleine die 500 Kilometer von Posen im Zug zu seinem Vater und besuchte ihn im Lazarett.

Andreas wurde jedoch nicht nach Posen, sondern zunächst nach Scharley (Piekary Śląskie) bei Beuthen (Bytom) in Oberschlesien verlegt. Seit dem 26. Juli 1943 lag er dort im Reservelazarett «Zimmer 106». Er humpelte bereits über den Flur, Krücken seien bestellt, schrieb er. Scharley sei allerdings ein «übles Industrie-Nest». Es gäbe weder Baum noch Strauch. Sein Zimmer und die Kameraden seien aber in Ordnung. Er werde von Rotkreuz-Schwestern betreut, aber «leider auch von katholischen Nonnen».

«Die Nönnchen können nicht Heil Hitler sagen», beklagte er sich. Ausserdem ärgerte ihn, dass kürzlich um 11.36 Uhr feindliche Bomber vorüberflogen, «wie schlimm, dass sie so spazieren fliegen können».

Bald wurde klar, dass Andreas' Wunde so schlecht verheilte, dass nachamputiert werden musste. Da er zusätzlich eine Wunddiphtherie bekommen hatte, die erst in zwei bis vier Wochen abheilen würde, musste die Operation noch warten. Das waren schlechte Nachrichten. Hilde wollte nun so schnell wie möglich zu ihrem Mann. Sie organisierte Friseur und Arzt. Obwohl es ihr weiterhin besser ging, wollte sie nicht ohne eingehende Untersuchung und Fahrerlaubnis reisen.

Am 3. August 1943 kam die freudige Nachricht: Hildes Lunge war wieder «heil». Die TB war überstanden. Ihr Arzt sagte ihr, dass sie «frei in ihren Entschlüssen» sei und gehen dürfe, wohin sie mochte. Später sollte sie die Kur aber fortsetzen, empfahl er, um nichts zu riskieren. Zusammen mit Karl fuhr Hilde nun sofort zu Andreas. Der Elfjährige sollte kurz nach dem Besuch bei seinem Vater alleine nach Posen Weiterreisen. Nach den Sommerferien begann dort für ihn die Oberstufe. Peter hatte das ja auch geschafft. Hilde würde nach Bockswiese zurückkehren.

In den Tagen bei Andreas im Lazarett konzentrierte sie sich ganz auf ihn. Sie erlebte einen Kollaps mit und wie Andreas vor Schmerzen einmal ganz «wagsackte». Er hatte keinen Appetit, und es war nicht einfach, ihm etwas Gutes zu tun. Er war unruhig und hatte ununterbrochen Schmerzen. Immerhin half es, wenn Hilde ihm die Wade des Beins massierte, an dem der Fuss fehlte. Die Schmerzmittel, die sie ihm mitgebracht hatte, und den Rotwein von Erna hob er sich für später auf. Er wolle die Medikamente nicht im ärgsten Schmerz verbrauchen, erklärte er. Erst als es Hilde gelang, zusätzliche Schmerzmittel zu besorgen und einen kleinen Vorrat anzulegen, willigte er ein. Die Medikation half ein wenig. Einmal schlief er dank des Schmerzmittels «Gelonida» von 22 Uhr bis 6 Uhr in der Früh durch und wirkte danach viel ruhiger. Hilde versuchte, wann immer möglich, selbst zu liegen und achtete darauf, dass sie sich mit dem, was verfügbar war, gut ernährte. Manchmal lag sie ein paar Stunden neben ihm im Lazarett, damit

er ihre Nähe spürte. Er wollte immer so viel erzählen. Sie bremste ihn aber, weil es ihn «so sehr anstrenge». Er jammerte nach Zigarren und Tabak. Die Verpflegung war in Ordnung. «Wenn auch weniger gut als in Krakau», behauptete er.

Hilde verbachte jeden Tag – sowohl vormittags als auch nachmittags – zwei Stunden bei Andreas. Dazwischen ass sie etwas Kleines und legte sich selber zur Ruhe. Sie wohnte privat bei einer «anständigen Frau», die «alles» für sie tat. Mittagessen gab es in einem Lokal, das Hilde «recht manierlich» fand. Zum Frühstück ass sie Haferflocken, und sie bekam täglich «ihren ½ Liter Milch», der für ihre eigene Stärkung so wichtig war. Der Kaffee schmeckte ihr. Mit Wurst und Marmeladenbrot fand sie insgesamt die Ernährung, die sie brauchte.

Es war ein einfaches Leben, das Hilde in Scharley, nahe dem Lazarett, führte. Sie fragte sich kopfschüttelnd, «was eigentlich der Kleiderluxus soll», den sie mitgebracht hatte. Dafür, dass sie vor allem mit den eigenen Kräften haushalten musste, hatte sie viel zu viel mitgeschleppt. Am 9. August, sie war nun schon fast eine Woche lang bei Andreas, schrieb sie an ihre Schwester Elle. «Hier ist ja jeder Schritt bitterster Krieg, – und ich merke sehr, – wie ich von meinen inneren Kräften geben muss, aber das ist ja auch der Sinn meines Hierseins, – es ist schon, wie ich empfunden habe – wir gehören jetzt zusammen.»

Zwei Tage später wurde Andreas ein grosses Stück seines Unterschenkels abgenommen. Er war nach dem Eingriff sehr schlapp und weiterhin appetitlos. «Was nun aus ihm und mir wird, sollen wir dann mal Ende der Woche sehen», schrieb Hilde nüchtern. Sie habe selbst nur wenig Kraft, auch nicht zum Bücherlesen. Knapp und offensichtlich erschöpft, schrieb sie wenig später: «Die Nachamputation war viel schmerzhafter als die erste Amputation, nun ist ja leider das % Bein (Unterschenkel) ab.» All ihr Sein gelte Andreas, beteuerte sie, und, wenn immer möglich, der eigenen Schonung.

Die seelische Anspannung, «das Helfenwollen und nicht können», laugten Hilde aus. Sie litt mit Andreas und schlief viel. Nach ein paar

Tagen schien das Schlimmste überwunden. Andreas war nun wild entschlossen, zuerst seine Praxis in Ordnung zu bringen, die inzwischen «sehr verwahrlost» sei. Mit dem nächsten Satz sprach er davon, dass er sich nach seiner Genesung bei der motorisierten Truppe melden wolle. So könne er rasch in seinen Soldatendienst zurückkehren und erneut seinen Beitrag leisten. Hilde sagte dazu für den Moment nichts.

Nach zehn Tagen im Lazarett reiste sie nach Posen zu den Kindern, die sie seit Monaten nicht in die Arme genommen hatte. Danach wollte sie «reumütig» wieder nach Bockswiese zurückkehren. Die Fortsetzung der Kur musste an «oberster Stelle» stehen. Sie wollte bis Weihnachten 1943 im Haus Maria bleiben, um die ursprünglich geplanten zwölf Monate Liegekur trotz der Unterbrechung so gut wie möglich einzuhalten. Andreas würde hoffentlich bald nach Posen verlegt. Dann wäre wenigstens er näher bei den Kindern.

Ein halbes Jahr lang hatte Hilde ihre Mädchen, Reimer und Peter nicht mehr gesehen. Umso mehr genoss sie es, einige Wochen in Posen verbringen zu dürfen. Es war Spätsommer. Sie hatte wenig Kraft, aber hier im Osten fühlte sie sich einfach wohl. Sie war erleichtert, am Nordwall alles recht gut geordnet vorzufinden. Zuerst fühlte sie sich im eigenen Haushalt noch fremd. Sie stellte frische Blumen in Väschen und räumte ordentlich auf. Es kam ihr so vor, als ob sie jedes Stück einmal berühren müsse, damit es wieder das Ihre wäre. Sie legte frische Decken und Kissen bereit. Zusammen mit Grete schaffte sie im Wohnzimmerschrank gründlich Ordnung, schuf Platz auf dem Schreibtisch und machte die Schlafzimmern frisch. Hilde war ihrer Schwägerin jetzt in allem dankbar. Diese hatte sich in der Zwischenzeit ganz in Hildes Sinne um die Kinder und den Haushalt bemüht. Von den früheren Nachlässigkeiten war nichts mehr zu spüren.

Allerdings machte Peter nach wie vor Schwierigkeiten. Hilde führte in ihren Briefen an Elle nicht weiter aus, worum es ging. Nur, dass

Grete nichts dafür könne. Meistens waren die Kinder vergnügt. Sie gingen zur Schule oder spielten lebhaft. Rike, ihre Kleinste, im August gerade zwei Jahre alt geworden, erlebte Hilde nun fröhlicher als vor ihrer Abreise. Nur der schöne Garten hinter dem Haus war über den Sommer leider «völlig verwahrlost», stellte Hilde fest. So nahm sie sich auch dieser Arbeit an, bis alles wieder hergerichtet war. Allerdings versuchte sie zu delegieren und so wenig wie möglich selber Hand anzulegen. Alle mussten helfen.

Völlig unerwartet wurde Andreas schon am 7. September aus dem Lazarett urlaubshalber entlassen. Grete fuhr hin und holte ihn mit einem Auto ab; je fünf Stunden hin und zurück. Er konnte am Tisch essen, lag aber oft. So lagen Hilde und Andreas nun gemeinsam jeder auf einer Liege im Garten. Hilde freute sich, wenn die Kinder um sie waren. Andreas hingegen brauchte Ruhe und schickte die Kinder weg. Er hatte beantragt, von Scharley ins Lazarett am Marktplatz nach Posen verlegt zu werden. So würde er ganz in der Nähe behandelt. In Scharley fühlte er sich nicht wohl. Die Nonnen, die Umgebung, das Essen, nichts war nach seinem Geschmack. Andreas wollte nicht einen Tag dorthin zurück. Sein entsprechendes Gesuch wurde aber abgelehnt. Nun liess Hilde ihre alten Beziehungen spielen. Sie setzte sich mit der zuständigen Lazarettbetreuerin der NS-Frauensschaft in Verbindung. Diese ermöglichte die Verlegung schliesslich. Es war zwar nicht das Lazarett am Posener Marktplatz, aber doch eines in der Stadt. So wurde Andreas nun in der Nähe der Familie betreut.

Er wurde hier von Ärzten, Schwestern und der NSF «verwöhnt», freute sich Hilde. Sie war zufrieden und sah darin die Früchte ihrer früheren Arbeit. Es war ihr wie ein Trostpflaster «auf den grossen Kummer von damals», als sie ihre Arbeit so plötzlich hatte beenden müssen. Die für Andreas zuständige Lazarettbetreuerin, stellte sich heraus, war eine von Hildes liebsten ehemaligen Mitarbeiterinnen. Sie tat alles, was ihr möglich war, um Hilde und Andreas die Situation leichter zu machen. Ihr Mann war der Universitäts-Bibliothekar Lattermann, den sie eines

Nachmittags Andreas vorstellte. Zwischen den beiden Männern entwickelte sich eine «erfüllende Beziehung». Andreas wurde laufend mit Büchern versorgt. Über Lattermann knüpfte Andreas später auch Kontakte zum Geografischen Seminar. Systematisch begann er damit, sich in die Geschichte und Geografie fremder Länder einzulesen. Er wollte sich «eine Basis für die Aussenpolitik schaffen», wo er seinen neuen Beruf sah, den er eng mit einem politischen Engagement verbinden wollte. Zunächst, das war für ihn beschlossene Sache, wollte er aber zurück ins Feld. Der Kampf musste bis zum Sieg zu Ende gebracht werden. Andreas war nun halb zu Hause und halb im Lazarett.

Derweil erreichten Hilde immer wieder Briefe aus Dortmund. Hilde erfuhr von ihrem Vater, dass in diesem Herbst so viele Pflaumen und Äpfel wie noch nie geerntet werden konnten. Er schickte ein Apfelpaket an Andreas ins Lazarett, obwohl es in Dortmund eigentlich kaum mehr etwas gab, auch in den Läden nicht. Vielmehr tauschte ihr Vater Obst gegen Einmachgläser oder Obst gegen einen Hasen, wie er schrieb. Er erzählte auch von englischen Flugblättern, die abgeworfen worden waren und die er im Garten gefunden hatte. Die «waren aber man lahm!», urteilte er. Propaganda, das konnten die Deutschen besser. Hilde fragte sich, was wohl wäre, wenn die Briten nicht nur im Kampf, sondern auch darin besser wären. Und verbot sich diese zerstörerischen Gedanken sofort.

Wann immer Hilde Zeit hatte, las sie den *Ostdeutschen Beobachter*. Mit den aktuellen Nachrichten zum Kriegsgeschehen kam sie allerdings gar nicht zurecht. Sie bedauerte den «armen Führer» und hatte ein schlechtes Gewissen, dass sie derweil in «behüteter Friedlichkeit» zu Hause so gut aufgehoben war. Hilde pflegte zudem den Kontakt zu ein paar ihrer alten NSF-Kolleginnen. Sogar ein kleiner Einsatz ergab sich. «Fräulein Hang», eine «Volksdeutsche» aus Riga, suchte um Rat bei Hilde nach, weil sie sich in Posen «noch so gar keine soziale Basis» hatte schaffen können. Leider hatte sie auch «keinen Hintergrund» in der Gestaltung von Festen und Feiern, wie auch keine sichere Hand in der

Förderung der eigenen Kinder, urteilte Hilde. Nun erklärte sie ihr, wie sie ein grosses, offenes Haus gestalten konnte und wie sie den Polen begegnen musste. Ausserdem galt es, «Fräulein Hang» klar aufzuzeigen, wie «in einer bestimmten Frage» zu handeln und dass darüber zu schweigen sei. Elle muss klar gewesen sein, was Hilde mit der «bestimmten Frage» meinte. Während sich Hilde über den Umgang mit den Polen ansatzweise äusserte, erwähnte sie die Vertreibung der Juden aus Posen oder dem Warthegau mit keiner einzigen Zeile. Nur in diesem Brief deutete sie an, dass es etwas zu verschweigen gab. Über Entrechtung, Zwangsarbeit, Gewalt, Vertreibung, den in Kauf genommenen Tod und die Vernichtung wurde in ihren Kreisen nicht gesprochen.

Die gemeinsamen Tage mit Andreas verliefen vor Hildes Rückreise nach Bockswiese «zum Glück harmonisch», wie sie Elle berichtete. Grete verwöhnte und verpflegte die beiden «wie in Friedenszeiten». Das Wetter war herrlich, die ganze Familie war oft draussen im Garten, Hilde und Andreas beide auf ihren Liegen. Die kleinen Mädchen spielten im Sandkasten und spülten sich dann an der eigens installierten Dusche unter kaltem Wasser ab, so warm war es noch im September. Andreas' Vater, Johannes, kam spontan zu Besuch. Er wollte seinen Sohn sehen, bevor dieser ein drittes Mal am Bein amputiert werden musste. Die Wunde hatte sich erneut entzündet, der Knochen stand heraus und seitlich hing «unerfreuliche Muskelbündel».

Am 19. September 1943 setzte Hilde ihre Kur in Bockswiese fort. Erna hatte ihr im Haus Maria in der Zwischenzeit ein «schönes Wohnzimmer» eingerichtet. Dadurch machte sie, wie Hilde wohl verstand, «Eigenbedarf geltend» und entzog die Möbel dem Zugriff der nationalsozialistischen Volkswohlfahrt. Die NSV griff zunehmend auf Einrichtungen zu, um sie Ausgebombten oder Flüchtlingen zur Verfügung zu stellen. Erholung zu finden, war für Hilde aber zunächst nicht ganz einfach. Andreas schrieb ihr aus Posen von plagenden Schmerzen. Er

war noch einmal ganz hospitalisiert worden, um die Entzündung ausheilen zu lassen. Im Lazarett fühlte er sich einsam und ärgerte sich darüber, dass die Amputation nicht durchgeführt werden konnte. Das ewige Warten zermürbte ihn. Er wünschte sich Hilde in seiner Nähe.

So überkam Hilde in Bockswiese manchmal etwas der «blues», wie sie es in ihrer Lieblingssprache formulierte, die sie wohl gar nicht mehr guten Gewissens gebrauchen durfte. Andreas lag dort, sie lag hier – und beide taten sie nichts anderes mehr. Sie musste einfach wieder gesund werden! Diesmal hatte sie ihren sechsjährigen Reimer mitgenommen, der Grete, wie sie berichtet hatte, in letzter Zeit etwas Sorgen machte. Hilde wollte sich selber ein Bild von ihm machen und hoffte, dass ihm ihre Mutterliebe half. Damit sich Hilde doch schonen konnte, war auch Lizzy mit ihrer Tochter nach Bockswiese angereist. So kam es, dass Reimer und Lizzys kleine Heide in Bockswiese oft miteinander spielten.

Erna hatte im Büro des Hauses nun eine Hilfskraft eingestellt und auch sonst in Hildes Abwesenheit «gut gewirtschaftet». Hildes Zimmer war mit Blumen dekoriert und frisch geputzt gewesen, als sie ankam. «Wie schön, dass nun Erna so vieles übernommen hatte und verstand, worauf es ankam», befand Hilde. Die Basis dazu war vorhanden gewesen: Erna hatte ihre Briefe schon früher immer mit «Heil Hitler» gezeichnet. Das Haus Maria, hatte sie gesagt, hätte eigentlich längst als Lazarett in Dienst gestellt werden können. Ein guter Gedanke, fand Hilde.

Nach etwa zwei Wochen zeigte Hildes Erholung in Bockswiese erneut Erfolge. Sie lehnte sich zurück, las und freute sich über die Gesellschaft, wann immer sie mit Lizzy und den Kindern zusammentraf. Sie nähte Puppenkleider, die sie ihren Mädchen an Weihnachten schenken wollte, nahm Klavierstunden und übte oft. Wann immer möglich, fertigte sie Zeichnungen der germanischen Götterwelt an, mit der sie sich nun schon eine ganze Weile beschäftigt hatte. Das gab ihr eine «besondere Befriedigung», wie sie schrieb. So hatte sie sich ausführlich in die Herkunft der Symbole und ihre Bedeutungen eingedacht und entschied, ein Bilder-Märchen-Mythologie-Buch für die Kinder anzufertigen. Auch sie

sollten die spirituelle Kraft daraus erfahren. Es würde zu Weihnachten fertig werden. In der kreativen Arbeit für die Kinder fand Hilde Trost. Die eigentliche «grosse Aufgabe» hatte sie ganz hergeben müssen. Die «kleine Aufgabe», nämlich für die Kinder da zu sein, wollte sie aber wenigstens noch einigermaßen erfüllen, nahm sie sich vor.

Inzwischen, das war Hilde gleich bei der Ankunft aufgefallen, waren in der nahen Umgebung viele Kinder einquartiert worden. Im Ort waren mehrere Lager der Kinderlandverschickung, KLV, für die 10- bis 14-Jährigen aus den Städten untergebracht. Hilde hätte die Zeichen lesen können: Nur drei Wochen nach ihrer Ankunft beschlagnahmte die Organisation «Mutter und Kind» das Haus Maria. Das 1934 gegründete NSV-Hilfswerk betreute «arische» Frauen während der Schwangerschaft und nach der Geburt. Ehrenamtliche Helferinnen der NSF und der NSV arbeiteten für die Organisation, die Hilde gut kannte.

Am 14. Oktober 1943 wurde aus Haus Maria daher nicht ein Lazarett, sondern ein Säuglingsheim. Die Gebärenden und ihre Neugeborenen aus Hannover sollten hier ihre erste Zeit in Sicherheit vor Bombenangriffen verbringen. Der ganze Kurort Bockswiese war in Aufregung: Fast in allen Häusern mussten die Gäste Schwangeren und jungen «arischen» Müttern Platz machen. Erna wehrte sich erfolglos dagegen, und so entschied Hilde, statt zu verzagen, selber Hand anzulegen.

Hilde «dirigierte» nun alles Nötige, damit 50 Säuglinge und Kleinkinder im Alter bis eineinhalb Jahre einziehen konnten. Hinzu kamen 40 Mütter und Pflegerinnen. Alles, was sie brauchten, musste ins Haus geschleppt werden: Bettchen, Lebensmittel, Töpfe, Flaschen. Das damit verbundene Chaos an «Menschen, Kram, Gebrüll» war kaum zu überbieten. Abends hatte aber alles seinen Platz. Auch Lizzy half geschickt und nach Kräften mit, genauso wie Teile des Hauspersonals. Manche übten sich hingegen «in tollster Opposition», beobachtete Hilde. Sie war wieder ganz in ihrem Element. Sie hatte die Rolle der Leituhg an sich genommen und handelte «mit Ruhe und Klarheit». «Gelernt ist gelernt und gekonnt ist gekonnt», sagte sie diesmal freudestrahlend zu Lizzy

beim gemeinsamen Abendbrot.

Hilde gehörte nun für wenige Wochen zusammen mit Erna zum Privathaushalt, der in Haus Maria aus sechs Personen bestand. Sie bekamen aus der grossen Küche das Hauptgericht mit, das für die Mütter und das Hilfspersonal bereitet wurde. Reimer konnte nicht länger bleiben, es war zu unruhig und zu eng geworden. Er sollte Anfang November nach Hause gebracht werden. Und sie? Nach einigen Tagen und ruhelosen Nächten entschied sich Hilde, Reimer selber nach Posen zu bringen. Andreas hatte geschrieben, er habe keine Geduld mehr, noch länger auf sie zu warten. Zu seinem 38. Geburtstag, am 2. November, wollten sie daher alle zusammenkommen. Darauf freute sich Hilde nun. Gleichzeitig war ihr bewusst, wie lebendig die Kinder und wie anstrengend daher der Alltag in Posen würde. Sie war nach wie vor rekonvaleszent und durfte keinen Rückschlag erleiden.

So kam es, dass Hilde ab November 1943 wieder in Posen bei ihrer Familie war. Morgens lag sie bis 10 Uhr im Bett und ging abends früh schlafen, obwohl sie zusätzlich eine ausführliche Mittagsruhe hielt. Es waren ihr mit den «Mädchen», die mithalfen, zu viele Menschen im Haus. Seit einiger Zeit war zudem eine ausgebombte Mutter – eine Ärztin mit zwei Kindern – bei ihnen einquartiert worden, da sie zu viel Wohnraum hatten. Die Gäste waren «immerhin freundlich». So wohnten im Haus am Nordwall mit seinen 14 Zimmern inzwischen 13 Leute, weitere halfen mit. Es war ein Kommen und Gehen.

Grete schien die Arbeit über den Kopf zu wachsen, während sich Hilde nach und nach wieder einlebte. Sie hatte keine Wahl. Peter und Reimer spielten oft Flöte, und sie bekamen endlich das Klavier, auf das sie so lange gewartet hatten. Allen Kindern ging es gut, beobachtete Hilde, und stellte fest, dass an allen Ecken und Enden nach ihr geschrien wurde. Im Liegen nähte sie und reparierte Spielzeug. Den Jungs half sie bei den Hausaufgaben. Hilde hielt es so, dass jedes Kind einen Tag lang

besonders eng mit der Mutter verbringen durfte. Einmal war Rike-Tag, ein anderes Mal nahm sie nur Armgard zu sich, bis alle an der Reihe gewesen waren.

Wann immer sie Kraft dazu fand, ging Hilde mit Grete zu den Führerinnenanlässen in der Frauenschaft. Eines Nachmittags nahm sie an der örtlichen Schulung teil, als SS-Sturmbannführer Dr. Wittenberger über «nordische Frömmigkeit» referierte. Er schöpfte aus der Mythologie und sprach Hilde dabei «so ganz aus der Seele». Sie war zwar, wie sie fand, mittlerweile «eine spiessige Hausfrau» geworden und hatte eigentlich mit ihren «geistigen Neigungen abgeschlossen». Immerhin hatte sie aber bis hierher ihren Beitrag einigermassen leisten können, dachte sie sich, während sie Wittenbergers Ausführungen lauschte.

Hilde orientierte sich weiterhin an den Stimmen, die ganz zum «Führer» hielten und über die weltanschaulichen Fragen nachdachten. «Das Gute, das Junge, das Tüchtige wird stärker sein als das Böse, das Alte, das Korrupte», schrieb sie ihrer Schwester. «Wenn wir auch durch tiefes Leid und grosse Opfer hindurch müssen, der Sieg kann nur unser sein.» Hilde nahm jetzt regelmässig an den «Morgenfeiern» in der NSF teil. Tagsüber besuchte sie mal ein schönes Konzert oder «ein köstliches Puppenspiel». Eines Tages stand ein Treffen mit dem Schriftsteller Wilhelm Pleyer auf dem Programm. Sie kannte ihn von ihrer Begegnung vor Jahren im Sudentengau. Sie genoss das Wiedersehen mit ihm. Mit dabei war auch die «geliebte» und mittlerweile ihr sehr vertraute Gaufrauenschaftsleiterin Helga Thrö, inzwischen Schmidt-Thrö, aber noch immer kinderlos.

Helga Thrö hatte Hilde zu allen Veranstaltungen der bevorstehenden grossen «Führerinnentagung» persönlich eingeladen. Hilde wertete diese Einladung als Ausdruck der Wertschätzung aufgrund ihres Einsatzes als Kreisfrauenschaftsführerin. Äusserungen von NSF-Frauen, wie «ach, wären Sie noch da!», taten Hilde gut. Die Nachfolgerin für den Kreis Posen war leider noch sehr mit ihrem alten Kreis verbunden, den sie daneben weiterbetreute. Daher setzte sich die Neue leider viel weniger ein,

als dass Hilde dies vermocht hatte. «Noch immer war es fast unmöglich, gute Leiterinnen zu finden, die ihren Beitrag leisteten», bedauerte Hilde.

Das Gleiche zeigte sich in den Schulen. Es gebe kaum gut ausgebildete Lehrerinnen und Lehrer, kritisierte Hilde mehrfach. Viele unterrichteten nur vorübergehend hier in den deutschen Schulen des Ostens. Etliche waren erst in Ausbildung. «Wenn mit Hilfe der drei Säulen, Erziehung im Elternhaus, Hitlerjugend und Schule, aber wirklich ein grosser Schritt getan werden sollte, dann brauchte es mehr und besser geschulte Pädagoginnen», war Hilde überzeugt. Und etliche von ihnen hatten zudem die weltanschaulichen Fragen nicht so verinnerlicht, wie das Hildes Ansicht nach nötig gewesen wäre. So gelang es nicht, «der Seele des Kindes einen angemessenen Raum zu geben, das Individuelle wurde mit viel zu wenig Liebe bedacht», fand sie. Vom Buch *Sozialpolitische Erziehung*, das Albert Müller, der Bannführer der Reichsjugendführung, verfasst hatte, war sie richtiggehend erschüttert. Es sollten, so schrieb er, nur die Tüchtigsten gefördert werden, um sie zu besten Arbeitern für den Staat und die Gemeinschaft zu machen. Das war doch etwas zu kurz gegriffen!

Hilde haderte damit, dass sie selber kaum mehr Zeit und Energie fand, um etwas Ernsthaftes vertiefter zu lesen und zu diskutieren. Es blieben ihr Haushalt und Ausruhen. Dennoch war sie oft am Rande ihrer Kräfte. Irgendetwas musste immer zusätzlich organisiert werden. Polnische Handwerker bauten gerade eine neue Terrasse als Sitzplatz hinter dem Haus. Bisher hatten sie die Gartenstühle immer in die Wiese gestellt. Nun wurde es gepflegter. Darauf freute sich Hilde.

Mit Interesse beobachtete Hilde zudem, wie sich die Stadt Posen entwickelte. Einmal ging sie an einem Geschäft vorbei, das ausschliesslich Kleider anbot, die aus alten Sachen genäht waren – «wunderbar!» Mit Andreas, der sich andauernd langweilte, ging sie aus, sah sich etwa den *Tannhäuser*, die *Fledermaus* oder «den neuen Parazelsus-Film» an.

An einem Tanzabend gehörten die beiden zwar bloss zu den Zuschauern, genossen aber dennoch die Stimmung. Eines Vormittags hörten sie einmal ein «besonders schönes Symphoniekonzert» und kamen fröhlich lachend nach Hause. Der böse Spuk, der ihre Ehe nach Andreas' Zeit in Charkow so belastet hatte, schien durch seine Verletzung wie weggefedt. Hilde glaubte, dass «ein ganz neues, nun viel glücklicheres Leben begonnen» habe. Nur fand sie es «sehr schwer zu ertragen, dass nicht noch ein Kindlein diesen neuen Bund besiegeln darf».

Der Alltag in der Stadt war stark von den Bedingungen der Besetzung und von den sichtbaren Spuren der Umsiedlungsaktionen geprägt. Gauleiter Arthur Greiser hatte bereits im November 1939 im Warthegau eine «Grusspflicht» gegenüber den Deutschen eingeführt, die allerdings nur ungenügend befolgt wurde, wie auch Hilde fand. Polnische Männer hätten eigentlich ihren Hut abnehmen und den Weg freimachen müssen, wenn sie Deutschen auf der Strasse begegneten. Und viele Deutsche hielten sich ihrerseits nicht daran, den Polen zur Begrüssung die Hand zu verweigern. Auch Hildes Mutter wollte sich nicht daran gewöhnen. Ihr werde, sagte Hedwig, «manchmal so angst und bange», seit ihr klar wurde, welchen Weg man «hier im Osten konsequent gehe». Hilde schwieg.

Juden war die Nutzung des öffentlichen Raums vollständig verboten. Seit Dezember 1941 unterstanden auch die übrigen Polen demselben Strafrecht, das bereits für die Juden galt. Ohne Begründung konnte ihnen ihr Eigentum weggenommen werden. Sie bezahlten zudem eine Sondersteuer von 15 Prozent. Mit Tafeln an den Häusern, in Schaufenstern oder an Parkanlagen beherrschten Anweisungen wie «nur für Deutsche» oder «für Polen verboten» gut sichtbar das Strassenbild. Die Strassenbahn durften Polen in Stosszeiten gar nicht benutzen, und wenn, nur den hinteren Wagen. Es bestanden unterschiedliche Tarife. Etliche Geschäfte, Spielplätze, Parks, Cafés oder die öffentlichen Telefonhäuschen waren genauso nur Deutschen vorbehalten wie alle Museen, Bibliotheken, Theater oder Konzerthallen. Die grosse Posener Synagoge

am zentralen Wronker Platz war zu einer öffentlichen Schwimmhalle umgebaut worden. Ab 1941 nutzte die Wehrmacht das Becken für ihre rekonvaleszenten Soldaten. Auch Andreas machte dort seine Übungen.

Im Herbst 1943 schien es, als ob Hildes Leben in Posen einen etwas ruhigeren Lauf nehmen könnte. Andreas hatte einen Rhythmus für sich und seine Genesung gefunden. Hilde ging es, wenn sie auch weiterhin schwach war, besser. Sie durfte erneut hoffen, die TB überwunden zu haben und allmählich wieder zu Kräften zu kommen.

Dann starb im November 1943 unerwartet Hildes Vater Paul. Er war mit 68 Jahren in seinem Dortmunder Garten einfach umgefallen. Zur Beerdigung fuhren sie alle nach Dortmund. Auch Hildes Schwester reiste mit Hans und den Kindern an. Es wurde eine würdige Beerdigung, wenn auch der plötzliche Verlust sie alle schwer mitnahm. Hilde hatte aber einen klaren Standpunkt: «Es wäre unseren gefallenen Freunden unwürdig, wollten wir fassungslos trauern. In einer Zeit, in der die Blüte der Jugend zu Tausenden hinweggemäht wird, muss man ein grosses Schicksal würdig hinnehmen.»

Nach der Feier stand Hilde mit Hans für einen Augenblick bei der Tür zum Salon. Da fragte er sie nachdenklich: «Wer wird wohl der Nächste sein?» Niemand konnte ahnen, dass er damit seinen eigenen Tod vorwegnahm. Hans kam am 28. Dezember 1943 im Seegefecht in der Biskaya im Rang eines Kapitäns zur See ums Leben. Ein schmerzlicher Verlust für die ganze Familie. Hilde hängt ein Bild von Hans in Uniform auf einem seiner Schiffe im Wohnzimmer neben das Porträt des «Führers».

In einem Brief an die Schwester, sie hofften zum Jahreswechsel zunächst noch auf Hans' Rückkehr, demonstrierte Hilde jedoch fast trotzig ihre Willenskraft. Sie sei fest entschlossen, «in dieser Stunde» nur dankbar daran zu denken, dass Deutschland lebe. «Deutschland lebt, auch wenn wir sterben müssen, sein Leben ist unser Leben, Deutschlands Zukunft ist der Kinder Zukunft und damit unser Sinn und Inhalt.»

Nach dem Tod von Paul entschied sich Hedwig, ganz zu ihrer Tochter nach Posen zu ziehen. Dort wurde sie gebraucht, und sie hoffte, sich wohl zu fühlen. Hedwig liess ihre in Dortmund verbliebenen Möbel nach Posen schicken und löste ihren Haushalt auf. Im Februar 1944 traf sie am Bahnhof Posen auf Gleis 1 ein, «dem Bahnsteig nach Westen», wie er in der Familie genannt wurde. Es war ein herzlicher Empfang. Die drei Jungs holten ihre Grossmutter mit einer Pferdekutsche ab. Die Mädchen hatten ein Schild an ihre Zimmertüre geheftet: «Omis Stube». Grete kam die Unterstützung im Haus entgegen. Sie wollte künftig intensiver an der Berufsschule für Hausgehilfinnen arbeiten.

Hedwig freute sich darüber, dass trotz des hier viel raueren Klimas auch in Posen im Herbst hinter dem Haus Äpfel und Pflaumen reiften und den Speiseplan ergänzten. Die Früchte wurden im Haus aber streng rationiert. Eines Tages zeigten sich alle erschüttert darüber, als Hedwig bei Peter sechs heimlich abgegessene Apfelgehäuse fand. Er hatte sie im Bett zwischen Wand und Matratze versteckt. Offenbar hatte Peter sie aus der Schale im Wohnzimmer gestohlen. Zur Strafe bekam der Zehnjährige, das hatte Hedwig entschieden, künftig keine Äpfel mehr, wenn die anderen welche hatten. Hilde fand die Strafe viel zu mild. Sie hätte härter durchgegriffen. Seit Jahren orientierte sie sich ganz an den Vorgaben der Expertin für Erziehungsfragen, Johanna Haarer. Es galt, den Willen der Kinder zu brechen. Für Vergehen gab es harte Strafen, auch Schläge.

Es war nicht das einzige Mal, dass Hilde von ihrer Mutter einforderte, ihre Enkel mit grösserer Strenge zu erziehen, als es Hedwig selbst lieb gewesen wäre. Einmal war sie zuständig für die Jungs beim Baden. Als Karl seinen Bruder Peter in der Badewanne anspuckte, schmiss sie ihn nackt aus dem Badezimmer. Sie bedauerte danach den ganzen Abend, dass sie so streng zu ihrem Enkel gewesen war. Einmal griff sie danach sogar bei Hilde ein, weil sie deren Härte nicht mehr aushielt. Als sich die Mädchen, Rike und Armgard, bei Tisch zankten und Hilde beide grob rausschmiss, mahnte sie ihre Tochter zu einem freundlicheren Ton mit

den Kindern. Nicht nur auf der Strasse, auch in den eigenen vier Wänden hatte sich die Familie an einen rauen Umgang gewöhnt. Dies gefiel Hildes Mutter wenig. Dennoch: Die drei Frauen, Hilde, Hedwig und Grete, waren in ihrem gemeinsamen Haushalt in Posen ein gutes Team. Hilde beschrieb, wie sie drei sich einmal abends «alle umgefasst» hielten und sich gegenseitig ihrer Liebe versicherten, ehe sie «zu Bett gingen».

Hedwig lebte nun in einem Gebiet, in dem die Religion nicht mehr zum öffentlichen Alltag gehörte – sei es das Christentum oder die jüdische Kultur. Sie jedoch pflegte in Posen weiterhin die Rituale der anthroposophisch geprägten Christengemeinschaft. Zu den Treffen der Frauenschaft mochte sie Hilde und Grete nicht begleiten. Hilde war umso erleichterter, dennoch beobachten zu können, dass sich ihre Mutter in «ihrem Osten» nach und nach etwas wohler fühlte. Mit der Zeit anerkannte sie das Haus und seine vielen Bewohnerinnen und Bewohner auch als ihr Heim. Hedwig räumte gelegentlich sogar ein, «wie viel gutes Streben hier im Osten» doch sei.

Wie mit den Polen umgegangen wurde, das konnte Hedwig jedoch nicht verstehen. Es überkomme sie «immer wieder ein Grausen», gestand sie ihrer Tochter. Die «Polenbehandlung» sei unwürdig. Auch störte sie sich daran, wenn die drei Jungs mit gegen Polen gerichteten Schimpfwörtern nach Hause kamen. Anders als Hilde das haben wollte, war sich Hedwig der deutschen Zukunft im Osten keineswegs sicher, und sie fragte sich oft, «ob der Grund halten wird, auf dem gebaut wird». Viele der neu angesiedelten Menschen seien in ihrem neuen Leben innerlich noch nicht angekommen. Insbesondere kritisierte Hedwig in aller Deutlichkeit, dass die alten Traditionen, die das christliche Jahr einteilten, hier nicht gepflegt werden durften. Vor allem aber fehlten sie ihr.

Im März 1944 zeigte sich, dass auch in Posen die Bedrohung durch Luftbombardements der Alliierten ständig wuchs. Hilde unterhielt sich mit Helga Ihrö, der Gaufrauenschaftsleiterin, darüber. Sie fragten sich, wie die Polen behandelt werden sollen, wenn es zu einem Angriff käme. Grundsätzlich sei zwar klar, dass die NSV alle Schutzsuchenden betreuen

würde – auch die Polen. Fraglich war nur, ob sie «aus einem gemeinsamen Kessel gespeist werden sollten». Die beiden Frauen kamen überein, in einem solchen Fall zwei verschiedene Töpfe bereitzustellen. Hedwig fühlte sich einmal mehr von der Haltung ihrer Tochter wie vor den Kopf gestossen.

Andreas hatte im Dezember 1943 eine dritte Amputation über sich ergehen lassen müssen und war in den ersten Tagen des Jahres 1944 meist zu Hause. Er arbeitete, wann immer möglich, in der Kanzlei. Wieder ging es um die alte Dortmunder Ophoff-Sache, deren Finanzierung und Baumängel Andreas nun seit Jahren beschäftigten. Jeden zweiten Tag musste er aber ins Lazarett zur Wundversorgung.

Hilde brauchte dringend Erholung. Sie überlegte mit Andreas daher, ob sie einen ihm zugesprochenen «Prothesenurlaub» mit einer erneuten Kur für sich selbst verbinden sollte. In einem Sanatorium wären sie vielleicht gut aufgehoben. Tatsächlich verbrachten Hilde und Andreas dann gemeinsam ein paar Tage in St. Blasien. Gleich nach dem Umzug ihrer Mutter nach Posen fuhren sie im Frühling 1944 Richtung Südschwarzwald los. Hilde war dankbar, die Kinder in guter Obhut zu wissen. Zunächst besuchten sie Hildes Schwester, die im März 1944 in Remetschwil, ganz nahe bei St. Blasien, in ein kleines Haus mit Landwirtschaft eingezogen war.

Hans hatte seiner Frau geraten, in den Schwarzwald zu ziehen, falls er im Krieg umkäme. Hier wäre sie mit den Kindern in Sicherheit. Ein guter Entscheid: Im Schwarzwald gab es damals kaum Alarm, nur hin und wieder feindliche Verbände, die das Gebiet überflogen, wie Hilde beobachtete. Sie liess sich angesichts ihrer andauernden Schwäche im Sanatorium nochmals gründlich untersuchen. Tatsächlich stellte Professor Bacmeister nun eine «arge Verschlechterung» fest. Er verordnete eine viermonatige Kur. Hilde befürchtete, dass es wohl eher sechs Monate werden könnten. Sie war nur noch Kummer.

Andreas reiste zurück nach Posen, während Hilde bis im August 1944 im Schwarzwald blieb. Zum Glück, erfuhr Hilde, blieb die Familie am 29. Mai 1944 verschont, als die Alliierten Posen bombardierten. Ein paar Wochen später vernahm sie fassungslos, dass am 20. Juli ein Attentat auf den «Führer» versucht worden war. Sie war sich im Speisesaal mit den übrigen Patienten einig, dass die Verantwortlichen rasch gefasst werden mussten. Dass der «Führer» überlebt hatte, war ihr ein Zeichen «göttlichen Waltens». Wenn die «Säuberung umgesetzt» sei, wehe, wie sie Elle schrieb, bestimmt rasch «wieder frischer Wind in die Amtsstuben», dann komme bestimmt auch der Nachschub an der Front wieder in Gang. Bis «der Sieg unser ist», schrieb sie von der Liege aus. «Wir werden siegen, weil diese über alles ‚Gewürm‘ erhabene Gestalt unser Führer ist. Wie doppelt und dreifach lieben wir ihn.» Lieber heute als morgen, beteuerte sie, ginge sie «in die Rüstungsfabrik», um mitzuarbeiten. Für sie persönlich gebe es aber nur das eine, «das oberste Gesetz», endlich «wieder gesund zu werden». Sie wollte ihre Kinder erziehen können, damit diese später «für die Aufgabe und Vollendung des Werkes, für das dieser Krieg gekämpft» wurde, sorgen könnten.

Im Frühsommer wechselte Hilde das Sanatorium. Vom dunklen St. Blasien, wo Professor Bacmeister praktizierte, kam sie nach Höchenschwand in die Klinik gegenüber der Kirche. Der Ort lag auf dem Hügelrücken, sodass an schönen Tagen das «prächtige» Alpenpanorama, die Schweizer Berge, gut zu sehen waren. Das gab Hilde ein Gefühl von Weite und Hoffnung. Sie hatte sich zuvor mit dem Chefarzt in St. Blasien einen «üblen Krach» geleistet. Einige der Patienten hatten in St. Blasien offen Zweifel am «Führer» formuliert. Die Kritik war in Hildes Wahrnehmung so unverfroren gewesen, dass sie diese Menschen am liebsten angezeigt hätte. Ihrer Meinung nach hatte Bacmeister deutlich zu wenig durchgegriffen, obwohl er als Flottenarzt der Reserve «selbstverständlich Deutsch dachte».

Bacmeister war aber nicht nur auf seinem Fachgebiet eine Koryphäe. Er koordinierte für die Wehrmacht 1943 die sogenannten «Sulfonamid-

expérimente» im Konzentrationslager Ravensbrück: Weil tausende deutsche Soldaten in den Lazaretten an Sepsis starben, benutzten die Ärzte KZ-Häftlinge für Experimente mit Antibiotika. Sie fügten ihnen Wunden zu und infizierten diese mit Holz- und Glassplittern, um Kriegsverletzungen zu simulieren. Die Erfahrungen mit der antibiotisch wirkenden Substanz kamen später auch bei der Tuberkulosebehandlung zur Anwendung.

Im Kurhaus Höchenschwand gefiel es Hilde bei Doktor Bettinger besser. Hier oben wehte noch «der richtige NS-Wind», schwärmte sie. Das Haus war sehr gepflegt und «absolut nicht primitiv». Nur schade, dass Hermann Göring gerade nicht da war. Doktor Bettinger hatte berichtet, dass der «Reichsminister» gewöhnlich im Kurhaus Quartier mache, wenn er auf Hirschjagd in der Gegend war. Dann kamen jeweils Schüler aus dem St. Blasier Kolleg vorbei, um sich ihre Jagdscheine von ihm signieren zu lassen. Möglicherweise traf hier auch Martin Bormann, ein enger Vertrauter von Hitler und Leiter der NSDAP-Kanzlei, mit Göring zusammen. Bormann besass im nahegelegenen Ort Schluchsee ein pompöses Anwesen.

Hilde war in Höchenschwand ein gern gesehener Gast. Sie genoss den Kurbetrieb, fühlte sich wohl im Haus. Ihr gesundheitlicher Zustand verbesserte sich aber nicht. Aus Posen hörte sie zudem, dass es auch dort inzwischen an allem fehlte. Andreas zeige sich zudem von seiner launischen Seite. Und Karl war in ein Kinderlandverschickungslager gebracht worden und erlebte dort eine offenbar wenig liebevolle Betreuung.

Die seelischen Schwankungen von Andreas, mit denen er alle bedrängte, erklärte sich Hilde damit, dass er überall immer Kompromisse machen musste. Sie verteidigte ihn, so gut es ihr möglich war. Dass er keinen Draht zu den Kindern fand, bereitete ihr jedoch grossen Kummer. Er wollte am liebsten wieder zurück an die Front, zu den Panzern.

Er habe sich im ganzen Leben nie so glücklich gefühlt wie ganz vorne im Schützengraben, versuchte er zu erklären. Hilde bemühte sich zu verstehen, wie er das meinte. Sie sprach mit Grete und ihrer Mutter darüber, als diese sie in St. Blasien besuchten. Beide schüttelten über Andreas' Absichten und seinen Ehrgeiz nur den Kopf. Hilde versuchte ihn in ihren Briefen zu ermuntern, nun eher eine «Aufgabe auf geistigem Gebiet» zu suchen. Auch so könne er dem Vaterland dienen. Sein Schicksal schein doch ganz deutlich nichts anderes von ihm zu wollen. Andreas wollte es probieren.

Nachdem er monatelang nur ärgerlich und «wartend herumgesessen» hatte, setzte er sich daher Anfang Mai 1944 mit dem Gaupersonalamt im Warthegau in Verbindung. Er bat um Verwendung in der NSDAP und wünschte sich, nach Möglichkeit als Kreisleiter eingesetzt zu werden. Tatsächlich wurde ihm zugesagt, dass eine entsprechende Funktion auf August 1944 frei werde. Bis dahin, so wurde angeordnet, sollte er die verbleibenden drei Monate Urlaub zur «Wiederherstellung seiner Gesundheit» nutzen. Das immerhin war nun eine zufriedenstellende Perspektive. Andreas nahm sich vor, die verbleibende Zeit zu nutzen, um seine Kanzlei gründlich zu renovieren. Er stellte einen neuen Stellvertreter ein und als Bürovorsteherin eine junge «Reichsdeutsche», «Fräulein Rückschlag».

Als sich Andreas nach der vereinbarten Zeit wieder beim Kreispersonalamtsleiter meldete, um in Erfahrung zu bringen, wo die Vorbereitungen zum Antritt seines Amtes denn stünden, stellte sich allerdings heraus, dass der Verwaltungsmitarbeiter «die Sache verbummelt» hatte. Ausserdem sei wegen der am 25. Juli 1944 von Hitler erlassenen Bestimmungen über den totalen Krieg eine Einstellung in eine solche Funktion nun gar nicht mehr möglich. So wurde Andreas trotz seiner schweren Verwundung zur Front abkommandiert. Am 9. August ging es zurück nach Kattowitz (Katowice) «zum Ersatz Truppenteil», keine 40 Kilometer entfernt von Auschwitz. Als Leutnant war er gemäss den neuen Bestimmungen nicht mehr entlassungsfähig. Andreas wollte

auch gar nicht entlassen werden. Gleichzeitig fand er es demütigend, nun den «Etappen-Gaul» zu machen. Weil er wegen der Prothese an der Front «nicht mehr verwendungsfähig» war, hoffte er aber, sich als Jurist beim Bataillon nun «schnell nach oben» arbeiten zu können.

Hilde kam im September 1944 zurück nach Posen. Endlich war sie wieder in ihrer Heimat, die sie «mit heissem Herzen» liebte. Sie gestaltete jetzt im Haus alles «so einfach wie nur möglich». Die zugeteilte Mitbewohnerin, die Ärztin mit den beiden Mädchen, lebte nach wie vor mit ihnen. Dennoch schloss Hilde einige der 14 Zimmer ganz. Es wurde nur noch der Salon geheizt, wo sich nun «das ganze Leben abspielte» und auch Hildes Liege stand. Zwei «Mädchen» halfen nach wie vor im Haushalt. Die Kinder waren grösser geworden. Rike, die Kleinste, war inzwischen drei Jahre alt. Auch sie konnte sich den Bedingungen des Alltags immer besser anpassen. Ingrid besuchte den Kindergarten, Karl ging schon sein zweites Jahr auf die Oberstufe und war Mitglied der Hitlerjugend geworden. Auch Peter war im Mai 1944 als Zehnjähriger beigetreten und als jüngstes Mitglied des Warthegau gefeiert worden, sehr zum Stolz von Hilde und Andreas.

Andreas wurde in Kattowitz zum nationalsozialistischen Führungsoffizier, NSFO, ernannt und kam als Bataillonsadjutant und Gerichtsoffizier zum Einsatz. Als NSFO galt es, «militärfachliche Führungsaufgaben mit der politisch-weltanschaulichen Erziehungsaufgabe» in Einklang zu bringen. In dieser «nun sehr verantwortungsvollen» Arbeit kam Andreas endlich zur Ruhe. Angesichts seiner Verletzung stellte sie eine gute Lösung dar, kommentierte er trocken. Im Oktober besuchte Hilde ihn vor Ort und verliess ihn in Sorge. Er arbeitete sichtlich und oft über seine Kräfte.

Hilde hoffte, dass «die furchtbare Krise» im Kriegsgeschehen, die nun schon seit August andauerte, bald überwunden wäre. Gleichzeitig häuften sich die Nachrichten über das Vorrücken der Roten Armee bei der Eroberung grosser, ehemals deutscher Gebiete.

Bis Dezember 1944 verschlechterte sich Hildes Zustand dramatisch. Der Lungenarzt empfahl ihr kurz vor Weihnachten, sofort zur Kur zu fahren. Er riet zu Davos in der Schweiz. Das aber wollten weder Hilde noch Andreas: «Jetzt sein Vaterland verlassen, nein, das käme mir wie Verrat vor!», verwarf Hilde die Idee kategorisch. Hilde wälzte Nachschlagewerke und Broschüren, um einen geeigneten Kurort zu finden. Zur Debatte standen Sanatorien im Waldenburger oder Glatzer Bergland, allenfalls eine Klinik in Schlesien. Sie wollte diesmal in der Nähe ihrer Familie bleiben. Zur letzten Not wäre Bockswiese möglich. Im Hinblick auf die Offensive, welche die Wehrmacht seit dem 16. Dezember 1944 in den Ardennen führte, schien ihr der Schwarzwald und ein Verbleiben bei ihrer Schwester eigentlich aber die sicherste Option.

Hilde war der Verzweiflung nahe. Sie wolle aber «ausdrücklich keine Vorwürfe hören, von niemandem», schrieb sie trotzig in einem der Briefe. Sie gab dem «Posener Klima, dem Krieg, ihrem bereits geschwächten Körper und dem zu vielen Leid in der Welt» die Schuld an ihrem Zustand. Sie habe wohl nicht alles seelisch verkraften können, was auf ihr lastete. Ausserdem kam jetzt noch die Sorge um Karl und Peter hinzu.

Alle Oberstufenschüler waren in Kinderlandverschickungslagern, KLV-Lagern, einquartiert und dort vor der möglichen Bedrohung durch Luftangriffe und solche der Roten Armee geschützt. Auch Peter hätte eigentlich in die Kinderlandverschickung zu Karl ins Warthegau-Lager fahren sollen. Hilde konnte dies jedoch verhindern, indem sie seinen Wechsel in die Oberstufe verzögerte. Noch immer wusste niemand, dass Peter Epileptiker war und deswegen weder in die Hitlerjugend noch in ein KLV-Lager hätte aufgenommen werden dürfen. Dort waren nur «erbgesunde» Kinder erwünscht.

Karl kam schliesslich am 20. Dezember aus dem KLV-Lager zurück. Andreas hatte so lange herumtelefoniert, bis der Junge entlassen wurde, und hatte Peter geschickt, ihn abzuholen. Was Karl dort erlebt hatte, war so «unerfreulich und hart», dass Hilde entschied, er solle von nun an daheimbleiben. Was im Lager genau vorgefallen war, beschrieb sie in

ihren Briefen nicht. Sie wollte aber Karl nun ganz mit «Liebe umschliessen, damit er bald wieder zur Familie gehört». Sobald eine Betreuungslösung für alle Kinder gefunden wäre, sagte sich Hilde, würde sie sofort zur Kur abreisen.

Die Kinder mussten auf alle Fälle verteilt werden. Es war niemandem zuzumuten, gleich alle sechs zu betreuen. Ihr dritter Sohn, Reimer, war bereits seit Sommer 1944 bei Elle im Schwarzwald dauerhaft «gut aufgehoben». Ingrid konnte zu Irmchen, dem früheren Kindermädchen, nach Thüringen reisen und Karl müsste bei Erna in Bockswiese zur Schule gehen. Dort könnte er alleine hinfahren. Soviel war klar. Hedwig und Grete sollten mit Peter, Armgard und Rike erst einmal in Posen bleiben. Das müsste zu schaffen sein. Hilde entschied, sofort mit Irmchen Kontakt aufzunehmen. Diese reiste nach Posen und holte Ingrid zu sich.

Seit einiger Zeit war spürbar, dass die drohende Evakuierung Posens bald Tatsache werden könnte. Hilde zählte darauf, dass Andreas im Notfall sofort von Kattowitz herkommen und helfen würde, die Kinder wegzubringen, damit sie gleichzeitig zur Kur fahren konnte. Peter müsste nach Bayern in Sachsen zu Annemarie gebracht werden, Rike und Armgard könnten mit Hedwig in den Schwarzwald fahren. Ingrid war genauso wie Reimer bereits in Sicherheit, und Karl müsste alleine nach Bockswiese reisen. Aber so weit, dass sie alle Kinder verteilen müsste, sollte es nicht kommen, flehte Hilde innerlich. Einen «Notplan geschmiedet» zu haben, beruhigte sie jedoch.

Sie wankte in ihrer Entscheidung für sich noch zwischen den Kurorten Görbersdorf (Sokolowsko) in Sachsen oder Schreiberhau (Szklarska Poręba) in Niederschlesien. Beides war von Kattowitz nicht weit, sodass Andreas sie besuchen konnte. Zu Weihnachten blieben sie aber alle vorerst in Posen und feierten ein «einfaches Fest». Hilde schaffte es sogar, ein paar Sinnbildgebäcke anzufertigen. Mit geformten Figuren aus der germanischen Mythologie wollte sie den Kindern die nordische Symbolik näherbringen. So sahen es auch die Vorgaben für das nationalsozialistische Fest vor. Andreas war bei seinen Kameraden geblieben. Bevor

Hilde abreisen wollte, machte sie im Januar 1945 noch einmal bei einer Kleidersammlung für die Winterhilfe mit. Es galt weiterhin, die Soldaten an der Front zu unterstützen.

Inzwischen war es Mitte Januar geworden. Hilde war schwach. Sie bewohnte mit den vier Kindern und ihrer Mutter Hedwig ein einziges Zimmer. Hilde redete sich ein, dass ihre TB zwar schwerwiegend, aber wenigstens nicht ansteckend sei. Eine andere Möglichkeit gab es gar nicht. Alles war nun sehr provisorisch. Hilde schrieb Andreas am 13. Januar 1945, es fühle sich so an, als ob sie bereits «umquartiert» wären. Von Elle hatte sie erfahren, dass Reimer in Amrigschwand in einem Kinderheim untergebracht worden war. Auch Hildes Schwester war wohl am Rande ihrer Kräfte.

Hilde fühlte sich von den Nachrichten über den Kriegsverlauf abgeschnitten und von Andreas hängen gelassen. «Ich sehe ja, dass Du keine Zeit hast», schrieb sie ihm, aber «ist Deine Familie wirklich nur noch so am Rande? Ich bin sehr traurig darüber.» Bitter bemerkte sie, dass sie «halt alles wieder alleine schaffen» musste und dabei «nach aussen die glücklich verheiratete Frau» spielen sollte. Der Wehrmachtsbericht kam, wie sie sich beklagte, «ja spät», sodass sie gar nicht wusste, wie sie die Situation einschätzen sollte. Hilde fühlte sich auf einmal vollkommen einsam und verloren.

Ihre Nerven lagen blank. Mit ihrer Putzfrau hatte sie auch noch «so viel Ärger». Hilde meldete diese aufgrund ihrer Nachlässigkeiten bei der Gestapo und schickte sie weg. Das Arbeitsamt versprach eine neue Kraft. Was mit deren Vorgängerin geschah, ist nicht überliefert.

Dann ging alles Schlag auf Schlag. Am 17. Januar wurde das 300 Kilometer entfernte Warschau geräumt. Am 18. Januar beschwichtigte Gauleiter Arthur Greiser die Bevölkerung in Posen noch hinsichtlich der Entwicklungen an der Front. Dies, obwohl seit Wochen für alle sichtbar war, dass massenhaft russische Truppen die Stadt Posen durchquerten. Erst am 20. Januar kam um 16.30 Uhr der Befehl zur sofortigen Evakuierung Posens. Um 18 Uhr musste abmarschiert werden. Die Evakuierung verlief völlig

chaotisch. Es war der Beginn langer und leidvoller Flüchtlingstrecks von Deutschen nach Deutschland. Massen von Menschen strömten über Wochen und Monate zu Fuss oder in behelfsmässigen Gefährten nach Westen. Viele dieser Menschen waren noch im Juni 1945 völlig ausgehungert und in zerschlissenen Kleidern irgendwo unterwegs.

Zum Zeitpunkt, als Posen offiziell evakuiert wurde, war Hilde mit den Kindern und ihrer Mutter bereits seit Stunden unterwegs. Sie floh am 19. Januar 1945. Welche Informationen zu diesem plötzlichen Entschluss geführt hatten, ist unbekannt. Hilde hatte Hals über Kopf alles zusammengepackt, nahm in die Hand, was sie tragen konnte und reiste sofort ab. Grete und die Haushälterinnen würden zusammen mit der Ärztin und deren zwei Töchtern vorerst im Haus bleiben. Die Stadt Posen war in Aufruhr, jede Flucht noch verboten. Eine Kutsche fuhr nicht mehr, daher nahmen sie mit dem ganzen Gepäck die Strassenbahn. Als ein paar Mitreisende fragten, was sie denn vorhätten, entfuhr es Hedwig: «Wir fliehen!»

Der Bahnhof war voller Menschen. Hilde konnte ihre Koffer zwar noch auf der Bahn aufgeben. Sie kamen allerdings nie an. Auf Gleis 1, dem Gleis für die Züge nach Westen, erwischten sie einen planmässigen Zug, mussten aber durchs Fenster einsteigen. Später stellte sich heraus, dass alle leitenden Mitarbeiter des Kreises Posen und des Warthegau das Gebiet, genauso wie Hilde und ihre Familie, frühzeitig verlassen hatten.

Zwei Tage nach ihrer überstürzten Abreise aus Posen, am 21. Januar 1945, kam Hilde mit ihrer Mutter, Karl, Peter, Armgard und Rike in Bayern bei Falkenberg, 300 Kilometer westlich von Posen, an. Annemarie, die älteste von Andreas' Schwestern, war mit einem Pastor verheiratet. Die beiden nahmen die Flüchtenden bereitwillig im Pfarrhaus auf.

Hilde blieb ohne Nachricht von Andreas, obwohl sie täglich eine Postkarte an «Leutnant Andreas Bonhage» in Kattowitz schrieb, um ihn wissen

zu lassen, dass sie lebten. Flehentlich bat sie am 23. Januar 1945 um ein Lebenszeichen. Sie las den *Völkischen Beobachter* und versuchte, sich ein Bild der Lage zu machen. Kattowitz, wo Andreas stationiert war, wurde am gleichen Tag wie das KZ Auschwitz von der Roten Armee erreicht. Es war der 27. Januar 1945.

Posen blieb bis zum 23. Februar in den Händen der Deutschen. Auch von Grete, die in Posen geblieben war, hatte Hilde zunächst keine Nachrichten. Hilde schrieb ihr weiterhin. Die Briefe müssen in Posen angekommen sein, es gibt sie bis heute.

Hilde wohnte mit Hedwig und den vier Kindern fast drei Wochen lang bei Annemarie. Von hier aus wollte sie beobachten, wann sie wieder nach Posen zurückkehren konnte. Für eine allfällige Weiterreise, etwa zu Elle, fehlten ihr ohnehin die verlangten Reisepapiere. Und Hilde musste sich ausruhen. Die Schwägerin überliess ihnen ein Wohn- und Schlafzimmer und stellte ihnen frische Kleider zur Verfügung. Sie hatten nur noch, was sie am Leib trugen. Und etwas Handgepäck.

Unklar war Hilde, wie sie alle ernähren sollte. Nach zehn Tagen hatten sie noch immer keine Lebensmittelmarken bekommen. Erst am 2. Februar kamen endlich die Bezugsscheine und Kartoffeln. Zucker musste Hilde noch einmal beantragen, um durchzukommen, wie sie festhielt.

Hilde war erkältet. Sie hatte ununterbrochen Fieber und konnte nur noch zum Essen oder allenfalls für ein Spiel mit den Kindern aufstehen. Abends ging sie mit den Kindern ins Bett. Hedwig und Annemarie unterhielten sich dann im Wohnzimmer noch und liessen die Ereignisse der letzten Tage Revue passieren. Sie versuchten einzuordnen, was geschehen war, und dachten darüber nach, wie es weitergehen konnte. Hedwig wusste, dass Hilde an eine Weiterreise, etwa in den Schwarzwald zur Schwester, nicht denken mochte. Für Andreas, betonte Hilde immer, wäre ein Neubeginn in dem abgelegenen, ländlichen

Gebiet im deutschen Süden undenkbar.

Hilde dachte weiter darüber nach, wo sie für sich ein Sanatorium finden konnte. Es war zwar nicht klar, ob sie eine tagelange Reise in eine Klinik überhaupt aushalten würde. Ihre Mutter wollte mit den Kindern jedenfalls in Bayern bleiben. Diese Vereinbarung stand. Das beruhigte Hilde. Karl und Peter gingen in Falkenberg bereits zur Schule. Sie hatten dadurch eine Beschäftigung und waren zudem draussen unterwegs. Auch für Annemarie war es schliesslich nicht einfach, die vielen Menschen zu beherbergen. Hinzu kam, dass die Behörden eine Einquartierung im grossen Pfarrhaus angekündigt hatten. Sie wollten sich den Zugang zum vorhandenen Telefon sichern.

Am 31. Januar 1945, endlich, telegrafierte Andreas irgendwo aus Rumänien. Mehr als ein Lebenszeichen war es nicht. Grete war noch nicht, wie ursprünglich vereinbart, zu ihnen nach Bayern gestossen. Sie hatte aber in Posen offenbar noch Andreas angetroffen, wie sie in einem Brief berichtete. Er war zu spät gekommen, um der Familie beim Zusammenpacken noch zu helfen. Er wusste wohl nicht, dass Hilde frühzeitig aufbrach. Grete, das erfuhr Hilde später, schaffte es aber auch noch aus Posen heraus. Sie schrieb aus Rathenow in der Nähe von Berlin, wo sie bei Verwandten unterkam. Von dort aus versuchte sie die Posener Haushaltsgegenstände zu finden, die sie noch verschickt hatte. Zudem half sie dabei, für 600 deutsche Flüchtlinge zu kochen, die, wie sie, in Rathenow gestrandet waren. Sie machte sich nützlich.

Später stellte sich heraus, dass alles Gepäck im Treck und wegen der überstürzten Evakuierungsorganisation verloren gegangen war. Hilde versuchte in den Briefen an Grete herauszufinden, ob die Ärztin mit den beiden Mädchen noch herausgekommen war, ob Helga Thrö lebte und wie es den Kolleginnen der Ortsgruppe ergangen war. Man erfuhr aber kaum mehr etwas. Auch wusste niemand, «ob die Menschen aus Litzmannstadt und den übrigen östlichen Teilen des Warthegau» noch gerettet worden waren. Hilde wollte von Grete zudem wissen, ob man für Posen «bereits Schadensanträge» stellen konnte und ob sie mit «Fräulein Rückschlag», der

Posener Bürovorsteherin, «wegen dem Geld auf ihrem dortigen Konto» noch etwas habe verabreden können. All diese Fragen blieben für den Moment jedoch unbeantwortet. Nicht einmal, ob ihr Haus noch stand, wusste jemand.

Etwas später meldete Hilde die mutmasslichen Schäden beim lokalen Kriegsschädenamt an. Grete hatte ihr die Versicherungspolice für das Haus und die Kanzlei in Posen zugeschickt und auch eine Aufstellung der übrigen Wertsachen und Möbel gemacht. Insbesondere für die fünf vermutlich verlorenen Schreibmaschinen in der Praxis würden sie «bestimmt einen Betrag» bekommen, mutmasste Hilde. Der Beamte hatte bestätigt, dass sie auf jeden Fall Familienunterhalt bekämen. Noch funktionierten die Ämter offenbar gut, und die Post wurde weiterhin zuverlässig befördert.

Hilde flehte Andreas in ihren Briefen immer und immer wieder an, er solle sich melden. Dennoch vergingen erneut Tage und Wochen ohne Nachricht von ihm. Hilde begann zu ahnen und litt furchtbar darunter, dass alles, was sie «erschaffen» hatten, wohl für immer verloren war. Wehmütig schrieb sie Andreas: «Das bisschen», das sie selbst mitgebracht habe, sei ja «doch überhaupt nicht zu vergleichen mit all dem», was er, Andreas, geschaffen habe. Auch das Haus in Posen, das zwar «nicht üppig war», habe doch ihrem Lebensgefühl entsprochen. Ihr Herz schien sich zusammenzukrampfen, wenn sie daran dachte, dass sie vielleicht keines der Bücher, ihren «Schatz» und «inneren Reichtum», mehr wiederbekommen würde. Als sie erfuhr, dass im Warthegau die Führung, insbesondere Gauleiter Arthur Greiser, vorzeitig «getürmt» war, mochte sie es kaum glauben.

Hilde hatte anhaltend über 38 Grad Fieber. Eine «bodenlose Schwäche» begleitete sie bei allem und jedem. Trotzdem stand sie immer wieder auf. Sie hörte ununterbrochen Radio, war aufgewühlt von den Ereignissen und sagte unablässig, sie wolle unbedingt wieder gesund werden. «Arbeit ist das Grösste, was uns Menschen gegeben», liess sie ihre Mutter wissen, die bei Annemarie zupackte, wo immer es ging. Am 12. Februar 1945 hörte

Hilde von Elle, dass es Reimer im Kinderheim Rudolf in Amrigschwand gut ging. Die Leiterin, «Fräulein Rudolf», sei bereit, noch ein bis zwei Kinder zusätzlich aufzunehmen, liess Elle Hilde wissen und riet ihr, diese Möglichkeit zu bedenken. Die übrigen Kinder könnten, falls Hilde doch in den Schwarzwald Weiterreise, vorerst bei Elle bleiben. Noch immer wollte Hilde diese fast 1'000 Kilometer weite Reise nicht in Angriff nehmen. Ausserdem war nun Hedwig krank geworden. Hildes Mutter hatte starke Bauchschmerzen und lag meistens im Bett. An eine Weiterreise sei «nicht zu denken».

Eines Nachmittags brachte Annemarie Hedwig eine Tasse Tee. Sie hatte Fenchelkräuter bekommen können, diese aufgegossen, um die Bauchschmerzen etwas zu lindern. Hilde hatte sich gerade zu ihrer Mutter gelegt, um gemeinsam mit ihr eine Mittagsruhe zu halten. Ihr gedämpftes und stockendes Gespräch drehte sich um die Frage, ob sie wohl je wieder nach Posen zurückfahren könnten. Hedwig hatte Hilde nochmals zugesagt, dass sie in jedem Fall weiterhin für die Kinder sorgen wolle, auch wenn Hilde im Sanatorium wäre.

Noch einmal unterstrich Hedwig, dass sie sich mit Hildes und Andreas' Vorhaben, eine neue Existenz im Osten aufzubauen, eigentlich nie wohl gefühlt habe. Sie bereue es jetzt, Hilde nicht eindringlicher gemahnt zu haben. Nun schienen sich ihre Zweifel und Ängste so dramatisch zu bestätigen.

Annemarie hörte, die Tasse noch in der Hand, den beiden einen Moment lang zu. Dann stellte sie den Tee auf den Tisch und konnte nicht mehr an sich halten. Sie hätte es schon immer gewusst, brach es aus ihr heraus, nie hätte man der Nazi-Regierung trauen dürfen. Nur schon die Demütigung, der Umgang mit den Kirchen hätten doch gezeigt, wie entsetzlich unmenschlich die Nationalsozialisten immer schon dachten und handelten. Annemarie hob nun an zu etwas, das Hilde als eine solche «Erniedrigung des Führers» empfand, wie sie es nie für möglich gehalten hätte. Wut stieg in ihr auf. Sie blieb aber stumm. Auch ihre Mutter mochte nicht auf Anne-

maries «Schmäihungen des Führers» reagieren. Annemarie zitterte vor Erregung. Sie drehte sich um und verliess den Raum.

Hilde rannen nun Tränen über die Wangen. Wortlos sah sie ihre Mutter an und wischte ihr Gesicht trocken. Hilde war verletzt. Dass etwas, was ihr «zutiefst heilig» war, dem sie persönlich ihr «Leben gewidmet» hatte, innerhalb der Familie in so «gemeiner Weise in den Staub getreten» wurde, hatte sie nicht für möglich gehalten. Verstummt verbrachten Hilde und ihre Mutter den Nachmittag. Sie bereiteten ein einfaches Abendbrot für die Kinder und löschten, ohne noch einmal darüber gesprochen zu haben, früh das Licht.

Nachts träumte Hilde von Heinz, ihrem lieben Heinz, den sie aus Jugendentagen noch immer im Herzen trug. Er gehörte zu den ersten, die in diesem Krieg gefallen waren. Sie sah ihn im Traum «ganz deutlich», wie er «mit dem Fahrrad den Nordwall heraufgeschoben kam. Strahlend wie immer.» Tagsüber spürte sie dem Traum noch lange nach. Sie sah «sein liebes Bild» vor sich und schrieb davon auch ihrer Schwester. Sie hoffte, deuten zu dürfen, dass «sein Tod uns die Heimat wiedergeben» werde. Die vielen Opfer, die erbracht worden waren, mussten doch irgendeinen Sinn haben, fand sie traurig, aber unbeirrt.

Nachdem die Kinder am nächsten Tag zur Schule gegangen waren, sagte Hilde zu ihrer Mutter: «Ich muss weichen, wir müssen fort von hier.» Noch am selben Tag telegrafierte sie Elle. Die «inneren Gegensätze» zwischen Annemarie und ihr seien einfach zu gross, sie kämen nun doch alle zu ihr. Hilde stellte beim Kreisamtsleiter der NSV ein Reisege such, dem rasch stattgegeben wurde, sodass sie Fahrkarten besorgen konnte. So reiste Hilde Mitte Februar mit ihrer noch kranken Mutter und den vier Kindern nun doch zu ihrer Schwester Richtung Schwarzwald. Vor ihrem Aufbruch schrieb sie, wie sie sich freue, bald bei Elle auf dem Liegestuhl zu liegen. «Gesund werden und neu beginnen, das muss mein Ziel sein.»

München, 9. Februar 1945

Regen, 9. I. 45
Freitag

Mein liebes Kleines!

Es ist irgendwie, dass man immer
warten muss, - bis I unge ganz reif sind. Wenn
auch dein liebes Telegramm vom Sonntag in Grunde
keinen Zweifel lassen braucht, - dass der Weg zu
Dir der Richtige ist, - so was mir doch erst noch
so sehr bewusst, dass es mit Notwendigkeit ein
Lebensumweg werden musste, weil ja von dort
ein Weraufbau unseres Lebens vor allem für Ireas
nicht möglich ist. So hatte ich noch bis Donnerstag
gerötet um wirklich konkrete Schritte zu tun, und
das Schicksal sprach am Mittwoch Abend so verneh-
lich, - dass es nun gäkelin auszuweichen geht. - Was
Können eben hier nicht werden, - weil die inneren
Gegensätze zu groß sind. Wir hatten uns in allem ganz
bewusst gehalten, aber Annemarie lässt sich zu einer
rotchen Schmäherung des Fuhrers hin reissen, dass es nicht
so tief verletz hat, wie wohl selten etwas. - Niemals
habe ich mit einem Wort Gott oder das Christentum auch
nur geringschätzig gebraucht, - ganz besonders hier hab ich
mich jeglicher Kritik oder Verleumdung, dass dann aber
das, was mir am tiefsten heilig ist, - dem ich persönlich
mein Leben gleichwertig habe, in so gemeiner Weise in den Daul
getreten wird, - das geht einfach über mein Aufnehmen und
Verdauern können. Da ich hier nicht ändern kann, so muss
ich weichen, - In ahnt ja nicht, wie grade allem das bei
sarsars so kommt, solch ein Schlag schmerzt. - Heute nun ist
mein Wunsch durch Posten beim Kreisamtsleiter der NSV, und so
kann es sein, dass wir eher starten als gedacht, - Ich ahnte
im Telegramm, wenn wir starten, - Hoffentlich schmerzhaft das
nicht völlig um, zur Not müssen wir uns erst auf alle
Ferne Freunde verlassen, aber es wird rather Rat werden und
wir sind ja so beschieden geworden, hin geht sich mit der
dummen Magawacht, - Da ich eben sagen nicht so recht kann,
weiss ich nicht zu raten. -

Hildes Brief vom 9. Februar 1945 an ihre Schwester, verfasst vor ihrer Flucht in den Schwarzwald. Seit 1943 schrieb Hilde nazikonform nur noch in lateinischer Schrift statt in Sütterlin.

Abschied nehmen 1945

Am Mittwoch, dem 21. Februar 1945 reisten die beiden kranken Erwachsenen, Hilde und ihre Mutter, mit den vier Kindern im Alter zwischen zwölf und drei Jahren aus Bayern bei Falkenberg los Richtung Schwarzwald. Es war angesichts der chaotischen Bedingungen eine Reise ins Ungewisse. 800 Kilometer lagen zwischen ihnen und der Südgrenze des «Reichs». Sie schafften es. Hilde schrieb im Anschluss daran lückenhaft auf, was sie erlebt hatten. Es sind Bruchstücke des Grauens aus der Feder einer Erschöpften.

Sie reisten über Leipzig, wo sie mittags ankamen und gleich in den Bunker mussten; Bombenalarm. Weiter ging es in südlicher Richtung nach Saalfeld, wo immerhin alle Platz in einem Zug fanden. Sie kamen aber nur schleppend voran. Vor Zeitz stand der Zug eine Stunde lang still, vor Gera waren es drei Stunden. Als sie dort nachts ankamen, mussten die Reisenden sofort wieder in den Bunker. Später kamen sie im Übernachtungsheim der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt, NSV, für ein paar Stunden unter. Um 7 Uhr ging es weiter nach Lichtenfels, wo sie nochmals drei Stunden im Felsenbunker verbrachten. Kurz nach der Weiterfahrt wurde ihr Zug von Tieffliegern bedroht, sodass sie aussteigen mussten und etliche Stunden auf freiem Feld verbrachten. Es lag Schnee. Sie harrten aus, bis die Tiefflieger über sie hinweggebrummt waren oder auf andere Ziele geschossen hatten. Am späten Nachmittag kamen sie endlich nördlich von Nürnberg, in Bamberg, an, wo aber keine NSV zur Verfügung stand und Hilfe bot. Hildes Mutter war ganz apathisch und wollte von da an nicht mehr mit. Hilde fühlte sich nur noch elend. Sie liess ihre Mutter mit den Kindern am Bahnhof zurück und schlug sich in die Stadt durch, wo sie zunächst in einem Fleischerladen fragte, wo sie bleiben konnten. Schliesslich bot eine

Apothekersfrau Hilde ihr Fremdenzimmer an. Hier konnten sich Hedwig und die Kinder für die Nacht hinlegen. Auch Hilde fand ein paar Stunden Schlaf.

Das Zimmer war warm. So hatten sie es am nächsten Morgen nicht sehr eilig mit dem Weiterkommen. Hedwig sollte sich noch ausruhen. Die gute Absicht wurde ihnen zum Verhängnis. Bamberg wurde vormittags schwer angegriffen, sie lagen alle im Hauskeller auf dem Boden, während zwei Mal in unmittelbarer Nähe Sprengbomben einschlugen. Alles zitterte. Die alliierten Bomber machten systematisch, wie Hilde in ihrem Brief später feststellte, «alle Strecken ab Bamberg Richtung Westen kaputt».

Es handelte sich um die Operation «Clarion». Anglo-amerikanische Bomber zerstörten innert 48 Stunden am 22. und 23. Februar etliche Verkehrsanlagen im gesamten Deutschen Reich. Es war der grösste Luftangriff des bisherigen Krieges. Um ihre Luftüberlegenheit allen zu demonstrieren, griffen die Alliierten tagsüber an. Sie zielten auf Bahnknotenpunkte und Bahnhöfe in kleineren Städten, ausserdem auf Rangierbahnhöfe, Züge und Brücken. Viele dieser Ziele lagen auf Hildes Fluchtroute. Ulm und Bamberg wurden am 22. Februar getroffen. Die amerikanische und britische Flugwaffe setzte dort 77 respektive 64 Bomber ein. Am 23. Februar kam es zur Bombardierung von Treuchtlingen mit 61 Bombern. 46 Bomben gingen am selben Tag auf Gera nieder, die Stadt hatte Hilde bereits hinter sich gelassen.

In Bamberg angekommen, schickte Hilde nach dem Angriff und trotz aller damit verbundenen Gefahren alle halbe Stunde ein Kind zum Bahnhof, um nachzufragen, ob noch ein Zug fahre. Sie selber hatte die Kraft dazu nicht. Abends um 18 Uhr berichtete Karl atemlos, dass um 18.30 Uhr ein Zug nach Nürnberg geplant wäre. Hilde wusste, «dass es Wahnsinn war, dorthin zu fahren, weil dort am Tage zuvor ein schwerer Angriff gewesen war». Sie wollte aber weiter. Die Ausweichroute über Würzburg war am Vormittag, wie sich herausstellte, endgültig zerstört worden. Nun stürzten sie zum Bahnhof, zwängten sich in den Zug, mussten aber vor der Abfahrt

alle wieder aussteigen und zurück in den Keller der Apotheke. Ein weiterer Fliegeralarm. Gegen 21 Uhr ging es dann los bis Fürth, «wo die Welt zu Ende war». Immerhin «funktionierte aber die NSV tadellos», sodass sie alle noch in der Nacht zu einer Nudelsuppe und einem Bett kamen.

Am nächsten Morgen um 7 Uhr sollte sie ein Auto zum ausserhalb gelegenen Bahnhof bringen. So war es vereinbart. Das Auto kam aber nicht, und so machten sie sich zu Fuss auf den Weg. Schliesslich nahm sie der dritte Wehrmachts-LKW, der an ihnen vorüberfuhr, mit. Der Fahrer brachte sie alle «nach viel Bitten und Geld» an einen Bahnhof, von dem aus angeblich ein Zug fahren sollte. Kaum waren sie dort, gab es wieder Alarm, und sie sassen bis Mittag im Bunker.

Endlich ging die Reise weiter. Es war eiskaltes, wolkenloses Winterwetter. Auf ihrer Strecke Richtung Treuchtlingen und Donauwörth sahen sie dann in den Dörfern «die furchtbarsten Spuren» des Vortags. Dann mussten sie den Zug bereits vor Ankunft am Bahnhof verlassen. Die Station Treuchtlingen brannte lichterloh «vom Mittagsangriff».

Hilde machte sich mit zwei anderen Müttern auf den Weg Richtung Zentrum und konnte dort nach vielem Bitten ein Pferdefuhrwerk ergattern. Noch immer lagen rund 400 Kilometer vor ihnen. Abends um 17.30 Uhr war schliesslich alles aufgeladen. Ihnen standen vier Stunden Fahrt bis Möhren bevor. Der Ort war bisher nicht angegriffen worden und alles funktionierte noch. Rike musste mit ihren dreieinhalb Jahren immer öfter getragen werden. Karl, Hildes Ältester, war immerhin zwölf und half, wo er konnte, gut mit.

In Möhren fuhr gegen Mitternacht ein Zug nach Donauwörth. Als sie dort ankamen, mussten die Kinder aus tiefem Schlaf gerissen werden: Auf dem Nebengleis wurde ein Zug nach Augsburg ausgerufen. Die Kinder weinten und jammerten. Doch sie schafften es gerade noch, sodass sie drei Stunden später in Augsburg eintrafen. Um 7 Uhr in der Früh ging es weiter nach Ulm. Die NSV «arbeitete auch hier wieder gut», sodass sie endlich ein paar Stunden bis nachmittags schlafen konnten. Dann erfuhren sie von einem Zug um 16 Uhr nach Immendingen.

In Tuttlingen hiess es dann aber wieder «alles raus», die weitere Strecke war zerstört. Rund 100 Kilometer vor dem Ziel dachte Hilde ernsthaft daran, ihre Mutter ins Krankenhaus zu bringen und mit den Kindern alleine weiterzureisen. Hedwig ging es sichtlich immer schlechter. Hilde entschied sich aber dagegen. Es war zu unsicher. Stattdessen schleppte sie ihre Mutter mit. Sie mussten nun zuerst 20 Minuten lang samt Gepäck einen steilen Weg zur NSV hinaufgehen. Auch dort kam aber der Lastwagen, der sie weiter nach Immendingen hätte bringen sollen, nicht. Hilde telefonierte mit dem Kreisleiter, dem Kreisamtsleiter der NSV und der Frauenschaft. Niemand war erreichbar. «Sie machten wohl alle Sonntag. Es war zum Verzweifeln!» Und wieder kam Vollalarm. Daher stiegen alle den «ganzen Morgen lang in einen tiefen, tiefen Keller». Hier kam Hilde mit einer Familie aus Königsberg (Kaliningrad) ins Gespräch. Sie hatten bereits 1'500 Kilometer hinter sich, hatten in Posen Zwischenstation gemacht und waren nach den vielen Tagen unterwegs ähnlich erschöpft. Wie Hilde und ihre Liebsten wollte auch diese Familie nach St. Blasien. Daher taten sie sich zusammen.

Noch während des Alarms kam gegen Mittag ein Herr in den Keller gestürzt und berichtete, er habe einen LKW nach Titisee. Alle sollten sie unauffällig herauskommen. «Das war leichter gesagt als getan.» Irgendwie schaffte es Hilde mit den Kindern, ihrer Mutter und dem ganzen Gepäck aber auf den völlig überfüllten LKW. Dann ging es, «während dauernd noch Flieger dröhnten», voran – in einer viel zu schnellen «Brassfahrt», die sie alle durchschüttelte. Über Immendingen, Donaueschingen, Neustadt bis kurz vor Titisee. «Auf der Strecke war kein Bahnhof heil, kein Dorf verschont», schrieb Hilde darüber. Es war eine «Fahrt des Grauens», der Himmel die ganze Zeit über wolkenlos blau.

Auch Titisee war im Anschluss an die Operation «Clarion» am 24. Februar 1945 angegriffen worden. Die Flieger hatten auch hier Spuren der Verwüstung hinterlassen. Hilde stand das Herz still, als einmal ein Flieger direkt auf ihren LKW zugeflogen kam, dann aber abdrehte.

Nach Titisee selber durften sie nicht hinein. Bei den Angriffen waren auch Bomben mit Zeitzündern abgeworfen worden, die noch nicht detoniert waren. Eine Bäuerin erklärte sich aber bereit, alle Flüchtenden über Nacht einstweilen aufzunehmen. Am nächsten Morgen konnten sie schliesslich nach Titisee herein, und Hilde sprach mit dem Bürgermeister, den Vertretern von NSV und Wehrmacht. Es galt, die letzten 30 Kilometer der Strecke zu organisieren.

Alle zeigten sich zwar hilfsbereit, aber niemand hatte ein Fahrzeug zur Verfügung. Mittags standen Hilde, die Ihren und die Königsberger Familie, sechs Erwachsene und sieben Kinder, ziemlich ratlos beim Rathaus. Die Kinder bauten sich zum Zeitvertreib einen kleinen Garten aus Schnee, den sie mit Tannenzapfen schmückten. Da hörte Hilde, wie Karl einem heranbrausenden LKW zurief und ihn anzuhalten versuchte. Sie stürzte hinterher und flehte den Fahrer an, sie mitzunehmen. «Nachdem er mit viel Rauchwaren und Geld bestochen war», brachte er alle bis Seebrugg, wo «noch einmal die Welt zu Ende schien». Nachmittags um 17 Uhr kam aber «der rettende LKW», der sie bis St. Blasien fuhr. Dort kannte sich Hilde aus. Es gelang ihr, einen Privatwagen zu finden, der sie «nach Bitten und Flehen» über Höchenschwand zu ihrer Schwester fuhr. Sie hatten es geschafft.

Am Montag, dem 26. Februar, einen guten Monat, nachdem Hilde mit ihrer Mutter und den Kindern Posen verlassen hatte, kamen sie alle in Remetschwil bei Elle an. Hildes Mutter war schwer krank. Hilde selbst und die Kinder waren bis zum Äussersten erschöpft. Sie alle lagen nur und schliefen. Am 2. März feierten sie Hildes 38. Geburtstag. Während der ganzen Flucht war Hilde ohne Nachricht von Andreas. «Ob wir je noch voneinander hören, scheint ungewiss», schrieb sie auf eine Postkarte an Grete. Am 7. März 1945 dokumentierte Hilde in einem ausführlichen Brief an die «Lieben alle in Bayern» die Geschichte ihrer Flucht. In den ersten Tagen habe sie es nicht geschafft, «das Furchtbare» aufzuschreiben. Sie bat darum, den Brief innerhalb der Familie weiterzureichen. Er ist bis heute erhalten geblieben.

Hildes Zustand hatte sich auf der Reise verschlechtert. Sie hatte ständig hohes Fieber. Für Freitag, den 9. März, bekam sie bei einer Ärztin im nahen Waldshut einen Untersuchungstermin. Anschliessend wollte sie nach Höchenschwand fahren, um in einem «geeigneten Quartier» Kur zu machen. Reimer war vorerst im Kinderheim gut untergebracht, auch Peter und Armgard waren nun dort einquartiert. Karl war bei Elle und half. Rike, die von der bedrohlichen Reise verstört war, durfte ebenfalls bei Elle wohnen. Ingrid war nach wie vor bei Irmchen.

Bei der Konsultation verordnete die Ärztin eine «sofortige Aufnahme in eine Heilstätte». Hilde sei eine Ansteckungsgefahr für die Kinder. In ihrer Lunge hatte sich ein «kirschkerngrosser» Hohlraum gebildet, eine sogenannte Kaverne. Sie musste unverzüglich isoliert werden.

Am Sonntag, den 11. März 1945, trat Hilde daher wieder ins Sanatorium St. Blasien ein. Gegen Ende der Woche, am 15. März, hörte sie über Erna in Bockswiese, dass Andreas lebe und in Schlesien sei. Es war ihm offenbar gelungen, eine Telefonverbindung zu seiner Cousine herzustellen. Es ginge ihm gut. Mehr war nicht zu erfahren gewesen.

Am 21. März bekam Hilde einen künstlichen Pneumothorax angelegt, um die betroffene Lungenseite stillzulegen. Die Massnahme war teuer. Hilde setzte in die Behandlung, die sich über mehrere Jahre hinziehen sollte, viel Hoffnung. Im Sanatorium stiess sie auf «alte Bekannte und die ihr bekannte Einrichtung». Es lief in der Klinik alles noch erstaunlich gut, fand sie. Nur war das Essen sehr viel weniger geworden. Und sie wurde von furchtbaren Alpträumen geplagt, sah sich Berge von Gepäck wegschaffen oder stand endlosen Häuserruinen gegenüber.

Ihre Briefe an Andreas, Grete oder ihre Schwiegereltern verfasste sie jetzt oft nur bruchstückartig und mit vielen Abkürzungen versehen auf dem noch wenig verfügbaren Papier oder Papierresten. Sie bat, mit Ausnahme der Briefe an Andreas, darum, dass ihre Schreiben zum Lesen weitergegeben wurden. Bei Andreas beklagte sie sich immer wieder, dass er sie nie wissen lasse, ob er ihre vielen Briefe eigentlich bekomme. «Du musst verstehen», schrieb Hilde zusammengedrängt auf einem irgendwo aufge-

triebenen Papierstück, «dass es jetzt nötiger denn je ist, dass ich weiss, was Du über uns, – unser Tun und Denken, denkst.»

Noch war der Krieg nicht zu Ende. Hilde las weiterhin die Parteizeitung *Völkischer Beobachter*. Auf den Schlachtfeldern sah es nicht gut aus. Im Schwarzwald erlebten die Menschen hingegen immer noch «tiefsten Frieden». Alles nahm seinen gewohnten Gang, und sie selbst wurde sogar «meist» satt. Hilde konnte es kaum fassen. Allmählich wurde ihr bitter bewusst, dass sie ihren «heiss geliebten» Warthegau wohl nie mehr sehen würde.

Tageszeitungen wurden zur Seltenheit. Hilde las daher wieder Nietzsche oder Paul de Lagardes *Schriften für Deutschland*. Der Autor war ein deutscher Theologe, Kulturphilosoph und Orientalist. Er wollte ein von allen «jüdischen, paulinischen und lutherischen Elementen gereinigtes Christentum» aufbauen. Hilde hatte die Ausgabe von de Lagardes *Schriften* vom Leiter des Kröner-Verlags persönlich geschenkt bekommen. Dieser hatte ihr sogar eine Widmung auf die erste Seite geschrieben: «Ein interessanter Herr», erinnerte sich Hilde. Im August 1944 hatten sie beide ein paar Wochen gleichzeitig in Höchenschwand im «Kurhaus» gelegen. Was für ein Glücksfall war es für sie gewesen, dass sie damals zu den Mahlzeiten dem gleichen Tisch zugewiesen waren. Auch der «Gauamtsleiter des Rassenpolitischen Amtes von Düsseldorf» gehörte zur Runde, ausserdem eine Banater Ärztin und eine junge Bibliothekarin aus Bonn. Das Kurhaus war ein ordentliches Haus gewesen, bevor es zum «Genesenen-Heim für Soldaten» umgenutzt wurde, erinnerte sich Hilde.

Hildes Mutter lag fast den ganzen März und April mit einer Lungenentzündung im Krankenhaus in Waldshut. Zwischendurch wurde auch Rike sehr krank. Auch sie bekam eine Lungenentzündung, von der sie nur langsam genas. Als es Hedwig wieder besser ging, erklärte sie sich bereit, die Betreuung von Hildes Kindern zu übernehmen. Die Gemeinde Amrigschwand, zwischen Remetschwil und St. Blasien gelegen, gewährte der Familie eine Bleibe: Sie durften sich in einer ehemaligen Reichsarbeits-

dienstbaracke, wo bereits andere Flüchtlinge untergebracht waren, einrichten, so gut es ging.

Hildes Mutter fand in der Baracke für sich und ihre Enkelkinder Betten mit Strohsäcken sowie Tische und Bänke vor. Ausserdem wurde ihnen ein eigener Herd zugeteilt. Ingrid war nach wie vor bei Irmchen in Thüringen. Nachrichten hatten sie von ihr keine. Mit der Hilfe von Elle und ein paar Freunden kam das Nötigste zum Leben zusammen. Von den umliegenden Bauern erhielten sie Kartoffeln und ein bisschen Gemüse und Salat. Dann, kurz nach ihrem Einzug in die Baracke, rückte am 26. April 1945 die französische Armee in den Schwarzwald ein.

Wegen Platzmangels in den Heilstätten hatten im März bereits alle «hoffnungslosen Patienten» wie auch die «leichtkranken» das Sanatorium St. Blasien verlassen müssen. Hilde durfte bleiben. Als die Franzosen das Haus beschlagnahmten, wurden sie und die übrig gebliebenen Patienten im «Haus Baden» nebenan untergebracht und in nunmehr 40 Betten unter einfachen Bedingungen behandelt. Die Franzosen stellten den Ärzten und Patienten aber weiterhin die Apparaturen im Sanatorium zur Verfügung.

Die französische Besatzungsmacht betrieb das Stammhaus des Sanatoriums St. Blasien von nun an als «Sanatorium D'Alsace». Sie würde es bis 1948 für französische und belgische Deportierte und KZ-Häftlinge nutzen, die nun in unmittelbarer Nähe von Hilde wohnten. In ihren folgenden Briefen machte Hilde nicht eine einzige Bemerkung über ihre neuen Nachbarn oder allfällige Begegnungen.

Der Krieg war zu Ende. Deutschland kapitulierte am 8. Mai 1945. Hilde blieb im Sanatorium. Dorthin kamen ihre Kinder, Hedwig und Elle oft zu Besuch. Sie wohnten nicht weit vom Sanatorium entfernt. Elle bewohnte schon fast ein Jahr lang das «schöne Häuschen» in Remetschwil, eine halbe Stunde Fussmarsch südlich von Amrigschwand. Erst nach Elles Schilderungen am Krankenbett verstand Hilde allmählich, wie gefährlich der

Einmarsch der französischen Truppen vom 26. April für alle gewesen war. Mein Vater Reimer, der Neunjährige, hatte bei «Fräulein Rudolf» im Kinderheim in Amrigschwand gerade mit Fieber im Bett gelegen, als offenbar ein Soldat sein Gewehr auf ihn richtete. Reimer zog die Decke über den Kopf und bewegte sich nicht mehr, bis «Fräulein Rudolf» kam und ihn tröstend aus seiner angstvollen Lage befreite. Auch Elle war in eine schwierige Situation geraten. Die Franzosen hatten ein paar Mal über ihr Haus hinweg geschossen, um zu sehen, ob sich etwas rege. Schliesslich hatte Pella, die «gute Seele», sich ein Herz gefasst, war auf die Strasse gelaufen und hatte auf Französisch geschrien, sie sollten mit dem Schiessen aufhören. Niemand weiss, wie Pella, das französischsprechende Posener Kindermädchen, in den Schwarzwald zur Familie gelangte. Sie verliess Elle und die Kinder im Sommer 1945 angeblich Richtung Paris.

Hilde fragte sich, was mit Johann, dem Polen, war. Beim letzten Besuch hatte Elle ihn gar nicht erwähnt. Er stammte aus Warschau und war zur Arbeit im Gasthaus Rössle und auf Elles Nachbarhof verpflichtet worden. Oft half er seit Spätherbst 1944 auch ihr. War Elle verliebt? Jedes Mal, wenn sie ihn erwähnte, strahlte sie. Nach Kriegsende soll er mit seinen polnischen Kameraden öfters im Garten gesessen und den Klängen des Klaviers gelauscht haben, das Elle am offenen Fenster spielte. Was auch immer sich zwischen Elle und Johann entwickelt hatte, seine Geschichte endete tragisch: Die polnische Gruppe wollte nach dem Krieg in die Heimat zurückreisen. Johann zögerte. Da täuschten seine Kameraden einen Jagdunfall vor, bei dem sie auf ihn schossen. Sie missbilligten seine Kontakte zu den Deutschen, insbesondere den zu Elle. Johann war nicht sofort tot. Im Krankenhaus von Waldshut erzählte er Elle die ganze Geschichte. Danach erlag er seinen schweren Verletzungen.

Nun lag Hilde bereits seit zwei Monaten wieder im Sanatorium. Ihr Blick streifte die Kuppel des nahen Doms mit dem umliegenden ehemaligen

Kloster. Wie viele Monate hatte sie hier insgesamt schon verbracht? Zum ersten Mal war die jetzt 38-Jährige vor etwas mehr als drei Jahren direkt von Posen aus hergekommen. Danach wieder und wieder, einmal auch mit Andreas.

Alles schien wie immer, nur wehte nun die Trikolore dort, wo zuvor die schwarz-weiss-roten Hakenkreuz-Fahnen gehangen hatten. Die weissen Banner mit dem roten Kreuz, die in St. Blasien die zahlreichen Lazarette markierten, flatterten weiterhin. Auch das Sanatorium, der prächtige Garten, das herrschaftliche Haus, sein wertvolles Mobiliar und natürlich die berühmten Wandgemälde im Speisesaal, welche die vier Elemente abbildeten, waren dieselben geblieben. Betreten durfte Hilde das Haupthaus aber nur noch zu Untersuchungen. Eigentlich war rein gar nichts mehr wie vorher, gestand sich Hilde ein. Sie musste wohl froh sein, dass sie überhaupt noch behandelt wurde.

Gerne hätte sich Hilde ihre Liege ein paar Schritte hinaus in den Garten tragen lassen. Leider war auch dies nicht mehr zulässig. Die Liegen standen jetzt unter der Überdachung noch etwas dichter beieinander. Dösend hatte Hilde daher am frühen Abend ein Gespräch mitgehört. Durch die Bombardements sollten eine halbe Million Zivilisten umgekommen sein. Dass aber vier Millionen Mann Wehrmachtsangehörige Wehrmachtsangehörige – tatsächlich über fünfeneinhalb Millionen – seit 1939 zu Tode gekommen sein sollten, konnte sie nicht glauben.

Hilde tappte im Frühsommer 1945 einmal mehr im Dunkeln, was Andreas betraf. Ob er einer dieser angeblich vier Millionen Toten war? Einmal hatte er sich aus Schlesien, Freiburg oder Freiberg gemeldet. Noch im Februar soll er in Rumänien gewesen sein und im Januar in Russland als Fahrer bei einer motorisierten Einheit.

Sie fühlte sich wie abgeschnitten von der Welt und dachte äusser an Andreas oft an ihre Freunde in Posen oder an ihre Vorgesetzten, die Gaufräuerschaftsleiterin Helga Ihrö etwa. Und, würde sie je das Dortmunder Haus Wiedersehen? Angeblich hatten die beiden Häuser, die ihrer Mutter gehörten, die Bombardements der letzten Tage überstanden.

Wehmütig glitt ihr Blick über die blühenden Kirschbäume des Sanatoriumgartens. Sie dachte an den Dortmunder Garten, so schön wie dieser war der Posener nie geworden.

Und Ingrid, ihre Siebenjährige, hatte vor ein paar Tagen Geburtstag gehabt. Auch von ihr hatte sie nach wie vor keinerlei Nachricht. Es gab im Moment keine Möglichkeit, mit ihr in Kontakt zu treten. Mit einem tiefen Seufzer schloss sie ihre Augen und schob ihre trüben Gedanken weg.

Das Korbgeflecht ihrer Liege knarrte. Das gesamte Qualitätsmobiliar war vor Jahren aus der erfolgreichen Münchner Reformwerkstätte geliefert worden und verlieh dem Haus ein würdevolles Aussehen. Das Kopfkissen war früher alle zwei Tage frisch bezogen worden, nun war dieser Bezug bestimmt schon eine Woche alt. Vorsichtig streckte sie die Beine und schlug die Woldecke etwas fester um ihre Oberschenkel. Einige Kurgäste kamen erst jetzt vom Essen zurück, rückten sich und ihre Decken zurecht. Bücher wurden aufgeschlagen, irgendwo raschelte eine Zeitung. Hin und wieder fand ein Exemplar aus der Schweiz den Weg über die nahe Grenze und wurde ein paar Tage lang herumgereicht. Andere Zeitungen gab es keine mehr. Die alliierte Heeresberichterstattung mit ihren «tendenziösen Inhalten» zählten für Hilde nicht. Sie war froh, wenn ihr Blick den bewaldeten Berghang streifte und keine der Schlagzeilen erhaschte. Sie hielt das Zeitunglesen nicht aus. Gelogen wurde auch in der Schweizer Presse, war Hilde überzeugt. Und Zugang zu einem Radio hatte sie keinen.

Ihre Kinder kamen regelmässig zu Besuch. Das bedeutete knapp zwei Stunden Weg zu Fuss hin – und dann wieder zurück. Sie mussten immer von ihrer Mutter oder Schwester begleitet werden. Gerne hätte sie mal eines der Kinder alleine bei sich gehabt. Sie hätten zusammen etwas gemalt und Hilde hätte sich von ihnen erzählen lassen. Nur Karl und Peter waren schon gross und selbstständig genug, um den Weg alleine zu machen. Aber die Gefahr der Ansteckung war immer gegeben.

Den Professor Bacmeister hatte Hilde schon wochenlang nicht mehr gesehen. Er sei «krankgeschrieben», hiess es im Haus. Er hatte seine Pati-

enten zuvor gerne und oft besucht, mit ihnen gelacht, sie aufgemuntert, oder man hatte über Bücher gesprochen. Hatten die Franzosen ihn festgenommen? Später erfuhr Hilde, dass er tatsächlich sofort verhaftet worden war, als die Franzosen mit der Entnazifizierung begannen. Bacmeister starb am 7. Dezember 1945 im Alter von 63 Jahren entkräftet im Gefängnis in Freiburg im Breisgau.

Anfang Juni 1945 ging es Hilde etwas besser, wenn sie auch immer wieder leicht Fieber hatte. Gerade war ihre Mutter zu Besuch da gewesen. Hedwig hatte sich von der furchtbaren Reise wieder erholt. Trotz ihrer 67 Jahre schien sie unverwüstlich. War es die Religion, die ihr solche Kraft verlieh? Hedwig, seit 1939 Mitglied der Christengemeinschaft, war seither eine treue Anhängerin. Jeden Besuch bei Hilde in St. Blasien beendete sie mit einem Gebet, und Hilde musste sich eingestehen, dass ihr dies wohl tat.

Trotz mehrfachen Drängens ihrer Mutter und der Schwester hatte sich Hilde kaum mit den Schriften des Anthroposophen Rudolf Steiner oder Friedrich Rittelmeyer, einem der Begründer der Christengemeinschaft, beschäftigt. Beide Organisationen, die seit 1913 bestehende Anthroposophische Gesellschaft sowie die 1922 gegründete Christengemeinschaft, waren damals im Mai 1941 verboten worden. Die Priester wurden verhaftet. Es hatte Hilde immer irritiert, dass nicht nur Elle, sondern auch Hans Mitglied der Christengemeinschaft geworden war. Mehr noch, er hatte sich 1941 persönlich und auf höchster Ebene dafür eingesetzt und bewirkt, dass einige festgenommene Priester wieder freigelassen wurden. In der Folge war auch Hildes Mutter von der Gestapo befragt worden. Sie musste alle Bücher und Schriften, die sie von Steiner und Rittelmeyer besass, herausgeben. Darüber hinaus waren ihre Mutter und ihre Schwester aber in Ruhe gelassen worden. Vermutlich war Hans' Einfluss in Berlin dabei von grosser Bedeutung gewesen.

Hilde fröstelte, sie zog ihre Decke über die Schultern und schloss die

Augen. Sie dachte nach. Mutter und Schwester hatten oft und intensiv über Rudolf Steiners Lehre diskutiert. Hilde war diese fremd geblieben. Für sie brauchte es keine vermittelnde Institution und keine Kirche. Gott liess sich vielmehr für sie in der Natur, in jeder Blume und jedem Stein finden. Beleidete sie ihre Mutter und Elle um ihren Zugang zur geistigen Welt? Sie selber und Andreas hatten nur Karl und Peter in der Reinoldikirche in Dortmund taufen lassen. Die übrigen Kinder hatten keine Taufe mehr empfangen. Immer wieder hatte Hedwig sie dazu gedrängt, diese nachzuholen. In Posen und in dem Umfeld, in dem sie sich bewegte, wäre das aber undenkbar gewesen. Als Ersatz galten alte nordische Bräuche. Hilde hatte die neuen Formen gerne praktiziert. Eine Kirche hatte es seit Herbst 1941 im Osten ja gar nicht mehr gegeben. Die Gotteshäuser waren fast alle geschlossen worden und waren als Lagerhallen oder Büchermagazine genutzt gewesen. Nein, eine christliche Taufe für ihre jüngeren Kinder wäre undenkbar gewesen.

Dennoch verstand sich Hilde als Christin. Sie hatte jahrelang dafür gebetet, dass Gott dem «Führer» die Kraft gebe, sein Werk zu vollenden. Was wäre zu tun, damit nicht das Böse, sondern das Gute die Welt regieren würde? Das war immer ihre Grundfrage gewesen. Die Antwort hatte ja auch sie in Gott gefunden – und im von ihm auserwählten «Führer»: Wenn Gott, «in dessen Hand das deutsche Volk, in dessen Hand ja alle lagen, die Welt bestehen lassen wollte, dann würde das Gute siegen. Hundertfältig hat er gezeigt, dass seine Hand segnend auf dem Führer ruht», notierte sie. Und das kursierende Gerücht, dass sich Hitler vor drei Wochen das Leben genommen haben soll? Nichts davon war doch zu glauben!

Anlässlich eines Besuchs ihrer Mutter erinnerten sich die beiden gemeinsam an die glückliche Zeit in London. An ihren Vater, der jeden Garten zum Blühen brachte und nun schon fast zwei Jahre tot war. Vielleicht hatten ihm die Kriege doch mehr zugesetzt, als er je zugegeben hatte. Die Internierung im Ersten Weltkrieg, von der er später kaum mehr sprach, muss schwer gewesen sein.

Tagsüber hatte Hilde jetzt kaum mehr Fieber. Auch abends schien die Temperatur weniger zu steigen. Die Sommerabende waren lau, der längste Tag des Jahres stand bevor. Nach dem Abendbrot war es noch lange hell. Hilde lag draussen auf ihrer Liege. Gerade wollte sie die Erzählung *Ein Becher Wasser und andere Begebenheiten aus Polen* von Erhard Wittek aufschlagen, als überraschend Karl auftauchte. Er kam in Begleitung seines jüngeren Cousins, Elles Sohn, atemlos zu ihrer Liege gestürzt. Karl war schon wieder in die Höhe geschossen, ein stattlicher Junge, sie war stolz auf ihn. Hastig flüsterte er jetzt: «Vater ist da!» Hilde starrte ihn ungläubig an. Andreas hatte in völlig abgerissener Kleidung und Pantoffeln plötzlich vor Elles Haustüre gestanden. Offenbar war er einen weiten Weg zu Fuss gegangen. Seine Uniform hatte er vergraben und sich irgendwie durchgeschlagen. Ein Wunder, dass er unterwegs nicht erschossen worden war.

Andreas war zuvor in russischer, tschechischer, amerikanischer Gefangenschaft gewesen und wieder freigekommen. «War er denn, kriegsversehrt wie er war, nicht mal mehr als Gefangener zu gebrauchen?», schoss es Hilde durch den Kopf. Sie erschrak über ihren Gedanken und hörte mit einem Ohr weiter zu, was Karl berichtete. Bereits morgen wollte er sie besuchen. Karl wollte sofort wieder zurück. Es wurde langsam dunkel, dann herrschte Ausgangssperre. Vor ihnen lag der lange Fussweg über den Hügel nach Remetschwiel. Die Rückkehr war wegen der Franzosen eigentlich viel zu gefährlich.

«Danke», sagte Hilde leise, als die beiden eigentlich schon äusser Hörweite waren. Später stellte sich heraus, dass sich die beiden Jungen auf dem Heimweg entschieden, durch ein Waldstück zu gehen, von dem sie glaubten, dort keiner Besatzung zu begegnen. Genau dort stiessen sie aber auf einen mobilen Kontrollposten, es war eine marokkanische Einheit. Die Soldaten mit ihren geladenen Maschinenpistolen hielten die beiden an und holten den zuständigen französischen Offizier dazu. Dieser liess die zwei Kinder nach einer kurzen Befragung aber laufen.

Andreas bei Elle? Hilde konnte sich kaum vorstellen, dass das wahr sein sollte. Sie stand auf, ging in ihr Zimmer und öffnete den Schrank. Dort, auf dem oberen Regal, lag ihr Nietzsche. Sorgfältig bewahrte sie all die Jahre im Band *Schopenhauer als Erzieher* ein Bild von Andreas auf. Andreas in jungen Jahren, aufgenommen Mitte der 1930er-Jahre, wenige Jahre nach ihrer Hochzeit. Sie nahm es heraus und betrachtete es lange. Sie sah Andreas' offenes Gesicht, die hohe Stirn, den festen Blick, sein kräftiges Kinn mit dem Grübchen und die gerade Nase. Mit dem Finger fuhr sie über seine Lippen.

Andreas würde versuchen, ein Fahrzeug zu bekommen und zu ihr zu fahren. Hatte er die Arbeitsdienstbaracke, wo Hedwig mit den Kindern wohnte, bereits gesehen? Es war nicht gerade das Heim, das sie sich für ihn wünschen konnte. Sie selbst sah schlecht aus, das sagte ihr nicht nur der Blick in den Spiegel. Sie fühlte sich seit Mai zwar etwas besser, die Lungenkapazität hatte jedoch noch nicht zugenommen. Ihre Atmung ging pfeifend und war flach.

Hilde haderte mit der Entwicklung ihrer Krankheit: Wenn nur das neue Antibiotikum «Penicillin» lieferbar wäre. Wenn sie jetzt in der Schweiz liegen würde, in Davos, wie es ihr der Arzt in Posen empfohlen hatte, sähe es vielleicht anders aus. Die deutschen Medikamentenbestände waren längst beschlagnahmt. Ihre Beziehungen, die sie bis hierher gerettet hatten, nicht mehr verfügbar. Mit einem fast lautlosen Seufzer legte sie ihr Buch auf dem Schoss ab und schloss die Augen.

Inzwischen war bekannt, dass «Penicillin» auch zur Heilung der Tuberkulose beitragen konnte. Es wurde in den USA industriell hergestellt, in Europa war es aber noch nicht in genügender Menge verfügbar. Am 27. August 1945 wurden die Rationierungen in der Schweiz aufgehoben, was aber nicht für die übrigen europäischen Länder galt. Erst ab Januar 1946 begannen die Pharmaindustrien damit, das Antibiotikum auch für Deutschland zu produzieren.



Andreas in Wehrmachtsuniform,
vermutlich 1935.

Hilde hörte von ihrem Bett aus, wie die Tür ins Schloss fiel. Andreas war gerade wieder gegangen. Er sah furchtbar aus, war völlig abgemagert. Es war ihnen nicht leichtgefallen, miteinander ins Gespräch zu kommen, und so hatten sie mehrheitlich geschwiegen. Zuerst hatten sie sich in die Arme genommen. Für einmal war sie nach dem Frühstück im Zimmer geblieben. Die Ärzteschaft war informiert, dass ihr Mann heimgekehrt war, und so waren die beiden nicht gestört worden. Hilde war im Bett sitzen geblieben, er hatte sich einen Stuhl herangeschoben. Andreas sprach leise. Erzählen mochte er nicht. Er hatte lange ihre Hand gehalten und ihr über den Handrücken gestreichelt. Die Wärme seiner Hände war wohltuend. Jetzt erst, nachdem er wieder weg war, liefen ihr die Tränen über die Wangen.

Nie und nimmer hätten sie erwartet, dass der Krieg so enden würde. Hilde hatte versucht, sich etwas hübsch zu machen. Natürlich hatte Andreas gut erkennen können, wie eingefallen ihre Wangen waren. Ihre Haare, die immer so schön gegläntzt hatten, waren stumpf geworden. Sie trug sie hochgesteckt, ein Tuch umgebunden.

Hilde fragte sich zweifelnd, ob sie je wieder die Frau und Mutter sein könne, «die alle brauchten». Sie wollte leben. Vier Jahre lang hatte sie bereits gegen die TB gekämpft. Immer, wenn die Krankheit überwunden schien, kam ein Rückschlag. Sie bangte und hoffte gleichzeitig. Vielleicht würde Andreas zu Hause mithelfen. Vielleicht liesse sich mal ein Reimer-Tag oder ein Rike-Tag einrichten, so wie sie das in Posen im Herbst 1943 damals gehalten hatte, als sie schwach war und viel liegen musste. Womit nur würde Andreas die Familie im Schwarzwald ernähren? Hilde war jetzt zu schwach, um sich länger darüber Gedanken zu machen. Seit fünf Monaten war sie bereits wieder im Sanatorium. Noch immer war sie auf starke Schmerzmittel und zwischendurch auf ein Opiat angewiesen. Was konnte sie denn noch für einen Beitrag leisten?

Seit Andreas' Heimkehr schrieb Hilde ihm regelmässig. Sie formulierte Wünsche nach Esswaren zur Ergänzung der mageren Klinikkost. Einen Teil des Essens erhielt Hilde nun von Andreas. Er brachte es in Marmeladengläsern

vorbei oder schickte Karl und Peter, um die Gläser bei Hilde abzuliefern. Als sie einmal ein Stück Seife von einer Krankenschwester geschenkt bekam, freute sie sich, dass sie sich «aus der Reihe» einmal richtig waschen konnte.

Am 27. Juni 1945 notierte Hilde, sie habe zuhanden der Franzosen einen Arbeitseinsatzbogen ausfüllen müssen. Die Besatzer, das hatte sich herumgesprochen, verpflichteten ehemalige Nazis zu Aufräumarbeiten. Insbesondere die Mitglieder der NSDAP wurden zwangsweise dazu verpflichtet, den Schutt und die Trümmer in den zerbombten Städten wegzuschaffen. Hilde schrieb hinter den Doppelpunkt auf der Zeile «Partei» ein «Ja» auf den Bogen, bei «Organisation» schrieb sie «Nationalsozialistische Frauenschaft» und unter «erwerbsbeschränkt» gab sie an, dass sie bettlägerig sei. Sie hörte in dieser Sache nie mehr etwas.

Andreas hatte es mittlerweile geschafft, dass sich die Familie in der Baracke etwas wohnlicher einrichten konnte. Er habe dank erbettelter Gaben von umliegenden Bauern auch die Ernährungslage etwas verbessert, sagte er. Sie assen vor allem Kartoffeln und Pastinaken. Andreas half, so gut es mit der Prothese ging, den Bauern beim Holzfällen und bekam dafür das dringend benötigte Heizmaterial. Eine ständige Besatzung gab es weder in Amrigschwand, noch bei Elle in Remetschwil. In St. Blasien und auf den Durchfahrtsstrassen waren die Franzosen jedoch präsent. Wie Andreas die Familie durch den Winter bringen würde, war ungewiss. Hilde ärgerte sich, dass es Andreas mehrmals misslang, eine Hilfe im Haushalt zu halten, die er aus einem der Lazarette oder Sanatorien hatte abwerben können. «Du Depp», schrieb sie ihm dann in ihrem Zorn.

Am 14. Juli feierten die Franzosen ihren Nationalfeiertag laut und fröhlich im Ort. In der Nähe der Klink hatten sie einen Lautsprecher im Freien aufgestellt. «Da ertönt ununterbrochen Musik», ärgerte sich Hilde. In der Klinik wurde es organisatorisch zunehmend unruhig. Das Pflegepersonal wechselte ständig. Als Hilde aber im September einmal eine neue Schwester zugeteilt wurde, freute sie sich richtig über deren Haltung: «Es weht

Ostwind, DRK Frontschwester und SS-Braut!», schwärmte Hilde. Sie atmete bei solchen Begegnungen noch immer dankbar auf. Bald ging das Gerücht, dass das «Haus Baden», in dem Hilde lag, geschlossen würde. Andreas war in Sorge, er versuchte für Hilde eine geeignete Unterbringung ausfindig zu machen. Daher nahm er Kontakt mit Doktor Bettinger von der Klinik Höchenschwand auf, bei dem sich Hilde so wohl gefühlt hatte. Sie hoffte, dort «Zwischenstation» einlegen zu können. Die Klinik, inzwischen ein Genesenenheim für Soldaten, lag deutlich näher bei der Familie. Der Wechsel klappte jedoch nicht, das «Haus Baden» blieb aber glücklicherweise weiterhin in Betrieb.

Immer wieder äusserte Hilde in ihren kurzen Briefen an Andreas ihre Vorfreude auf seine Besuche. Sie bat ihn «immer Blumen» mitzubringen: «Bei Euch blüht doch noch etwas», schrieb sie. Es war gut, dass er da war und für die Familie sorgen konnte. Hilde hatte jetzt dauernd hohes Fieber. «Heftige Verdauungsbeschwerden, Blähungen, Appetitlosigkeit und Leibschmerzen» plagten sie. Im Juli nahm Hilde stark ab und bekam ständig ein «Nervenmittel», um überhaupt schlafen zu können.

Ihr Klinikaufenthalt war teuer. Am 8. August 1945 bat Sanatoriumsdirektor Rau um einen Betrag von 1584.91 Mark für die aufgelaufenen Kosten. Weil mittlerweile keinerlei Vergütungen mehr «vom Reich», das es inzwischen gar nicht mehr gab, kamen, hatten sich im Sanatorium Liquiditätsengpässe ergeben. Hilde erkundigte sich bei Andreas und Hedwig, was zu tun sei. Es stellte sich heraus, dass es auf Hedwigs Dortmunder Konto, es lag in der britischen Zone, noch verfügbares Geld gab. Es könnte als Scheck abgegeben werden, hatte Andreas in Erfahrung gebracht. Im Schwarzwald hatten die französischen Besatzer alle deutschen Konten gesperrt. Erst im Rahmen der Entnazifizierungsverfahren oder in Hildes Worten, «wenn Parteigenossen usw. Angelegenheit geklärt ist», wurden diese wieder freigegeben.

An einem Oktobertag erzählte ihr Andreas gelegentlich, dass «Fräulein Rückschlag», die Bürovorsteherin, die er letztes Jahr in Posen noch hatte anstellen können, vor ein paar Wochen überraschend im Schwarz-

wald angekommen sei. Niemand wusste, wo sie die Wochen zuvor verbracht hatte. Sie hatte sich irgendwie durchgeschlagen, war dann «im Schwarzwald weit und breit der erste Mensch aus der russischen Zone». Alle wollten von ihr wissen, wie es dort aussah, was sie erlebt hatte und wie sie über die Zonengrenze gekommen war. Wie sich herausstellte, war sie – genauso wie Hilde – bereits einen Tag vor der Evakuierung aus Posen abgereist. Hatte sie denn wirklich niemanden? Sie war eine freundliche, hübsche, junge Person, erst 25 Jahre alt und offenbar ohne Familie. Es überraschte Hilde kaum, wie sehr sich «Fräulein Rückschlag» der Familie verbunden fühlte. Eher war sie berührt von ihrer «Treue und Anhänglichkeit». Hedwig hatte, hoffte Hilde, mit ihr nun endlich wieder «einen Menschen um sich, den sie kennt». Kam hinzu, dass es ihre Vornamensvetterin mit den Kindern gut konnte. «Ach, es gibt doch noch Lichtblicke!», schrieb Hilde erleichtert.

«Fräulein Rückschlag» bot an, Ingrid bei Irmchen im thüringischen Weidhausen abzuholen. Der Ort in der Nähe von Coburg lag fast 500 Kilometer nördlich, gerade noch in der amerikanischen Zone. Aus der russischen Zone hätten sie Ingrid kaum rausgekriegt. Hilde gab Anweisungen, welche der Kleider für Ingrid mitgebracht werden sollten, und überlegte, ob eigene, zu klein gewordene Kleider weitergegeben werden konnten. Ausserdem sollte «Fräulein Rückschlag» das ausstehende Kostgeld, etwa 800 Mark, gleich mitnehmen. Die Reise war zu diesem Zeitpunkt mühselig und angesichts des Chaos, das überall herrschte, auch gefährlich. Viele Bahnstrecken waren zerstört, die verbliebenen überlastet. Die Reise konnte unter den gegebenen Bedingungen Tage dauern, der Erfolg war ungewiss. Hilde Rückschlag liess sich davon nicht abschrecken. Als sie abgereist war, ärgerte sich Hilde bloss, dass «Fräulein Rückschlag auch eigenes Gepäck transportieren musste». So konnte sie natürlich niemals alle Sachen von Ingrid mit zurückbringen.

Um mit der Zeit wieder mit dem Geldverdienen anfangen zu können, hatte Andreas entschieden, eine Kistenfabrikation aufzumachen. Die Bauern könnten so ihr Obst und Gemüse künftig in den Holzkisten verkaufen.

Dank seiner Verbindungen nach Dortmund beschaffte er Nägel, die im Ruhrgebiet eher verfügbar waren. Gute Nägel gab es sonst kaum irgendwo zu kaufen. Andreas war inzwischen mehrmals nach Dortmund gereist und belebte dort insbesondere die Beziehungen zu seinen ehemaligen Bundesbrüdern. Schliesslich gelang ihm die Abwicklung erster Geschäfte.

Der Herbst 1945 war warm. Über die süßen Kleidchen, die ihre beiden blonden Mädchen bei ihrem Besuch anhatten, freute sich Hilde besonders. Armgard war schon fünf und Rike gerade vier Jahre alt. Für einmal durften sich die Kleinen am Brunnen des Sanatoriumgartens nass machen. Wie schaffte es Hedwig nur, die Mädchen in diesen Zeiten so hübsch anzuziehen?

Hilde schwitzte in der Wärme unangenehm, was durch die fiebersenkenden Mittel noch verstärkt wurde. Ihr ganzer Oberkörper schmerzte seit Tagen. Sie wusste kaum, wie sie sich halten sollte. In einem ruhigen Moment mit ihrer Mutter erfuhr sie, dass die drei grossen Besatzungsmächte, England, Russland und die USA, in Potsdam getagt und ihre Beschlüsse über die künftigen Grenzen Deutschlands veröffentlicht hatten. Ostpreussen sollte der Sowjetunion zugesprochen werden. Polen würde wieder ein eigener Staat mit einer Westgrenze von Stettin bis Frankfurt an der Oder werden. Auch Schlesien sollte wieder polnisch werden. War alles verloren? Die Deutschen in Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn sollten zudem wieder aus diesen Ländern herausgebracht werden. Alle ihre deutschen Freunde in Posen würden, wenn sie denn überhaupt noch lebten, davon betroffen sein. Weiter wurde derzeit von einer Kriegsverbrecherliste gesprochen, die zu Anklagen führen sollte.

Am 9. Oktober erfuhr Hilde, dass ihre Schwägerin Annemarie, die sie im Pfarrhaus so bereitwillig aufgenommen hatte, bei sich zu Hause von Russen vergewaltigt worden war. Hilde war erschüttert. Sie erkundigte sich bei ihren Ärzten, was in einem solchen Fall zu tun sei. Hilde hatte mit

Annemarie noch darüber gesprochen, erinnerte sie sich, ob sie und ihr Mann nicht auch vor den Russen fliehen sollten. Hildes Schwägerin wollte aber das Pfarrhaus nicht verlassen und hatte gesagt: «Das sind doch auch nur Menschen.» Jetzt hatte sich für Hilde bestätigt, was sie schon damals dachte: «Un-Menschen, Bestien sind es!»

Andreas war es mittlerweile gelungen, die für Hilde jeweils notwendigen Medikamente in Freiburg selbst zu beschaffen. Im Sanatorium war kaum mehr etwas verfügbar. Auch hinsichtlich der Ernährung war Hilde inzwischen vollkommen von Andreas abhängig. Oft wartete sie aber verzweifelt und bisweilen vergeblich, dass jemand zu Besuch kam und das Nötige mitbrachte. Andreas, der sich darum bemühte, wieder Geld zu verdienen und immer wieder nach Dortmund reiste, hätte, wie Hilde ärgerlich fand, doch auch Karl oder Peter schicken können. Ihr Fieber stieg wieder. Sie fühlte sich erschöpfter denn je.

Die Nachrichten, die von aussen kamen, waren beängstigend. Hedwig erzählte Hilde mit gedämpfter Stimme, dass der «Alliierte Kontrollrat» ein Gesetz erlassen wolle, welches ein Verbot der NSDAP und dessen Organisationen, darunter auch die NS-Frauenschaft, erwirken werde. In Hilde drehten sich die Fragen im Kreis. Würde man auch die Leiterinnen verfolgen? Was würde geschehen am Prozess, der in Nürnberg gegen 24 Nazi-führer vorbereitet wurde? Ihre Mutter wagte kaum weiterzusprechen, und Hilde fragte nicht nach. Mit dem Kontrollratsgesetz Nummer 2 vom 12. Oktober 1945 wurde die NS-Frauenschaft verboten und ihr Eigentum beschlagnahmt. Die Kreisfrauenschaftsleiterinnen – wie Hilde eine gewesen war – fielen genauso wie die Gaufrauenschaftsleiterinnen als «Hauptschuldige» unter den «Automatischen Arrest». Sie wurden, wenn sie aufgegriffen wurden, in Lagern interniert. Am gleichen Tag erlitt Hilde einen heftigen Kreislaufzusammenbruch, der sie sehr schwächte.

Im November 1945 fiel in St. Blasien der erste Schnee. Der Wald lag

weiss und glitzernd in der Wintersonne. Hilde lag fast nur noch. Seit ihrem Zusammenbruch war sie immer schwächer geworden. Einmal hatte ihr Andreas *Die Tat*, eine Schweizer Zeitung, mitgebracht, die ihm ein Bauer überlassen hatte. Deutsche Zeitungen gab es noch immer keine. In der Schweiz wurde aber über das Geschehen in den Besatzungszonen berichtet. In allen Zonen hungerten die Menschen, manche befürchteten, dass Kleinkinder den Winter nicht überleben würden. Die Mehrheit der Schulkinder besuchte noch keinen regelmässigen Unterricht. Die alliierten Besatzungsbehörden diskutierten über die «Wiedererziehung der Deutschen», über die notwendige «geistige Säuberung». So wurde etwa laut darüber nachgedacht, ob allen Mitgliedern der NSDAP für eine bestimmte Zeit, etwa für fünf Jahre, die Bürgerrechte aberkannt werden sollten. Hilde hatte die Schlagzeile gesehen. «Deutschland ohne Nazis? Wie sollte das denn gehen?» Das war nicht mehr ihr Deutschland. «So hätte das Reich nie enden dürfen», meinte sie traurig gegenüber Andreas. Er schwieg.

Sie hatte ihren Kopf auf zwei Kissen gebettet, damit sie leicht erhöht lag und hielt die Zeitung noch in der Hand, als Andreas gegangen war. Sie war zu müde, um die wenigen Zeilen des Artikels *Reinigung oder Rache?* zu lesen. Wann immer sie dabei kurz einnickte, sah sie Bilder von Menschen, die in Panik und mit blutigem Gesicht umherrannten. Sie glaubte, Motorengeräusche herannahen zu hören. Immer wenn sie versuchte, sich vor den Tieffliegern wegzuducken, schreckte sie auf und merkte, dass sie im Bett lag. Gleich übermannte sie der Schlaf wieder, und neue Bilder stiegen auf.

Ja, sie hatten alles verloren. Andreas konnte dennoch in seinem neuen Leben Fuss fassen. Dank seiner Kistenfabrikation, den umliegenden Bauern und vermutlich der tatkräftigen Hilfe von Hedwig und Hilde Rückschlag gelang es ihm, die Familie einigermassen zu ernähren. Er packte an: In der Küche sorgte er für flies-

send Wasser «mit Abfluss», wie Reimer fröhlich berichtete. Das bedeutete «endlich eine spürbare Arbeitserleichterung», bestätigte auch Hedwig. Zum Glück, stellte sich heraus, waren Hedwigs beide Häuser in Dortmund erhalten geblieben, wenn auch schwer beschädigt. Sie waren dadurch aus der Finanzsorge heraus, hatten sie doch sämtlichen Besitz in Posen verloren. «Jeder Pfennig» kam von Hildes Mutter.

Und endlich kam Ingrid wohlbehalten zur Familie zurück. Als die Siebenjährige ihre Mutter im November nach fast einem Jahr der Trennung besuchte, war diese zu schwach, um mit ihrer ältesten Tochter zu sprechen. Später, als es ihr noch einmal ein wenig besser ging, schrieb sie in einem Brief an Andreas mit zittriger Hand: «Ach die Freude, das Kind. Wie gut sieht sie aus.»

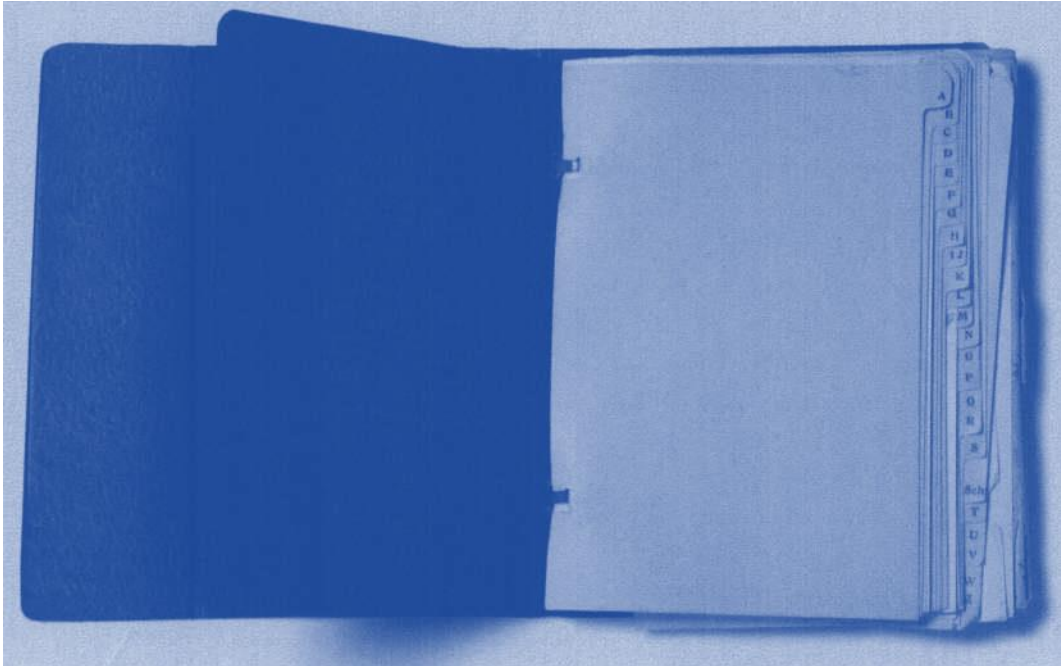
Mit ihrer Schwester sprach Hilde über den Tod, mit Andreas klammerte sie sich an jeden Funken Lebenshoffnung. Wie Hilde las auch Andreas ab und zu wieder in *Mein Kampf*. Das half ihnen. Als es Hilde noch schlechter ging, durften sie, äusser Andreas, nur noch Elle und ihre Mutter besuchen. Hilde hatte wochenlang 40 Grad Fieber. Dazwischen erlitt sie mehrmals einen Kollaps. Sie betete nun oft, wenn ihre Schwester oder ihre Mutter da war. In der «Kraft der Christengemeinschaft», die wieder erlaubt war, suchte neuerdings auch Hilde Trost und Zuversicht. Sie las «in den Evangelien». Das schrieb sie auch Andreas. Hilde wusste, «dass es Gnade wäre, wenn sie durch den Winter käme».

Eine Zeit lang blieb ihre Mutter im Sanatorium, um Hilde zu betreuen. Das bewährte sich aber nicht: Hildes Zustand hatte sich an einem Tag plötzlich dramatisch verschlechtert, und Hedwig war völlig überfordert gewesen. Später war daher eine Privatschwester für Hilde da, «die extra kochte und sich rührend» um sie sorgte. In Briefen an Grete klagte Hilde: «Wie furchtbar ist unser Reich zu Ende gegangen.» Im Schreiben vom 8. Dezember 1945 freute sie sich für Grete, die eine Anstellung als Lehrerin gefunden hatte und somit «nun von der Familie die erste ist, die wieder verdient». Grete war der NSDAP nie beigetreten. Die übrigen Familienmitglieder, ins-

besondere Andreas, begannen zu ahnen, dass sie aufgrund der Entnazifizierung keine Erwerbstätigkeit würden aufnehmen können.

Die Kälte war inzwischen unerbittlich ins Hochtal hereingeströmt. Andreas war in Amrigschwand «innerlich am Rande der Verzweiflung». Er und die Kinder hatten kaum noch etwas anzuziehen. Andreas blieben sein «dünner Sommeranzug» und kaum geeignete Schuhe. Entsprechend verärgert reagierte Hilde, als ihr Schwiegervater Andreas um eine finanzielle Unterstützung bat. Während sich sein Sohn «vor furchtbarem Leid über all das Geschehene verzehrt», wollte sich sein Vater Geld bei seinen Kindern borgen, um wieder ein Geschäft aufzubauen! Das war ungeheuerlich. Andreas litt, für Hilde gut erkennbar, geradezu «physische Qualen». Andreas hatte deprimiert gesagt, dass er «weder für sich noch im Gesamt einen Weg» sehe. Wie Hilde hatte auch er aufgehört, Radio zu hören. Nur seit etwa drei Wochen lasen sie beide, wie sie sich eingestanden, «geekelt etwas Zeitung». Es wurde «entsetzlich gelogen», war Hilde überzeugt. Andreas suchte, wie früher schon und wie es Hilde auch immer wieder getan hatte, Trost in der Nietzsche-Lektüre.

Nun spürte Hilde den Schmerz nicht mehr. Sie war eingeschlafen. Ihre Schwester, die an diesem Freitag, dem 14. Dezember 1945 35 Jahre alt wurde, sass schon seit Stunden neben ihr. Jetzt stand sie langsam auf. Hilde war gestorben.



Hildes Adressbuch, der Schlüssel zu ihrer fortwährenden Briefkorrespondenz. Die Einträge zeigen, dass sie es in ihrer Dortmunder und Posener Zeit sowie während der Kuraufenthalte immer bei sich hatte. Zusätzlich enthält es die gefalteten Präsenzlisten vieler Frauenschaftstreffen.

Nach 1945

Hilde wurde in der Reichsarbeitsdienstbaracke in Amrigschwand bei ihrer Familie aufgebahrt. Andreas hielt Totenwache. Als Elle in der Früh übernahm, fand sie Hitlers *Mein Kampf* neben der Toten liegen. Nach drei Tagen wurde Hildes Sarg geschlossen. Sie wurde auf einem Schlitten durch den tiefen Schnee ins nahe Höchenschwand überführt. Dort wurde Hilde kurz vor Weihnachten 1945 auf dem Friedhof bei der Kirche beigesetzt.

Anfang 1946 mietete Andreas ein Haus im nahen Weiler Strittberg. Hier wohnte er bis 1948 mit den Kindern und seiner ehemaligen Sekretärin Hilde Rückschlag. Im Herbst 1946 heiratete er die 15 Jahre jüngere «zweite Hilde», wie sie alle nannten. Im Oktober 1947 bekamen sie eine Tochter, 1954 einen Sohn.

Spätestens im Februar 1946 wurde klar, dass Andreas vorerst nicht als Rechtsanwalt würde arbeiten dürfen. Mit einer Holzkistenfabrikation für das Obst der umliegenden Bauern hielt er die Familie über Wasser. Am 18. Januar 1948 reichte er schliesslich bei den Alliierten einen Antrag auf «politische Überprüfung» ein. Damit wollte er eine Entnazifizierung erreichen und insbesondere seine Berufszulassung als Anwalt zurückerhalten. Er verschwieg dabei Wesentliches. Trotz ausdrücklicher Aufforderung deklarierte er im Meldebogen nicht, als nationalsozialistischer Führungsoffizier, NSFO, im Einsatz gewesen zu sein. Auch seine Funktion als Kommandant des Kriegsgefangenenlagers in Charkow gab er nicht an. So wurde er von der Spruchkammer Waldshut als «Minderbelasteter» eingestuft. Am 2. April 1948 sprach diese rückwirkend ein zweijähriges Berufsverbot aus. Im gleichen Jahr nahm Andreas seinen Beruf wieder auf. Er öffnete zuerst in Dortmund, später in Frankfurt a.M. wieder eine juristische Kanzlei.

Hildes Mutter, Hedwig, zog zu Elle. Ihr Leben lang pflegte sie zu allen ihren Enkelkindern eine enge Beziehung. Ins grosse Dortmunder Haus an der Freiligrathstrasse kehrte sie nie mehr zurück. Das kleinere Gartenstädter Haus am Kettelerweg blieb in ihrem Besitz. Als Jugendliche besuchte ich hier Verwandte. Hedwig lebte zuletzt taub und blind in einem Altersheim am Bodensee. Dort lernte ich sie als meine über 90-jährige Uromi kennen. Als ich drei Jahre alt war, starb sie. Sie hatte ihre Lebenserinnerungen 1962, im Alter von 80 Jahren, ausführlich in einem Buch festgehalten. Hildes Geschichte erzählte sie darin nicht.

Elle wechselte von der Christengemeinschaft zur Anthroposophie und blieb Rudolf Steiners Lehre bis zu ihrem Tod 1987 treu. Sie baute sich als Institutsleiterin eines anthroposophischen Internats eine neue Existenz auf. Mit ihren Kindern lebte sie zuerst in Hannover, später im ländlichen Niedersachsen, in Benefeld. Ich hatte nie Kontakt zu ihr. Innert weniger Jahre hatte sie ihren Mann, dann den Polen Johann, dessen Zuneigung sie erwidert hatte, und kurz darauf ihre Schwester verloren. 1947 erkrankte ihre erst 15-jährige Tochter völlig unerwartet und unerklärbar. Innert weniger Tage starb sie.

Hildes Schwägerin, Grete, arbeitete weiter als Berufsschullehrerin und blieb zeitlebens allein. Für mich hiess sie «Tante Grete». Sie wohnte mit ihrer Schwester, «Tante Lene», in ihrem Elternhaus in Herne. Lene war diejenige Schwägerin, für die Hilde 1936 die nationalsozialistische Hochzeit ausgerichtet hatte. Lenes Mann kam 1942 im Krieg ums Leben. «Die Tanten», wie wir sie nannten, besuchten uns gerne in der Schweiz. Nie haben sie von sich aus – oder jedenfalls nicht in meiner Gegenwart – über ihre Zeit in Posen oder über den Krieg gesprochen. Nie wäre ich als Kind oder später auf die Idee gekommen, danach zu fragen. Sie starben, als ich bereits erwachsen war.

Alle sechs Kinder von Hilde und Andreas nahmen Berufe auf, heirateten und hatten ihrerseits Kinder. Zwei von ihnen, darunter mein Vater, wanderten in die Schweiz aus. Meine Tanten und Onkel, meine Cousinen und Cousins besuchte ich als Kind mit meinen Eltern und Geschwistern oft

in den Sommerferien. Bei solchen Reisen begegnete ich auch Andreas, meinem Grossvater und seiner «zweiten Hilde». Andreas besuchte uns zudem gerne in der Schweiz. Er sprach kaum. Sein Holzbein blieb unter der gebügelten Hose versteckt. Nach dem Essen ging er, auf seinen Rollator gestützt, ums Haus und zählte jeden seiner wackligen Schritte. Danach legte er sich bei Wind und Wetter auf den Balkon zur Liegekur. Ich musste mich neben ihn setzen und sollte von der Schule berichten.

Alle zwei bis drei Jahre fanden in meiner Kindheit grosse Familientreffen statt. Dort erzählten die Verwandten von beruflichen Erfolgen und dem schulischen Vorankommen ihrer Kinder. Unmittelbar nach der Wende reiste mein Vater 1990 nach Posen und suchte das Haus am Nordwall (Winogrady) sowie die Kanzlei seines Vaters auf. Er betrat die Gebäude, erkannte auch seinen damaligen Schulweg wieder. Danach erzählte er mir bruchstückhaft von aufkommenden Kindheitserinnerungen. Und davon, dass er die Zwangsarbeit leistenden Polen grob beschimpfen musste. Diesen einen polnischen Satz, den er konnte, probierte er auf meinen Wunsch hin wieder aus. Er beherrschte ihn sein ganzes Leben lang.

Gestapeltes Schweigen

In ihren gemeinsamen Jahren haben Hilde und Andreas als Nazis lautstark, euphorisiert und zuletzt verbissen für die Idee des «Neuen Europa» gekämpft. Was folgte, war jahrzehntelanges Stillschweigen darüber. Andreas starb 1988. Da war ich 16 Jahre alt. Es gab wohl gute Gründe dafür, dass er schwieg, und dass alle mitschwiegen, solange er lebte. Hätte ihm das Erzählen eine Anklage als Kriegsverbrecher eingebracht? Wo war Andreas an den Tagen der Massenermordung in der Charkower Drobizki-Schlucht? Sicher ist, dass er sich damals in Charkow aufhielt. Vielleicht ist die Ermordung von über 10'000 Juden vor seinen Augen geschehen. Vielleicht ist es viel schlimmer.

Für Nazis gehörte es sich nicht anders, als über Unrecht und Verbrechen zu schweigen. Es war Teil des menschenverachtenden Auftrags, den sie sich selbst gegeben hatten. Das änderte sich auch nach dem Krieg nicht. Es fiel nicht besonders schwer, an das, was schon damals verschwiegen worden war, auch danach nicht mehr zu erinnern. Was blieb von Hilde? Vermutlich Trauer und vielleicht Scham; von ihrem Hab und Gut aber kaum etwas. Ihr Adressbuch, ein paar Bücher und Kleidungsstücke, wenige Fotos und ihre Briefe waren wohl die einzigen, erhalten gebliebenen Erinnerungsstücke. Die meisten der Briefe lagerten bestimmt zuerst bei ihrer Schwester Elle, der Adressatin. Sie müssen im Laufe der Jahre Dutzende Umzüge überstanden haben. Weitere Dokumente wurden vielleicht wortkarg weitergereicht oder blieben gestapelt und gut verpackt im Dunkel ihrer Kartons. Irgendwann lochte jemand jeden von Hildes Briefen, ein anderer muss die Blätter den Ordnern wieder entnommen haben und hat alle neu sortiert. Es gab Andeutungen, dass solche Dokumente existierten, so-

gar Ansätze zum Gespräch über Hildes Leben. Meist hingen die kaum formulierten Fragen aber fest. Einfacher war es zu schweigen.

Irgendwann durfte ich erste Briefe lesen, dann einige Dokumente übernehmen. Und kürzlich fanden hunderte Briefe, chronologisch geordnet, sorgsam gefaltet und pro Jahr zu einem kleinen oder grösseren Bündel geschnürt, zu mir. Während meiner Recherche kam weiteres Material von verschiedenen Verwandten hinzu. Irgendwo gibt es bestimmt noch etliches mehr.

Was Hilde verschwiegen hatte, sollte lieber nie gewesen sein. Gut möglich, dass ihre Briefe nur deshalb aufbewahrt wurden, weil sie über Gewalt, Unrecht und Verbrechen kaum etwas preisgeben. Hätte sie selbst, wenn sie denn weitergelebt hätte, je erzählt? Hätte sie mir, ihrer jüngsten Enkelin, meine Fragen beantwortet? Hätte ich denn gefragt?

So mündete Hildes fleissiges Schreiben, ihr konformes Schweigen und das zu frühe Sterben in einen seltenen und seltsamen Quellenfund. Es wurde dokumentierbar, was niemand erzählte.

Dank

Alleine ist es nicht zu schaffen. Ich kann die Menschen, die mich mehr als zwei Jahre lang bei dieser Arbeit und in meinem Leben begleitet haben, nicht alle aufzählen. Einige Freundinnen und Freunde stechen heraus, weil sie fraglos und immer für mich da waren, mitgedacht oder probegelesen haben. Andere haben mich punktuell unterstützt oder meinem Tun bloss Raum gegeben und sich mit mir über anderes unterhalten. Auch dafür bin ich dankbar. Ihr alle habt mich durch diese Zeit hindurch getragen.

Dieses Buch gäbe es nicht ohne Barbara Tänzler. Ihr Lektorat war substanzielle Arbeit am Text, hartnäckig, sorgfältig, inspirierend, erfahren und von Herzen freundschaftlich. Auch ohne Anita Lussmann als Gestalterin und ohne ihre genaue, einfühlsame, ernsthafte und freundschaftliche Arbeit wäre es nicht gegangen. Corinne Hügli danke ich für ihr mitdenkendes und mitfühlendes Korrektorat.

Ich danke der Gemeinnützigen Stiftung Basler & Hofmann sowie der Gemeinnützigen Gesellschaft des Bezirks Meilen für ihre grosszügigen Beiträge.

Ich danke meiner Familie, aus der ich komme, dass sie mich hat gewähren lassen. Manche haben mich ermutigt. Dafür habe ich grössten Respekt – es ist nicht selbstverständlich und das Ergebnis wohl nicht für alle einfach.

Ich danke am allermeisten meinen beiden Kindern, die meine bisweilen uferlosen Schreibstunden in einer Zeit mitgetragen haben, die für uns alle nicht einfach war. Für Euch alle und für diejenigen, die immer wieder das Schweigen brechen, habe ich dieses Buch geschrieben.

Personenübersicht (Auswahl)

Hilde Bonhage geb. Danneel (2.3.1907-14.12.1945)

Andreas Bonhage (1905-1988), ihr Ehemann

Karl* (1932), ihr erster Sohn

Peter (1934-2009), ihr zweiter Sohn

Reimer (1936-2017), ihr dritter Sohn

Ingrid* (1938), ihre erste Tochter

Armgard* (1940), ihre zweite Tochter

Hilde Rückschlag (1920-1991), Andreas' zweite Frau

Elsbeth (Elle) Erdmenger geb. Danneel (1910-1987), ihre Schwester

Hans Erdmenger (1903-1943), ihr Schwager und Ehemann von Elle mit vier Kindern (geboren 1932,1933,1938 und 1942)

Hedwig Danneel geb. Stave (1882-1975), ihre Mutter

Paul Danneel (1875-1943), ihr Vater

Johannes Bonhage (1875-1952), ihr Schwiegervater; der Vater von Andreas

Margarete (Grete) Bonhage (1909 – ca. 2000), ihre Schwägerin und Andreas' Schwester

Annemarie Holzhausen (1906-k.A.), ihre Schwägerin und Schwester von Andreas; in Bayern/Falkenberg

Erna Bonhage (ca. 1910- k.A.), eine Cousine von Andreas; Leiterin von «Haus Maria» in Bockswiese im Harz

Heinz Rustmeier (ca. 1905 – ca. 1940), ihr Jugendfreund

* Namen geändert

Zeittafel

2. März 1907	Hilde kommt in London zur Welt.
14. Dezember 1910	Hilde bekommt eine Schwester, Elsbeth, genannt Elle.
Sommer 1914	Beginn des Ersten Weltkriegs.
Frühling 1916	Hilde wird mit ihrer Familie von Grossbritannien des Landes verwiesen und lebt dann in Berlin.
März 1917	Hilde lebt in Zwolle, Niederlande, wo sie ihren Vater nach drei Jahren erstmals wiedersieht.
Herbst 1918	Ende des Ersten Weltkriegs.
Januar 1919	Hilde zieht um nach Dortmund-Gartenstadt an den Kettelerweg.
1921	Hilde zieht in Dortmund ins Haus an der Freiligrathstrasse ein.
September 1927	Hilde studiert in Bonn ein Semester Medizin.
12. Juli 1930	Hilde heiratet Andreas.
Sommer 1931	Höhepunkt der deutschen Bankenkrise; im Februar 1932 erreicht die Arbeitslosigkeit in Deutschland ein Maximum.
31. Juli 1932	Reichstagswahl zum sechsten Reichstag der Weimarer Republik mit starken Zuwächsen für die NSDAP, welche die absolute Mehrheit nicht erreicht.
November 1932	Hilde bringt ihr erstes Kind zur Welt.

30. Januar 1933	Hitler wird zum Reichskanzler ernannt.
27./28. Februar 1933	Brand des Reichstags in Berlin.
5. März 1933	Letzte Reichstagswahl, an der mehr als eine Partei teilnimmt.
1. Mai 1933	Hilde tritt der NS-Frauenschaft bei.
Mai 1934	Hilde bringt ihr zweites Kind zur Welt.
August 1936	Hilde bringt ihr drittes Kind zur Welt.
1. Mai 1937	Hilde tritt der NSDAP bei. Den Antrag stellt sie am 7. Juli 1937, der Beitritt wurde rückdatiert.
März 1938	Hilde bringt ihr viertes Kind zur Welt.
7. – 9. September 1938	Hilde besucht den Parteitag der NSDAP in Nürnberg.
9. November 1938	Reichspogromnacht in vielen deutschen Städten.
Januar 1939	Hilde besucht die Führerinnenausbildung in Hattingen.
1. September 1939	Hitler überfällt Polen, der Zweite Weltkrieg beginnt.
Mai 1940	Hilde bringt ihr fünftes Kind zur Welt.
Mai 1941	Hilde siedelt nach Posen, Warthegau, um und übernimmt das Amt der Kreisfrauenschaftsleiterin der NS-Frauenschaft.
22. Juni 1941	Die Wehrmacht überfällt die Sowjetunion.
August 1941	Hilde bringt ihr sechstes Kind zur Welt.
Januar 1942	Bei Hilde wird Lungentuberkulose diagnostiziert.
März 1942	Hilde verbringt erstmals einige Wochen in St. Blasien im Sanatorium.

Sommer 1942	Hilde plant, sich mit Andreas und den Kindern in Charkow, im besetzten Russland, niederzulassen.
Februar 1943	Hilde verbringt als Kuraufenthalt erstmals Monate in Bockswiese.
Frühling 1943	Hilde gibt ihr Amt als Kreisleiterin der NS-Frauenschaſt in Posen ab.
Juli / August 1943	Hilde besucht ihren schwer verwundeten Mann im Lazarett in Scharley bei Beuthen.
19. Januar 1945	Hilde flieht ins sächsische Bayern bei Falkenberg zu ihrer Schwägerin.
20. Januar 1945	Posen wird evakuiert.
27. Januar 1945	Auschwitz wird von der Roten Armee befreit.
21. Februar 1945	Hilde flieht in den Schwarzwald zu ihrer Schwester nach Remetschwil.
26. Februar 1945	Hilde kommt in Remetschwil an und wird am 11. März in St. Blasien hospitalisiert.
April 1945	Hildes Familie bezieht die Reichsarbeitsdienstbaracke in Amrigschwand.
8. Mai 1945	Deutschland erklärt die bedingungslose Kapitulation, Ende des Zweiten Weltkriegs.
16. Juni 1945	Andreas kehrt aus dem Krieg zurück.
17. Juli – 2. August 1945	Potsdamer Konferenz, offiziell als Dreimächtekonferenz bezeichnetes Treffen der Hauptalliierten zur Beratung des weiteren Vorgehens.
12. Oktober 1945	2. Kontrollratsgesetz der vier Siegermächte betreffend die Auflösung und Liquidierung der NS-Organisationen.
14. Dezember 1945	Hilde stirbt in St. Blasien.

Abkürzungen

BDM	Bund Deutscher Mädel
DFW	Deutsches Frauenwerk
FAD	Freiwilliger Arbeitsdienst
Frauenwarte	Auch «Frauen Warte» oder «NS-Frauen-Warte»; Nationalsozialistische Frauenzeitschrift (1932 bis 1945)
Hilfswerk Mutter und Kind	Organisation, die als NSV-Hilfswerk «arische» Frauen während der Schwangerschaft und nach der Geburt betreute
Jungnationale Stimmen	Zeitschrift des Jugendverbandes Jungnationaler Bund
Jungnationaler Bund	kurz Junabu; einer der Jugendverbände der Bündischen Jugend in der Weimarer Republik
KLV	Kinderlandverschickung
KVR	Kriegsverwaltungsrat
M, DM	Mark, Deutsche Mark
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
NSF	Nationalsozialistische Frauenschaft
NSFO	Nationalsozialistischer Führungsoffizier
NSRB	Nationalsozialistischer Rechtswahrerbund; die Berufsorganisation der Juristen in NS-Deutschland
NSV	Nationalsozialistische Volkswohlfahrt

RAD	Reichsarbeitsdienst
RM	Reichsmark
SA	Sturmabteilung, die paramilitärische Kampforganisation der NSDAP, insbesondere während der Weimarer Zeit
SchuPo	Schutzpolizei
SS	Schutzstaffel, Organisation, die der NSDAP und Hitler als Herrschafts- und Unterdrückungsinstrument diente.
TB	Tuberkulose; Lungentuberkulose

Quellen aus Privatbesitz

Fast 200 Briefe von Hilde an ihre Schwester Elle, 1925-1945.

Über 800 Briefe von Hedwig an ihre Tochter Elle, 1930-1944.

3 Briefe von Andreas an seine Familie: aus Charkow im Februar 1942 und aus Posen im Dezember 1945.

5 Briefe von Grete an ihren Vater 1942.

7 Briefe von Hilde an eine Freundin aus der Dortmunder Ortsgruppe der NSF, 1943 und 1944.

8 Briefe von Hilde an Schwägerin Grete und an ihren Schwiegervater Johannes, 1943-1945.

22 Briefe von Hilde an Andreas, Januar 1945-Oktober 1945.

5 Briefe von Hilde an Grete 1945.

1 Brief von Elle an Matthias K., 15. Dezember 1972.

9 Briefe (Abschriften) von Andreas' Vater an seine Kinder, Februar 1945 – Oktober 1946.

Fahrtbericht der grossen Ferienfahrt in den Schwarzwald, Hilde 1925.

Ahnenpass, Druck und Verlag von Friedrich Wilhelm Ruhfus, Dortmund, Graphischer Grossbetrieb, Johannes Friedrich Christoph Bonhage, ohne Datum.

Briefe von Andreas an seinen Vater, seine Tanten und Cousinen betreffend «Vertragsänderung Bockswiese», Erbvertrag betreffend Übertragung von «Haus Maria», März 1941-Februar 1943.

Abituraufsatz von Reimer, ein Vierteljahr vor dem Abitur, Unna, November 1955.

«Omi Tagebuch», Aufzeichnungen von Hedwig Danneel, November 1962.

Dokumentation aus der Familie, Briefe an Elle, 1925-1945, «Briefe von Omi, Vedi und Hilde an Elle», Dortmund/Frankfurt/Brüssel 2010.

Aufzeichnung, Wege zur Christengemeinschaft und Anthroposophie in der Familiengeschichte, einige Daten zur Orientierung, Juni 2011.

Einzelne weitere Briefe, Dokumente und Fotografien; kleines rotes Fotoalbum.

Quellen aus öffentlichen Archiven

Archiwum Panstwowe w Poznaniu (Staatsarchiv in Poznan):

Signatur 16.593, Personenstandsaufnahme am 10. Oktober 1943, Hausliste für das Grundstück Nordwall 20.

Bundesarchiv Berlin

Hilde Bonhage:

Mitgliederkarteikarte der NSDAP-Zentralkartei (BArch R 9361-VIII KARTEI 3410990).

Mitgliederkarteikarte der NSDAP-Gaukartei (BArch R 9361-IX KARTEI 3820225).

Aufnahmeerklärung in die NS-Frauenschaft (BArch, (ehern. BDC), FS, Bonhage, Hilde, 2.3.1907).

Andreas Bonhage:

Mitgliederkarteikarte der NSDAP-Gaukartei (BArch R 9361-IX KARTEI 3820215).

Karteikarte des Reichsjustizministeriums mit Hinweis auf Personalunterlagen (BArch, R 3001 / 49950).

Personenkarte: Bundesarchiv B 563 / ZK – B-1314/268; zentrale Personenkartei der Deutschen Dienststelle (WASSt); Träger der Erkennungsmarke -39-, II./I.R.473 und -4-, G.B.K. Sonderstab Ost

Abteilung Militärarchiv (Freiburg): Kartei «Beförderungen Kriegsreserveoffiziere», Signatur: RW 59/2077).

Staatsarchiv Freiburg im Breisgau

Signatur D 180/2 Nr. 201940, Entnazifizierungsakte von Andreas Bonhage (geb.02.11.1905).

Gedruckte Quellen

Vollnhals, Clemens; et. al. (Hg.): Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen:
Februar 1925 bis Januar 1933, Institut für Zeitgeschichte 1992-2003.

Haarer, Johanna: Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind, München/Berlin 1941

Amtliches Fernsprechbuch von Posen 1942

Badische Zeitung

Badische Zeitung, 24. Februar 2015, «Luftangriff vor 70 Jahren tötete 27 Menschen
in Titisee».

Badische Zeitung, 30. März 2019, Thomas Mutter, «Der Krieg schuf die Lazarett-
stadt».

Die Tat

28. Mai 1945, S. 2.

11. Juni 1945, «In Deutschland aufgestöbert. General Bersarin vermutet Hitler am
Leben», S. 1.

4. August 1945, «Potsdam erweckt keine Illusionen»/ «Die Ergebnisse der Potsda-
mer Dreierkonferenz», S. 1.

7. November 1945, «Deutsche Bilanz 1945», S. 2.

7. Juni 1946.

Freiburger Nachrichten

14. August 1945.

Litzmannstädter Zeitung

NS-Frauen-Warte

Heft 20. Juni 1941, 10. Jahrgang.

Ostdeutscher Beobachter

Walliser Volksfreund

11. Januar 1946.

Onlinerecherche

<https://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/begriffe/deutsche-volksliste/> (Zugriff 3.3.19)

https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/B%C3%BCndische_Jugend
(Zugriff, 1.2.2021)

<http://www.juedische-gemeinden.de/index.php/gemeinden/p-r/1591-poses-warthe>
(Zugriff 22.2.2021)

https://www.nzz.ch/feuilleton/kunst_architektur/pool-ohne-david-stern-1.18518108
(Zugriff 1.2.2021)

<https://bc.wbp.lodz.pl/dlibra>: Digitale Bibliothek Regionalia Ziemi Łódzkiej (Regionalgeschichte von Łódź), Öffentliche Landesbibliothek, 90-508 Łódź (Zugriff 22.2.2021)

Diverse Begriffe: Enzyklopädie Wikipedia

Dokumentarfilm

«Eine blonde Provinz – Polen und der deutsche Rassenwahn», Regie: Jacek Ku-
biak und Klaus Salge, TV-Dokumentation, Novemberfilm, Deutschland 2009.

Literatur

Baur, Barbara: Letztes Jahr in St. Blasien. Die Geschichte eines Kurortes und seiner prominenten Gäste, 2. überarbeitete Auflage, Berlin 2018.

Blasberg, Cornelia: Die dritte Generation und die Literatur, in: Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Hg.): Die dritte Generation und die Geschichte, Stuttgart 2015, S. 67-88.

Bode, Sabine: Kriegenkel – die Erben der vergessenen Generation, Stuttgart 2014.

Böhler, Jochen; Lehnstaedt, Stephan (Hg.): Gewalt und Alltag im besetzten Polen 1939-1945, Osnabrück 2012.

Bonhage, Barbara: Die Geschichte(n) erzählen – Biographische Holocausterinnerungen der Dritten Generation in der Schweiz, in: Jacques Picard et. al. (Hg.): Erzählweisen des Sagbaren und Unsagbaren. Formen des Holocaust-Gedenkens in schweizerischer und transnationaler Perspektive, Wien, Köln, Weimar 2021, S. 267 – 281.

Bonhage, Barbara; Gautschi, Peter; Spuhler, Gregor; Hodel, Jan (Hg.): Hinschauen und Nachfragen. Die Schweiz und die Zeit des Nationalsozialismus im Licht aktueller Fragen. Lehrmittel, Zürich 2006.

Bonhage, Barbara et al.: Nachrichtenlose Vermögen bei Schweizer Banken. Depots, Konten und Safes von Opfern des nationalsozialistischen Regimes und Restitutionsprobleme in der Nachkriegszeit, Zürich 2001.

Bonhage, Barbara et al.: Schweizerische Wertpapiergeschäfte mit dem «Dritten Reich». Handel, Raub und Restitution, Zürich 2001.

Bonhage, Barbara: Schweizerische Bodenkreditanstalt. Aussergewöhnliche Zeiten bringen aussergewöhnliche Geschäfte, Zürich 2001.

Broszat, Martin; Friedländer, Saul: Um die «Historisierung des Nationalsozialismus». Ein Briefwechsel, in: Vierteljahrsschrift für Zeitgeschichte, Jahrgang 36, Heft 2, 1988.

- Burleigh, Michael: Die Zeit des Nationalsozialismus. Eine Gesamtdarstellung, Frankfurt a.M. 2000.
- Cornelius, Nadja: Genese und Wandel von Festbräuchen und Ritualen in Deutschland von 1933 bis 1945, Kölner Ethnologische Beiträge, Heft 8, Institut für Völkerkunde, Universität Köln, Köln 2003.
- Dammer, Susanna: Kinder, Küche, Kriegsarbeit – Die Schulung der Frauen durch die NS-Frauenschaft, in: Mutterkreuz und Arbeitsbuch. Zur Geschichte der Frauen in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus. Frankfurt a.M. 1981, S. 215-245.
- Dressler, Rudolf: Das Deutschlandbild in Israel, in: Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Hg.): Die dritte Generation und die Geschichte, Stuttgart 2015, S. 23-34.
- Epstein, Catherine: Model Nazi. Arthur Greiser and the Occupation of Western Poland, New York 2010.
- Friedrich, Gunter: Kollaboration in der Ukraine im Zweiten Weltkrieg. Die Rolle der einheimischen Stadtverwaltung während der deutschen Besetzung Charkows 1941 bis 1943, Bochum 2008.
- Guez, Olivier: Die dritte Generation in Deutschland und die Heimkehr der Unerwünschten, in: Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Hg.): Die dritte Generation und die Geschichte, Stuttgart 2015, S. 35-44.
- Hartmann, Christian: Massensterben oder Massenvernichtung? Sowjetische Kriegsgefangene im Unternehmen Barbarossa. Aus dem Tagebuch eines deutschen Lagerkommandanten, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte (49), Oldenburg 2001.
- Hartmann, Christian; Hürter, Johannes; Jureit, Ulrike: Verbrechen der Wehrmacht. Bilanz einer Debatte, München 2005.
- Harvey, Elizabeth: «Der Osten braucht dich!». Frauen und nationalsozialistische Germanisierungspolitik, Hamburg 2009.

Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Hg.): Die dritte Generation und die Geschichte, Vorwort (Thomas Schnabel) und Einführung (Paula Lutum-Lenger), Stuttgart 2015, S. 9-22.

Heer, Hannes: Tote Zonen. Die deutsche Wehrmacht an der Ostfront, Hamburg 1999. Heinemann, Isabel: «Rasse, Siedlung, deutsches Blut». Das Rasse- und Siedlungshauptamt der SS und die rassenpolitische Neuordnung Europas, Göttingen 2003.

Heinsohn, Kirsten; Vogel, Barbara; Weckel, Ulrike (Hg.): Zwischen Karriere und Verfolgung. Handlungsräume von Frauen im nationalsozialistischen Deutschland, Frankfurt/New York 1997.

Hilberg, Raul: Die Vernichtung der Europäischen Juden, Bände 1-3, Frankfurt a.M. 1990.

Jähner, Harald: Wolfszeit, Berlin 2019.

Keller, Charlotte: Die Geschichte der Klinik. St. Blasien im Wandel der Lungenheilkunde eines Jahrhunderts, Dissertation zur Erlangung des medizinischen Doktorgrades, Albert-Ludwigs-Universität, Freiburg 1983.

Kershaw, Ian: Hitler 1889-1936 und 1936-1945, 2 Bände, 2. Auflage, Stuttgart 1998.

Lohre, Matthias; Das Erbe der Kriegsenkel. Was das Schweigen der Eltern mit uns macht, Gütersloh 2016.

Luczak, Agnieszka und Pietrowicz, Aleksandra: Unsere Ausstellung «Alltag im besetzten Wielkopolska 1939», Institut des Nationalen Gedenkens in Poznan 1945, Deutsch-Polnische Akademische Gesellschaft e.V., www.dp-ag.org, 2012, übersetzt von Sebastian Engel.

Mitscherlich, Margarete: Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten. Anlässlich von Daniel Jonah Goldhagens Buch «Hitlers willige Vollstrecker», in: Psyche, Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, Heft 6. Juni 1997, S. 479-493.

Nowara-Matusik, Nina: «da die Tränen der Frauen stark genug sein werden ...». Zum Bild der Frau im Erzählwerk Ina Seidels, Katowice 2016.

Pörksen, Bernhard; Schulz von Thun, Friedemann: Kommunikation als Lebenskunst. Philosophie und Praxis des Miteinander-Redens, Heidelberg 2014.

- Rosenthal, Gabriele (Hg.): Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern, Giessen 1997.
- Roth, Markus: Herrenmenschen. Die deutschen Kreishauptleute im besetzten Polen – Karrierewege, Herrschaftspraxis und Nachgeschichte, Beiträge zur Geschichte des 20. Jahrhunderts, Band 9, Göttingen 2009.
- Scharf, Katharina; Schwab Elisabeth: Erziehung, Unterhaltung und Überwachung. Einflussbereiche und Machtmöglichkeiten der NS-Frauen- schaft und ihrer Führerinnen in Salzburg, in: Helga Embacher und Thomas Weidenholzer (Hg.): Machtstrukturen der NS-Herrschaft. NSDAP – Polizei/ Gestapo – Militär – Wirtschaft, Salzburg 2014.
- Senfft Alexandra: Der lange Schatten der Täter. Nachkommen stellen sich ihrer NS-Familiengeschichte, München 2016.
- Stephenson, Jill: The Nazi Organisation of Women, New York 1981.
- Steubel, Christiane: Radikale Nationalistinnen. Agitation und Programmatik rechter Frauen in der Weimarer Republik, Frankfurt/New York 2006.
- Süss, Joachim: Der lange Schatten unserer Vergangenheit. Über das transgenerationale Erbe der Nachkriegsgenerationen in Deutschland, in: Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Hg.): Die dritte Generation und die Geschichte, Stuttgart 2015, S. 45-66.
- Ustorf, Anne-Ev: Wir Kinder der Kriegskinder. Die Generation im Schatten des Zweiten Weltkriegs, Freiburg im Breisgau 2008.
- Welzer Harald; Moller, Sabine; Tschuggnall, Karoline: Opa war kein Nazi. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt a.M. 2002.

Bildnachweis

Titelbild	Hilde, Briefe im Hintergrund, Privatbesitz.
Seiten 2-3	Nachdruck der Postleit-Gebietskarte. Deutsches Reich 1944 mit besetzten Gebieten (Ostland, Ostpreussen, Generalgouvernement, Ukraine, Luxemburg, Westmark und Elsass. Bearbeitet im Reichspostzentralamt, eigene Reproduktion.
Seite 10	Hilde in Holland, «Omis Tagebuch», Privatbesitz.
Seite 16	Brief, Sütterlinschrift, Privatbesitz.
Seite 24	Hilde und Andreas in Bonn, «Omis Tagebuch», Privatbesitz.
Seite 27	Hochzeitsfoto, «Omis Tagebuch», Privatbesitz.
Seite 38	Hilde im Garten, «Omis Tagebuch», Privatbesitz.
Seite 44	Hilde mit Elle in London, «Omis Tagebuch», Privatbesitz.
Seite 52	Aufnahmeerklärung NS-Frauenschaft, Bundesarchiv Berlin. BArch, (ehern. BDC), FS, Bonhage, Hilde, 2.3.1907.
Seite 53	Mitgliedschaft NSDAP, Zentralkartei, BArch R 9361- VIII KARTEI 3410990.
Seite 76	Die ganze Familie vor dem Haus in Posen, Privatbesitz.
Seite 94	Posener Haus 1940, Privatbesitz.
Seite 95	Posener Haus 1940, Privatbesitz.

Seite 97	Inserate aus der <i>Litzmannstädter Zeitung</i> . Die grosse Heimatzeitung im Osten des Reichsgaues Wartheland mit den amtlichen Bekanntmachungen vom 1. Januar 1941, Nr. 1., Digitale Bibliothek Regionalia Ziemi Łódzkiej.
Seite 108	Hilde und Grete im Garten, Privatbesitz.
Seite 132	Die ganze Familie im Posener Garten, Privatbesitz.
Seite 164	Brief, lateinische Normalschrift, Privatbesitz.
Seite 180	Andreas, Privatbesitz.
Seite 190	Adressbuch, Privatbesitz.
Seiten 214-215	Nachdruck der Postleit-Gebietskarte. Deutsches Reich 1944 mit besetzten Gebieten (Ostland, Ostpreussen, Generalgouvernement, Ukraine, Luxemburg, Westmark und Elsass. Bearbeitet im Reichspostzentralamt, eigene Reproduktion.
Buchrücken	Barbara Bonhage (Autorin), fotografiert von Annette Golaz, www.agolaz.ch

0 50 100 150 200 km



ST. BLASIEN

Leipzig

Nürnberg

Ulm

Augsburg

BEYERN



Hildes Fluchtroute aus Posen im Januar und Februar 1945.

Verwaltungskarte der NSDAP aus dem Jahr 1944 mit allen Gauen, Kreisen und Städten in deutscher Bezeichnung. In dieser Darstellung sind Gebiete im Westen, Osten und Süden so ins «Grossdeutsche Reich» integriert, wie das die Nationalsozialisten gerne gesehen hätten.